Südosteuropa - Studien · Band 38

(eBook - Digi20-Retro)

Klaus Roth (Hrsg.)

Handwerk in Mittel- und Südosteuropa

Mobilität, Vermittlung und Wandel im Handwerk des 18. bis 20. Jahrhunderts

Verlag Otto Sagner München · Berlin · Washington D.C.

Digitalisiert im Rahmen der Kooperation mit dem DFG-Projekt „Digi20“
der Bayerischen Staatsbibliothek, München. OCR-Bearbeitung und Erstellung des eBooks durch den Verlag Otto Sagner:

http://verlag.kubon-sagner.de

© bei Verlag Otto Sagner. Eine Verwertung oder Weitergabe der Texte und Abbildungen, insbesondere durch Vervielfältigung, ist ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Verlages unzulässig.

«Verlag Otto Sagner» ist ein Imprint der Kubon & Sagner GmbH.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

SÜDOSTEUROPA-STUDIEN

Heft 38

im Auftrag der Südosteuropa-Gesellschaft
herausgegeben von Walter Althammer

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Handwerk in Mittel- und Südosteuropa

Mobilität, Vermittlung und Wandel im Handwerk des 18. bis 20. Jahrhunderts

Herausgegeben von
Klaus Roth

Im Selbstverlag der
Südosteuropa-Gesellschaft
München 1987

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Gedruckt mit Unterstützung des
Bayerischen Staatsministeriums für Wirtschaft und Verkehr
und der
Handwerkskammer für Oberbayern

© 1987 by Südosteuropa-Gesellschaft München
Alle Rechte vorbehalten!
ISBN 3-925450-03-3

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gesamtherstellung: prograph gmbH, München

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Inhaltsverzeichnis

Klaus Roth
Vorwort 7

Hermann Gross
Die Entwicklung des Handwerks in Südosteuropa unter mitteleuropäischen und osmanischen Einflüssen 11

Michael Palairet
The Migrant Workers of the Balkans and Their Villages (18th Century — World War II) 23

Josef Ehmer
Die Herkunft der Handwerker in überregionalen städtischen Zentren: Zürich, Wien und Zagreb zur Mitte des 19. Jahrhunderts 47

Ottó Domonkos
Zur Wanderung ungarischer Gesellen im 19. Jahrhundert 69

Rainer S. Elkar
Schola migrationis. Überlegungen und Thesen zur neuzeitlichen Geschichte der Gesellenwanderungen aus der Perspektive quantitativer Untersuchungen 87

Bärbel Kerkhoff-Hader
Vermittlung von Handwerkstechniken und -formen am Beispiel des Töpferhandwerks 109

Virginia Paskaleva
Die Entwicklung des Handwerks und die kulturelle Vermittlungsfunktion von Handwerkern bei der „Europäisierung" Bulgariens im 19. Jahrhundert 129

Horst Klusch
Interethnische Beziehungen und Vermittlungsprozesse im siebenbürgischen Töpferhandwerk des 19. Jahrhunderts 137

Fritz Markmiller
Archivalische Quellen und ihre Interpretation zur Differenzierung des Handwerks in Niederbayern zwischen 30jährigem Krieg und Säkularisation 149

Rudolf Weinhold
Sächsische und Thüringer Keramikproduktion zwischen dem 18. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts — Konstanz und Wandel 173

Osman Okyar
Industrialisation and Handicrafts in the 19th Century Ottoman Empire 183

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Gustav Otruba
Handwerk und Industrialisierung in Österreich im 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts 195

Klaus Roth
Die Pflege alter Handwerke im heutigen Bulgarien 217

Peter Nickl
Aufgaben und Ziele der Handwerkspflege in Bayern 231

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Vorwort

Vom 19.—23. November 1985 fand in München in den Räumen des Bayerischen Nationalmuseums ein interdisziplinäres Symposium zum Thema „Handwerk in Mittel- und Südosteuropa im 18. bis 20. Jahrhundert" statt, das gemeinsam von der Südosteuropa-Gesellschaft, dem Bayerischen Nationalmuseum und dem Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde der Universität München veranstaltet wurde. Wirtschafts- und Sozialgeschichtler, Nationalökonomen, Volkskundler, Handwerksforscher und Praktiker aus Ungarn, Rumänien, Bulgarien, der Türkei, der DDR, aus Schottland, Österreich und der Bundesrepublik Deutschland trugen ihre Forschungsergebnisse vor und diskutierten über Probleme des historischen und des heutigen Handwerks; einige Kollegen aus südosteuropäischen Ländern konnten der Einladung zur Teilnahme bedauerlicherweise nicht Folge leisten. Die während der Tagung gehaltenen 14 Referate sind in dem vorliegenden Band zusammengefaßt.

Ziel dieses bereits durch seine Themenstellung vergleichend angelegten Bandes ist es, gegen die noch verbreitete statische Sicht des Handwerks dessen *Mobilität* als einen entscheidenden Faktor zu behandeln. In den Mittelpunkt tritt damit zum einen — als Folge räumlicher Mobilität — die Vermittlungsfunktion des Handwerks zwischen Stadt und Land, zwischen verschiedenen Regionen, zwischen Ländern und Großräumen, wobei hier die Beziehungen zwischen Mitteleuropa und der Balkanhalbinsel im Vordergrund stehen sollen; zum andern verdient die schwierige, infolge der sozialen und geistigen Mobilität vielfach erfolgreiche Anpassung des Handwerks an die durch die Industrialisierung veränderten Bedingungen Beachtung.

Beziehungen zwischen Mittel- und Südosteuropa sind im Bereich des Handwerks — in unterschiedlicher Intensität — vom 12. bis zum 20. Jahrhundert nachzuweisen. Vor allem deutschsprachige Handwerker und ihre Organisationen strahlten, wie *Hermann Gross* in seinem einleitenden Beitrag zeigt, über Ungarn und Siebenbürgen aus auf die Balkanhalbinsel. Ihr Einfluß dort wurde jedoch seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert zurückgedrängt, als mit der osmanischen Herrschaft sich türkische Handwerke und Handwerksorganisationen mit wesentlich anderen Formen und Strukturen etablierten und für Jahrhunderte die Entwicklung des Handwerks vor allem in den Städten prägten. Erst im späten 18. und besonders im 19. Jahrhundert konnten sich — als Teil der „Europäisierung" Südosteuropas — dort wieder mitteleuropäische und italienische Einflüsse durchsetzen.

Eine der Grundlagen des Handwerks war die Gesellenwanderung und die — meist wirtschaftlich erzwungene — Bereitschaft, sich temporär oder auf Dauer in der Fremde niederzulassen und eine Werkstatt zu eröffnen. Diese Mobilität der Handwerker war für die ökonomische, soziale und auch kulturelle Entwicklung der Länder Mitteleuropas wie auch der Balkanhalbinsel von Bedeutung, wie *Michael Palairet* am Beispiel der südslawischen Wanderhandwerker und *Rainer S. Elkar, Ottó Domonkos* und *Josef Ehmer* am Beispiel der Gesellenwanderung bzw. der Mobilität von Lehrlingen, Gesellen und Meistern aufzeigen. Aufgrund

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

ihrer Grenzen überschreitenden Mobilität waren die Handwerker Vermittler in mehrfacher Hinsicht: Sie brachten, wie *Bärbel Kerkhoff-Hader* am Beispiel der Töpfer zeigen kann, ihre Fertigkeiten und ihr technisches Wissen, ihre Arbeitskraft und ihre Organisationsformen mit in andere Regionen; sie vermittelten, wie *Horst Klusch* am Beispiel Siebenbürgens nachweist, kulturelle Techniken und Formen von einer ethnischen Gruppe in die andere; sie spielten, wie *Virginia Paskaleva* am bulgarischen Beispiel zeigt, eine entscheidende Rolle im nationalen Befreiungskampf und bei der „Europäisierung" Südosteuropas; und sie vermittelten schließlich zwischen städtischer und ländlicher Kultur, wie *Fritz Markmiller* an niederbayerischen Archivquellen nachweisen kann.

Mobilität und Vermittlung zwischen Ländern, Regionen, Ethnien und Kulturen scheinen damit wichtige Charakteristika des einstigen Handwerks gewesen zu sein. Beide wurden eingeschränkt oder gelähmt durch das Vordringen der Manufakturen und vor allem der Industrie zuerst in Mitteleuropa und dann — seit dem späten 19. Jahrhundert — auch in Südosteuropa und der Türkei. Dem Wandel des Handwerks und der Auseinandersetzung des Handwerks mit der vorrückenden Industrie widmen sich die Beiträge *Rudolf Weinholds, Osman Okyars* und *Gustav Otrubas,* wobei ihre Untersuchungen über Sachsen/Thüringen, die Türkei und Österreich deutlich machen, daß das düstere Bild vom Untergang des Handwerks infolge der Industrialisierung in wesentlichen Punkten korrigiert werden muß, denn der Wettbewerb zwischen beiden Wirtschaftszweigen hatte je nach Art und Anpassungsfähigkeit des einzelnen Handwerks und je nach den sozio-ökonomischen Bedingungen der Region oder des Landes durchaus unterschiedliche Konsequenzen. Zahlreiche Handwerke paßten sich an die neuen Gegebenheiten flexibel an, neue Handwerke entstanden in größerer Zahl, während andere Handwerke dem Druck der Industrie oder dem Wandel der Bedürfnisse zum Opfer fielen. Mit diesen untergehenden Handwerken verschwanden zahlreiche überkommene Techniken und Fertigkeiten — ein Verlust, der die Handwerkspflege auf den Plan rief. Ihr geht es, wie *Klaus Roth* am bulgarischen und *Peter Nickl* am bayerischen Beispiel zeigen, weniger um die Dokumentation als vielmehr um die praktische Wiederbelebung und Fortführung traditioneller Handwerke, wobei sich trotz der erheblichen Unterschiede zwischen den Ländern und Wirtschaftssystemen erstaunliche Parallelen in den Entwicklungstendenzen und Problemen ergeben.

Mobilität, Vermittlung und Wandel im Handwerk sind somit die Schlüsselbegriffe dieses Bandes und jeder der Beiträge leistet als exemplarische Studie etwas zu ihrer Klärung. Es versteht sich aber, daß bei einer so kleinen Tagung zahlreiche Bereiche der Handwerksgeschichte und auch Länder ausgespart bleiben müssen.

Sowohl die Durchführung des Symposiums als auch die Drucklegung dieses Bandes wurde erst möglich durch die materielle Unterstützung von mehreren Seiten. Dank für die tatkräftige Hilfe bei der Gestaltung der Tagung gebührt an erster Stelle *Ingolf Bauer* vom Bayerischen Nationalmuseum, dem Präsidium der Südosteuropa-Gesellschaft, dem DAAD und dem Gesamtdeutschen Ministerium in Bonn sowie der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität München. Zur Finanzierung dieses Bandes trugen neben der Südosteuropa-Ge-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

sellschaft das Bayerische Staatsministerium für Wirtschaft und Verkehr sowie die Handwerkskammer für Oberbayern wesentlich bei; ihnen sei an dieser Stelle ausdrücklich gedankt.

Klaus Roth, München

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Die Entwicklung des Handwerks in Südosteuropa unter mitteleuropäischen und osmanischen Einflüssen

Hermann Gross, München

Viel länger als in Mittel- und Westeuropa bildete in Südosteuropa die Landwirtschaft mit der ihr verbundenen Hauswirtschaft die Grundlage des Wirtschaftslebens. Unter Südosteuropa verstehen wir — wie allgemein üblich — die Gebiete des alten Königreichs Ungarn, Rumänien und Jugoslawien, ferner Bulgarien, Albanien, Griechenland und die Türkei. Es handelt sich also um sieben Länder, die ethnisch, entwicklungsgeschichtlich, sozio-kulturell, zivilisatorisch und politisch von jeher eine für diesen Teil Europas charakteristische besonders große Vielfalt aufgewiesen haben.

Trotzdem erkennen wir in Entwicklung und Struktur des Handwerks gewisse gemeinsame Züge für diejenigen Gebiete Südosteuropas, die unter mitteleuropäischen und jene, die unter orientalisch-osmanischen Einflüssen jahrhundertelang gestanden haben, wobei die ungefähre Grenze entlang der unteren Donau und Save verlief. Aufgabe der folgenden Ausführungen soll es sein, einen historischen Überblick über die Entwicklung des Handwerks in den beiden Einflußbereichen bis zum Zweiten Weltkrieg zu geben. Dies ist nur in einer stark verallgemeinernden tour d'horizon möglich. Die Behandlung der speziellen Probleme des Handwerks und seiner Lage in Mittel- und Südosteuropa bleibt den Beiträgen über die einzelnen Länder vorbehalten.

In den südosteuropäischen Agrarländern bildeten ursprünglich das *Hauswerk* und das *verlegte Heimwerk* die wichtigsten gewerblichen Organisationsformen. Die im wesentlichen auf Selbstversorgung ausgerichtete arbeitsteilige hausgenossenschaftliche Lebens- und Betriebsgemeinschaft fand in der südslawischen und orientalischen Großfamilie eine günstige Existenzgrundlage. Am höchsten entwickelt waren das Hauswerk und verlegte Heimwerk in den bulgarischen Provinzen des osmanischen Reiches.

Mit dem Eindringen neuzeitlicher Wirtschaftsformen und Industriegüter sowie der fortschreitenden Realteilung des Bodens bei starker Bevölkerungsvermehrung verschwindet in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts diese patriarchalische Form der Familienhauswirtschaft. Nur in den Gebirgsregionen und den verkehrsmäßig wenig erschlossenen Gegenden behält das Hauswerk noch eine gewisse soziale und wirtschaftliche Bedeutung.

Das Hauswerk, vor allem das häusliche Kunstgewerbe wurde zwar in den südosteuropäischen Ländern aus wirtschaftlichen und nationalen Gründen von staatlicher und auch privater Seite (z.B. Vereine) durch Errichtung von Lehrwerkstätten und Abhaltung praktischer Kurse sowie Unterricht in den Schulen gefördert. Einen entscheidenden Einfluß auf die wirtschaftliche Stellung des Haus- und Heimwerks haben diese Bemühungen allerdings nicht gehabt, da die hausgewerblichen Erzeugnisse immer mehr durch billigere Industrieprodukte ersetzt wurden.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Während es sich bei den hausgewerblichen Produktionszweigen in Südosteuropa um uralte und bodenständige Kunstfertigkeiten handelte, ist die *handwerkliche Produktion* zum großen Teil fremden Ursprungs. Seine größte Entfaltung hat das Handwerk im 17. und 18. Jahrhundert erfahren, ohne daß es allerdings eine annähernd gleiche städtebildende Kraft wie im übrigen Europa erlangt hätte. Eine Ausnahme hiervon machte das historische Ungarn, in dessen Norden (Zips) und Südosten (Siebenbürgen) sich seit dem 12. Jh. und im Süden (Banat, Batschka und Baranya) sowie in der österreichischen Bukowina im 18. Jahrhundert Bauern, Handwerker und Händler aus den deutschen Landen angesiedelt hatten. Sie sind mit ihren Städtegründungen und Zunftorganisationen eines leistungsfähigen Handwerks auf die gesamte sozio-ökonomische Entwicklung des nördlichen Südosteuropas von bestimmendem Einfluß gewesen. Wie sehr die ganze wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung dieser Kultur- und Wirtschaftszentren des Südostens an der mittel- und westeuropäischen Gesamtentwicklung teilhatte, zeigt die Tatsache, daß Handwerk und Handel in den deutschen Städten Siebenbürgens schon im 13. bis 15. Jahrhundert ihre Glanz- und Blütezeit gehabt haben. Kronstädter Handwerker und Kaufleute beherrschten damals den südosteuropäischen Markt zwischen Konstantinopel und Wien, Nürnberg, Leipzig, Breslau. Siebenbürger Sachsen gründeten Städte in der Moldau und führten dort das Handwerk ein; und Deutsche, die sogenannten „Sassen" haben in der Hauptsache die ungarischen und serbischen Bergwerke erschlossen. Diese deutschen Einflüsse sind während der Türkenherrschaft in den besetzten Gebieten zurückgedrängt worden und haben sich dort erst im vorigen Jahrhundert — allerdings nur zum Teil — wieder durchsetzen können.

In den *Städten Ungarns* war das Handwerk in Zünften nach deutschen, teils nach italienischen Vorbildern organisiert. Seine Entwicklung verlief, bis zur Einverleibung der Länder der ungarischen Krone in das österreichische Zollgebiet, ähnlich wie in Mitteleuropa. Zu Beginn der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts trat aber eine bedeutende Steigerung des Verkehrs und eine gewaltige Verschärfung des Wettbewerbs ein, dem das ungarische Handwerk wehrlos gegenüberstand. Fast gleichzeitig mit dem Wechsel aller materiellen Lebensbedingungen wurde die Gewerbefreiheit (1859) eingeführt, und der schützende Wall der Zunftgesetze und Handelsprivilegien brach viel unmittelbarer zusammen als in den mitteleuropäischen Ländern.

Dem technisch weit mehr vervollkommneten und kapitalkräftigeren deutschen und österreichischen Wettbewerb gegenüber war der ungarische Gewerbestand sehr im Nachteil und die Produkte der vom Staat begünstigten österreichisch-böhmischen Industrie überschwemmten Ungarn und Siebenbürgen sowie den ganzen Balkan. Der ungarische Staat versagte dem Gewerbe bis in die neunziger Jahre hinein eine durchgreifende Unterstützung; außerdem wurde es durch die Zollkriege der Monarchie mit Rumänien (1886—1891) und Serbien (1906—1908), besonders in den Grenzprovinzen, aufs schwerste geschädigt.

Unter diesen Umständen mußte das einst blühende Handwerk in Ungarn allmählich verkümmern. Ein großer Teil der Handwerker kehrte seinem Vaterland den Rücken und die Auswanderung aus Ungarn, die früher minimal war, nahm

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts rapide zu. Durch die Auswanderung gingen dem Land wertvolle Arbeitskräfte verloren und es entstand ein empfindlicher Arbeitsmangel, der sich auf die damals einsetzende Industrialisierung ungünstig auswirkte.

Erst auf Grund des Industrieförderungsgesetzes von 1899 fand in Ungarn eine systematische staatliche Förderung des Kleingewerbes und seiner Genossenschaften sowie des Handwerks statt. Diese Aktion, die in Verteilung von Maschinen und anderen Arbeitsbehelfen, in der Errichtung gemeinsamer Werkstätten, in der Beteiligung des Kleingewerbes an den Submissionen des Staates und in einer Förderung des Bildungs- und Genossenschaftswesens bestand, hat sich im allgemeinen wohl bewährt; jedoch konnte sie sich wegen der beschränkten Mittel nur auf einen verhältnismäßig kleinen Teil von Betrieben erstrecken. Wegen des empfindlichen Mangels an gelernten gewerblichen Arbeitskräften wandte der ungarische Staat (seit 1892) auch dem gewerblichen Unterrichtswesen seine Aufmerksamkeit zu, das dadurch eine bemerkenswerte Höhe erreichte.

Die wirtschaftliche Lage des Handwerks in Ungarn war allerdings bei der starken Überbesetzung der einzelnen Handwerkszweige und bei der scharfen Konkurrenz der Fabrikate der auf einer beachtlichen Höhe stehenden einheimischen Industrie sehr ungünstig. Der Handwerkerstand zeigte darum auch nach dem Ersten Weltkrieg einen Rückgang. Trotzdem war das moderne Handwerk in Ungarn insgesamt viel stärker vertreten als etwa in den Balkanländern, wo die handwerkliche Entwicklung anders und ungünstiger verlaufen ist als im übrigen Europa.

In den *unter der Osmanenherrschaft stehenden Gebieten* der Balkanhalbinsel, die von der westlichen Welt weitgehend abgeschlossen waren, haben sich bis zur Donau herauf byzantinisch-orientalische Einflüsse auf die Entwicklung des Handwerks und seiner Organisation, den „esnaf", geltend gemacht und die früher dort bestehenden zunftähnlichen Organisationen verdrängt. Die osmanische Zunft- d.h. esnaf-Organisation ist aus den byzantinischen Organisationen unter Einfluß der arabischen Zunftorganisation der „taif" und administrativen Maßnahmen der Behörden gegenüber den verschiedenen Handwerkergruppen — insbesondere in der Zeit Suleimans I. (1520—1566) — entstanden und hat sich mit den Osmanen über den Balkan verbreitet. Diese Zünfte unterscheiden sich von denen Mitteleuropas dadurch, daß das Bannmeilenrecht, die Wanderjahre und das Meisterstück als Aufnahmeprüfung fehlten. Sie waren juristische Personen mit eigener Gerichtsbarkeit. Die Zunftkasse war eine Art Bank, deren Mittel an verschiedene Personen gegen Zinsen ausgeliehen wurden.

Zur vollen Entfaltung kam das Handwerk mit seinen esnaf-Organisationen in Konstantinopel und einigen Teilen Anatoliens sowie in den mohamedanisierten Gebieten der Balkanhalbinsel — Bosnien-Herzegowina und Teilen Makedoniens — sowie in Bulgarien, das als „Werkstatt des Osmanenreichs" eine Sonderstellung einnahm. Dagegen ist das einheimische Handwerk in den meisten europäischen Regionen des Osmanenreichs zum großen Teil verkümmert, da die Ausübung der wichtigsten Gewerbezweige den Moslems vorbehalten war. Nur auf den unter venezianischer Herrschaft stehenden Ionischen Inseln und in dalmatinischen Städten gab es ein blühendes Gewerbe- und Zunftwesen.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Wenn auch die osmanischen Beamten und Militärs die wichtigsten Kunden des Handwerks in den europäischen Provinzen des Osmanenreichs waren, so wurde das gesamte Gewerbe durch die unzulängliche Verwaltung, die häufigen Epidemien und die unsicheren innenpolitischen Verhältnisse zur Zeit des fortschreitenden Verfalls der Osmanenherrschaft schwer in Mitleidenschaft gezogen.

In den *rumänischen Fürstentümern*, die mitteleuropäischen Einflüssen stärker zugänglich waren, konnte sich nur auf dem Lande das nationale bäuerliche Gewerbe erhalten und zum Lohnwerk, teilweise auch zum selbständigen Handwerk weiterentwickeln. Die Mehrzahl der Handwerkszweige ist von fremden Handwerkern gegründet worden, die schon seit Ende des 18. Jahrhunderts dank besserer Ausbildung, größerer Anpassungsfähigkeit und größerer Kapitalstärke sich durchzusetzen begannen und zur Europäisierung des Wirtschaftslebens beigetragen haben. Beschleunigt wurde dieser Prozeß durch die Öffnung der Grenzen der Donaufürstentümer auf Grund des Friedens von Adrianopel von 1829 (durch Abschaffung des Vorkaufsrechts des Osmanenreiches und Öffnung des Schwarzen Meeres und der Donaumündungen für den Weltverkehr) sowie durch die Einführung der Gewerbefreiheit 1834.

So entstand noch während der politischen Abhängigkeit der rumänischen Provinzen von der Hohen Pforte unter dem Einfluß der Deutschen, Österreicher und Ungarn im Norden und der Armenier, Juden und Griechen im Süden und Osten des Landes ein neues, größtenteils aus Fremden bestehendes Handwerk, das die reichsten Erwerbsquellen in der Hand hatte und in Zünften organisiert war. Nach deren Auflösung (1873) trat eine allmähliche Nationalisierung des Handwerks ein.

Der rumänische Staat hat dem Handwerk keinen ausreichenden Schutz angedeihen lassen. Erst das Industrieförderungsgesetz von 1912 gewährte auch den Handwerksorganisationen die gleichen Erleichterungen wie den Industrieunternehmungen. Im Jahre 1920 wurde ein besonderes Arbeitsministerium errichtet für die Schaffung von Gesetzen, die eine zweckmäßige Organisation und den Schutz der gewerblichen Arbeit gewährleisten sollten. Der Staat wandte sich aber auch in der Folgezeit in erster Linie der Förderung und dem Ausbau der Industrie zu.

Ähnlich wie in Rumänien ist die handwerkliche Entwicklung auch in *Serbien* verlaufen. Der junge serbische Staat versuchte zwar schon früh, mit einer Anzahl von Gesetzen einen einheimischen Handwerkerstand und eine leistungsfähige Handwerkerorganisation nach deutschem Vorbild zu schaffen; jedoch ist eine Hebung der gewerblichen Bildung und eine zweckmäßige Regelung der Konkurrenzverhältnisse innerhalb des berufsmäßigen Handwerks nicht erreicht worden.

Beim Fehlen eines eigenen gut ausgebildeten Handwerkerstandes hat sich neben den von Bulgaren und Zinzaren ausgeübten Handwerkszweigen nur ein von Deutschen, Österreichern und Ungarn eingeführtes Handwerk entwickelt, das aber unter der Konkurrenz der europäischen Fabrikerzeugnisse, besonders seit der Erschließung des Landes durch Bahnbauten, keine größere Bedeutung gewinnen konnte.

In den seit 1878 unter österreichisch-ungarischer Verwaltung gestandenen Provinzen *Bosnien und Herzegowina* war das einheimische Handwerk und Kleinge-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

werbe wie auch die Hausindustrie durch die Überschwemmung mit billigen Fabrikerzeugnissen aus der Monarchie schwer geschädigt worden. Erst unter dem Einfluß von Fremden und mit Unterstützung der österreich-ungarischen Verwaltung konnte sich ein modernes Handwerk neben dem alten orientalischen entwickeln.

In *Griechenland* ist das moderne Handwerk nach der Befreiung von den Osmanen durch Handwerker aus Bayern — unter der Regierung König Ottos seit 1833 — sowie aus den Ionischen Inseln, von Italien und dem übrigen Ausland eingeführt worden. Das neuentstandene Handwerk blieb rückständig, da die Zahl der untereinander konkurrierenden Handwerker in den verhältnismäßig wenigen Städten immer mehr anwuchs und sich seit den neunziger Jahren der Wettbewerb der besseren europäischen Einfuhrwaren sehr fühlbar machte. Die schon früh unternommenen Versuche des Handwerks, durch Zusammenschluß in Zünften seine Lage zu heben, sind vom griechischen Staat nicht unterstützt worden.

Neue Impulse erhielten das griechische Handwerk und die Hausindustrie nach 1922 durch die kleinasiatischen Flüchtlinge. Allerdings wurden durch die einströmenden Handwerker die Existenzmöglichkeiten des Handwerkerstandes stark beengt und die Konkurrenzverhältnisse außerordentlich verschärft, so daß mancher einheimische Handwerksbetrieb zugrunde ging.

In *Bulgarien* hat das alte, einst hochentwickelte einheimische Handwerk eine besondere Entwicklung genommen. Seine bemerkenswerte wirtschaftliche Blüte und der hohe Stand seiner Produktion unter den Osmanen sind auf besondere wirtschaftliche und Bevölkerungsverhältnisse seiner Gebiete und auf deren spezielle Funktionen innerhalb des Osmanenreichs zurückzuführen.

In den Gebieten des Balkan- und des Rhodopengebirges sah sich die sehr dicht gewordene Bevölkerung zu Schaf- und Ziegenzucht, Gärtnerei und Holzschnitzerei sowie zu anderen Arten von hausindustrieller und handwerksmäßiger Betätigung gezwungen. Das Weben von „*Aba*"- und feineren „*Schajek*"-Wollstoffen und die „*Gaitan*"-Spinnerei (Besatzschnüre für Volkstrachten) konnten sich auf Grund der günstigen örtlichen und ausländischen Absatzverhältnisse über den Hausbedarf hinaus entwickeln. Die an Wäldern und Wasserkraft reichen Gebirge bargen in sich eine Fülle von Rohstoffen und Brennmaterial; die benachbarten Wiesentäler mit ihren zahlreichen Schafherden lieferten die nötige Wolle.

Verkehrsgeographisch im Herzen des damaligen Osmanenreiches gelegen, spielte Bulgarien mit seinem gepflegten Garten- und Gemüsebau, seiner entwickelten Hausindustrie und seinem blühenden in Zünften zusammengeschlossenen Handwerk als landwirtschaftliches und vor allem gewerbliches Überschußgebiet für die Versorgung der Metropole und für die Belieferung des osmanischen Heeres eine sehr wichtige Rolle. Darum hatten die fleißigen und tüchtigen bulgarischen Handwerker, trotz ihres christlichen Glaubens, von den Sultanen besondere Privilegien hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Betätigung erhalten. Nicht nur in Konstantinopel, sondern auch in den übrigen Wirtschaftszentren und auf den Jahrmärkten des Osmanischen Reiches arbeiteten bulgarische Handwerker und waren die bulgarischen Erzeugnisse begehrt und geschätzt.

Diese günstige Stellung der bulgarischen Produkte wurde durch den seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eindringenden Wettbewerb europäi-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

scher Industrieerzeugnisse erschüttert. Da aber die Hauptkonsumenten der handwerklichen Erzeugnisse die sehr konservativ eingestellte türkische Bevölkerung war, wurden die meisten Handwerker und Hausindustriellen nicht zum Übergang zu einer vollkommeneren Betriebsform gezwungen. Dies sollte sich nach der Befreiung Donaubulgariens von den Osmanen bitter rächen. Denn nun gingen dem bulgarischen Gewerbefleiß seine Hauptabnehmer verloren; gleichzeitig begannen die Bedürfnisse der eigenen Bevölkerung (Beamtenschaft, Militär und andere Intelligenz) sich zu verfeinern und die modernen ausländischen Fabrikerzeugnisse wurden in steigendem Maße den gröberen inländischen vorgezogen.

Der Absatz der bulgarischen Produkte im Osmanenreich wurde nach der Gründung des Fürstentums durch den nunmehr von der Hohen Pforte auch auf bulgarische Erzeugnisse erhobenen Wertzoll (von 8%) allmählich unterbunden. Verderblich wirkte sich für einige bulgarische Handwerke und Hausindustrien besonders der Wegfall der großen Lieferungen an das osmanische Heer aus. Auch Rumänien und Serbien, die früher bulgarische Erzeugnisse (besonders Gaitan-Schnüre) eingeführt hatten, versuchten, ihre eigene Wollindustrie zu fördern und begannen, sich gegen den Import abzusperren. Bosnien und die Herzegowina gingen mit der österreich-ungarischen Okkupation als Absatzmarkt auch verloren.

Der Verlust der Absatzmärkte im In- und Ausland und die mit dem Ausbau der Verkehrsmittel wachsende Konkurrenz europäischer Fabrikate sowie das Aufkommen von Großbetrieben in Bulgarien selber haben zum Verfall des Handwerks und zum Sprengen der Zunftverfassung geführt. Für seine Erhaltung oder gar Förderung hat die Regierung wenig getan, da sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Lösung und Regelung politischer Fragen und auf die Herstellung einer gesicherten Rechtsordnung konzentrieren mußte. Erst das Gesetz von 1910 brachte eine gesündere und zweckentsprechendere Regelung der Handwerkerfrage. Das Industrieförderungsgesetz von 1928 endlich gewährte den Handwerkergenossenschaften beim gemeinsamen Bezug der Materialien die gleichen Vorzüge wie den industriellen Unternehmen.

Im Gegensatz zu Bulgarien bestand in *Anatolien* das einheimische Handwerk zum großen Teil aus Andersnationalen. Es hatte bis zum Eindringen der europäischen Fabrikware eine beherrschende Stellung und führte seine Produkte zum Teil sogar nach Europa aus (z.B. Mohairerzeugnisse aus Angorawolle).

Durch die zollpolitische Ohnmacht des Osmanenreiches auf Grund der Kapitulationen war das Gewerbe insbesondere in den Hafenstädten den billigeren Erzeugnissen der europäischen Massenindustrie schutzlos preisgegeben, und da eine Umstellung des Handwerks wegen Kapitalmangels und der Unfähigkeit zu einer inneren Wandlung und Loslösung vom Althergebrachten nicht erfolgte, büßte es seine Existenzgrundlage zum großen Teil ein.

Dagegen konnte sich in den wenig erschlossenen Gebieten im Innern des Landes das einheimische Handwerk zusammen mit der Hausindustrie auf Grund standortmäßiger Vorteile, niedriger Arbeitskosten und des großen Fleißes der Haus- und Handwerker zum großen Teil erhalten; so vor allem die Stickerei, Weberei, Töpferei, Schusterei und Sattlerei sowie die Gold- und Silberschmiedekunst, die mehr im kunstgewerblichen Sinne als zu reinen Gebrauchszwecken betrieben wurden.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Durch die Deportation der Armenier im Ersten Weltkrieg sowie die Flucht und den Abzug der Griechen während und nach dem türkischen Befreiungskampf 1922 sind dem Land zahlreiche wertvolle Handwerkskräfte verloren gegangen. Jedoch sind dadurch der Türkei bei ihrem damaligen niedrigen wirtschaftlichen Entwicklungsstand keine nachhaltigen Schäden auf die Dauer entstanden. In der Folgezeit wurden die armenischen und griechischen Handwerker durch aus Griechenland und Bulgarien — auf Grund des Bevölkerungsaustausches — rückgesiedelte Türken, sog. muhacirs, sowie durch Einheimische längst ersetzt und hat sich eine neue Generation von modernen Handwerkern gebildet.

Die bemerkenswerte volkswirtschaftliche Entwicklung der *Türkischen Republik* durch Mechanisierung der Landwirtschaft, Motorisierung des Verkehrswesens, fortschreitende Industrialisierung und Elektrifizierung hat zum Entstehen neuer Handwerkszweige wesentlich beigetragen. Tüchtige unternehmungsfreudige Arbeiter, die zunächst in Fabriken als Angelernte tätig waren und dort zu Fachkräften aufgestiegen sind, haben sich öfter durch Gründung eigener Werkstätten, zumeist Reparatur- und Mechanikerbetriebe, selbständig gemacht. In diesen Fällen erfolgte also eine Umkehrung des historischen Entwicklungsganges, nämlich vom Handwerk zur Manufaktur und schließlich zur Fabrik, indem nunmehr die Fabrik zur Ausbildungsstätte und zum Lieferanten moderner Handwerker wurde. Diesen Vorgang finden wir insbesondere in Entwicklungsländern. Er ist der Beweis, daß auch die Industrie auf ein leistungsfähigeres Handwerk angewiesen ist, d.h. daß sich Industrie und Handwerk in ihrer Entwicklung gegenseitig bedingen. Aus dieser Erkenntnis haben inzwischen auch die sozialistischen Staaten in ihrer Wirtschaftspolitik gegenüber dem Handwerk Konsequenzen zu ziehen begonnen.

In Istanbul haben sich diejenigen Handwerkszweige, die sich auch in der kapitalistischen Wirtschaft behaupten können, erhalten; sie sind noch größtenteils (etwa zwei Drittel der Gewerbetreibenden) in den esnaf-Verbänden organisiert. Diese Organisationen haben hie und da schon angefangen, in genossenschaftlicher Form gemeinsam Maschinen anzuschaffen und moderne genossenschaftlich organisierte Industriebetriebe zu errichten. Damit ist ganz allgemein der Weg gewiesen, den das Handwerk auch in Südosteuropa gehen sollte, um im Kampf gegen die inländischen wie ausländischen Fabrikerzeugnisse bestehen zu können.

Genossenschaftliche Organisationen mit Verbandsbildungen und Zentralstellen haben sich in Bulgarien und Ungarn, in geringem Ausmaß in Rumänien, Jugoslawien, Griechenland und der Türkei entwickelt. Auf ihre Bedeutung, die von Land zu Land recht verschieden ist, müßte in einem eigenen Beitrag eingegangen werden.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts dem Handwerk in Südosteuropa seine frühere Stellung als der die breite Volksmasse neben der Landwirtschaft erhaltende Produktionszweig größtenteils verloren gegangen ist. Ähnlich wie in der westlichen Welt, hat auch das südosteuropäische Handwerk die Herstellung von Massenartikeln an die Industrie des In- und Auslands abgegeben und sich auf die Deckung des individuellen und örtlich gebundenen Bedarfs sowie auf Reparaturarbeiten beschränken müssen.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Bevölkerungspolitisch bedeutete diese Entwicklung, daß der Handwerkerstand nicht nur nicht in der Lage war, seine zahlenmäßige Höhe zu halten, sondern daß durch seinen Niedergang auch zahlreiche Existenzen ihre Lebensgrundlage verloren haben. Da der Verfall des Handwerks mit der Entstehung der fabrikmäßigen Produktion im Südosten zeitlich im allgemeinen nicht zusammenfiel, mußte ein großer Teil der brotlos gewordenen Handwerker entweder auswandern oder zugrunde gehen. Nur in wenigen Teilen Südosteuropas, hauptsächlich in Ungarn und vereinzelt in Bulgarien, konnten sich Teile des Handwerks aus eigener Kraft und mit heimischem Kapital zur Fabrikindustrie entwickeln; es waren dies vor allem Textil-, Leder-, Holzverarbeitungs-, Maschinen- und Seifenfabriken.

Somit machte sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts außer von der Landwirtschaft auch von dem Niedergang des alten Gewerbestandes her ein verstärkter Bevölkerungsdruck in den südosteuropäischen Ländern geltend.

Erschwert wurde die Lage des Handwerks durch seine Zersplitterung, die mangelhafte fachliche Ausbildung und die Vernachlässigung durch den Staat, der sein Hauptaugenmerk auf eine möglichst schnelle Entwicklung der Industrie konzentrierte. Obwohl sich die Regierungen aller südosteuropäischen Staaten nach der Jahrhundertwende um die Förderung der gewerblichen Ausbildung mehr oder weniger bemühten, blieb diese doch ungenügend und wenig effizient. Außerdem aber kam das Bestehen einer auch größeren Zahl von gewerblichen Schulen dem Gewerbestand selbst vielfach nicht zugute, da ein Großteil der Absolventen ihre Fachausbildung nicht in der Ausübung eines Gewerbes anwendete. Vielmehr versuchten sie, bei dem allen Balkanvölkern eigenen Drang zur Beamtenstellung möglichst im Staatsdienst unterzukommen; das gleiche galt und gilt zum großen Teil auch für die Absolventen der technischen und landwirtschaftlichen Schulen und Hochschulen.

Als Fazit ergibt sich, daß auch in Südosteuropa nur ein allgemein und technisch gut ausgebildetes und durch Genossenschaften finanziell sowie marktmäßig gekräftigtes Handwerk von der steigenden Verwendungsmöglichkeit des Kleinmotors und mechanischer Hilfsmittel Gebrauch machen und seine Stellung gegenüber der Fabrikindustrie behaupten und stärken sowie der einheimischen Industrie die in zunehmendem Maße erforderlichen gelernten Arbeitskräfte zur Verfügung stellen kann. Darum müßte es die Aufgabe aller Staaten, insbesondere aber der noch verhältnismäßig wenig ausgereiften Volkswirtschaften sein, alles ihnen mögliche zur Ausbildung und Erhaltung eines leistungsfähigen Handwerks zu tun.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Literaturverzeichnis

Aranitovic, R.: Les ressources et l'activité économique de la Yougoslavie. Paris 1930.
Auswanderung und Rückwanderung der Länder der ungarischen Heiligen Krone. In: Ungarische statistische Mitteilungen. N.S. 67 (Budapest 1918) 3—121.
Baer, G.: Ottoman Guilds. A reassessment. In: Social and Economic History of Turkey 1071—1920. Papers presented to the first international congress on the social and economic history of Turkey. Ankara 11—13 July 1977. Ed. by O. Okyar and H. Inalcik. Ankara 1980. 95—102.
Derselbe: The administrative, economic, and social functions of Turkish guilds. In: International Journal of Middle East Studies 1 (Cambridge 1970) 1: 28—50.
Besarovic, V.: Die Handwerksfrage in Bosnien-Herzegovina. In: Mitteilungen des österreichisch-bosnischen Interessenverbandes. Wien 1913.
Brailsford, H.N.: Macedonia. Its races and their future. London 1916.
Braun, C.: Die Entwicklung des Innungswesens in Rumänien. Diss. Erlangen 1913.
Brentano, L.: Die byzantinische Volkswirtschaft. In: Schmollers Jahrbuch 41 (München 1917) 2: 7—52.
Bunzel, J.: Ungarn und wir. Berlin 1918. (Kriegspolitische Einzelschriften Bd. 22).
Cvijic, J.: La Péninsule balkanique. Geographie humaine. Paris 1918.
Czirbusz, G.: Magyarország a XX évszázad elején (Ungarn am Anfang des 20. Jahrhunderts). Temesvar 1902.
Das gewerbliche Unterrichtswesen in der Türkei. Nach einem Bericht des k. u. k. Konsulats. In: Österreichische Monatsschrift für den Orient 42 (Wien 1916) 311—312.
Dellenbusch, E.: Merkantilmemoiren aus der Türkei. Düsseldorf 1841.
Devedji, A.E.: L'échange obligatoire des minorités greques et turques en vertu de la convention de Lausanne du 30 janvier 1923. Paris 1930.
Dudtschitsch, D.: Die Gewerbeentwicklung in Serbien. Diss. München 1909.
Durham, M.E.: The burden of the Balkans. London 1905.
Dieselbe: High Albania. London 1909.
Elekes, D.: La situation de la Hongrie avant et après la guerre dans le système des principales données statistiques. In: Journal de la Société Hongroise de Statistique 7 (Budapest 1929) 331 ff.
Evelpidi, C.: Les états balkaniques. Étude comparée, politique, économique et financière. Paris 1930.
Fischer, E.: Die Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien. Ein Versuch zur Grundlegung ihrer Geschichte. Hermannstadt 1911.
Giuliano, A. di San: Briefe über Albanien, deutsch von D. Schulz und W. Wichmann. Leipzig 1913.
Godin, M.A. Freiin von: Aus dem neuen Albanien. Politische und kulturhistorische Skizzen. Wien 1914.
Gologan, N.G.V.: Cercetări privitoare la trecutul comerţului românesc din Braşov (Untersuchungen über die Vergangenheit des rumänischen Handels von Kronstadt). Bucureşti 1928.
Gross, H.: Südosteuropa, Bau und Entwicklung der Wirtschaft. Leipzig 1937. (Beihefte zur „Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa" Bd. 1). — Enthält eine eingehende vergleichende Darstellung von Entwicklung und Bedeutung auch der gewerblichen Organisationsformen in Südosteuropa mit detaillierten Literaturnachweisen für die einzelnen Bereiche und Länder.
Derselbe: Der Beitrag Westeuropas zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Balkanländer. In: Südosteuropa Mitteilungen 16 (München 1976) 3: 46—54.
Gross, H.: Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Südostdeutschtums und die deutsch-südosteuropäischen Wirtschaftsbeziehungen. In: Tausend Jahre Nachbarschaft. Deutsche in Südosteuropa. Hrsg. von Stiftung Ostdeutscher Kulturrat. Zus.gest. u. eingeführt von G. Rhode. München 1981, S. 139—150 u. 294. — Dieses Standard-Sammelwerk enthält mehrere einschlägige Beiträge u.a. von H. Diplich, A. Hudak und E. Wagner mit umfangreicher Bibliographie bes. S. 289—294.
Gross, H. u. Ruths, H.: Wirtschaftliches Leben im rumänischen Banat. In: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums. Breslau 1934. Bd. 1: 270—274.
Grothe, H. Hrsg.: Siebenhundert Jahre deutschen Lebens in der Zips. Ein illustriertes Quellen- und Lesebuch zur Landes- und Volkskunde, Siedlungs- und Geistesgeschichte. Crimmitschau 1927.
Hahn, J.G. von: Albanische Studien. Jena 1854.
Hammer, J. von: Des Osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung aus den Quellen seiner Grundgesetze. Wien 1815.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Heyersberg, F.A.: Maschinenverwendung im Wirtschaftsleben der Türkei. Berlin 1934. (Volkswirtschaftliche Studien Bd. 46).
Horváth, J.: Das Handwerksgenossenschaftswesen in Ungarn. Budapest 1904.
Jickeli, O.F.: Der Handel der Siebenbürger Sachsen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Hermannstadt 1813.
Jireček, C.: Geschichte der Bulgaren. Prag 1871.
Derselbe: Geschichte der Serben. Gotha 1911.
Ioanițiu, G.V.: L'industrie paysanne en Roumanie. In: Correspondance économique roumaine 8 (Bucarest 1926) 6.
Iorga, N.: Geschichte des rumänischen Volkes im Rahmen seiner Staatenbildungen. Gotha 1905.
Derselbe: Le caractère commun des institutions du Sud-Est de l'Europe. Paris 1929.
Derselbe: Die Siebenbürger Sachsen, wer sie sind und was sie wollen. Neu hrsg. von P. Philippi. Köln und Wien 1969.
Kaindl, R.V.: Geschichte der Deutschen in den Karpatenländern. Gotha 1907 und 1911. Bd. 2 u. 3.
Kalpaktschieff, St.S.: Die Zünfte Bulgariens im 19. Jahrhundert. Diss. Greifswald 1900.
Kanitz, F.: Serbien, Land und Bevölkerung. Leipzig 1914.
Kyriazi, D.: Die Entwicklung des Gewerbes im heutigen Griechenland. Diss. Leipzig. Athen 1916.
Kuželj, S.: Zur Entwicklung der Handwerkerfrage im gegenwärtigen Serbien. Diss. Erlangen 1909.
Ladas, St.B.P.: The exchange of minorities. Bulgaria, Greece and Turkey. New York 1932.
Lang, F. Hrsg.: Buchenland. Hundertfünfzig Jahre Deutschtum in der Bukowina. München 1961.
Laveley, E. de: La Péninsule des Balkans. Bruxelles 1886.
Lepsius, J.: Bericht über die Lage des armenischen Volkes in der Türkei. Berlin 1916. Als Manuskript gedruckt.
Mackroth, S.: Das Deutschtum in Griechenland. Stuttgart 1930. (Schriften des Deutschen Auslandsinstituts, Reihe A Bd. 27).
Madgearu, V.N.: Zur industriellen Entwicklung Rumäniens, die Vorstufen des Fabriksystems in der Walachei. Diss. Leipzig 1911.
Matl, J.: Die Bedeutung der deutschen Einflüsse auf die Entstehung der südslavischen Kulturen. In: Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung 1 (Leipzig 1931) 209—225.
Milleker, F.: Kulturgeschichte der Deutschen im Banat 1716—1918. Werschetz 1930.
Moga, N.: Über die ländliche Hausindustrie in Rumänien. Diss. Halle 1909.
Netta, Gh.: Die Handelsbeziehungen zwischen Leipzig und Ost- und Südost-Europa bis zum Verfall der Warenmessen. Diss. Zürich 1920.
Derselbe: Expansiunea economică Austriei şi explorarile ei orientale (Österreichs Wirtschaftsexpansion und seine Forschungen im Orient). Bucureşti 1931. (Institutul economic românesc. Cercetari si material documentar privitor la istorie economică României, Bd. 2).
Nicole, J.: Le livre du préfet ou l'édit de l'Empereur le Sage sur les corporations de Constantinople. Genève et Bâle 1894.
Niedermeier, P.: Siebenbürgische Städte. Forschungen zur städtischen und architektonischen Entwicklung von Handwerksorten zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert. Bukarest 1979.
Nikoloff, K.: Das Handwerk und das Zunftwesen in Bulgarien während der türkischen Herrschaft und nach der Befreiung. Diss. Freiburg i.Br. Borna-Leipzig 1908.
Nistor, J.: Handel und Wandel in der Moldau bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Czernowitz 1912.
Pouqueville, F.C.H.L.: Voyage dans la Grèce. Paris 1820/21.
Probszt, G. Fhr von: Die niederungarischen Bergstädte, ihre Entwicklung und wirtschaftliche Bedeutung bis zum Übergang an das Haus Habsburg (1546). München 1966.
Raschid, S.: Die türkische Landwirtschaft als Grundlage der türkischen Volkswirtschaft. Diss. Leipzig. Berlin und Leipzig 1931. (Moderne Wirtschaftsgestaltungen Bd. 16).
Richter, O.: Wirtschaft und deutsche Minderheit in Siebenbürgen. Diss. Köln 1935.
Rösler, R.: Die Kreditorganisation der Sachsen in Siebenbürgen. Hermannstadt 1914.
Rommenhöller, C.G.: Groß-Rumänien, seine ökonomische, soziale, finanzielle und politische Struktur, speziell seine Reichtümer. Berlin 1926.
Roşca, S.: Organizarea economică-financiară a Saşilor din Ardeal (Die wirtschaftlich-finanzielle Organisation der Siebenbürger Sachsen). In: Buletinul institutului economic românesc 14 (Bucureşti 1935) 7 ff.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Russeff, Chr.: Fortschritte der staatlich unterstützten Fabrikindustrie in Bulgarien. Diss. Leipzig 1914.
Sakăzov, I.: Bulgarische Wirtschaftsgeschichte. Berlin und Leipzig 1929. (Grundriß der slavischen Philologie und Kulturgeschichte).
Santić, B.: Die gewerblich-industrielle Entwicklung Bosniens und der Herzegowina. Diss. Leipzig 1920.
Schünemann, K.: Die Entstehung des Städtewesens in Südosteuropa. Breslau 1929, Bd. 1.
Schwob, M.: Die kulturellen Beziehungen zwischen Nürnberg und den Deutschen im Südosten im 14. und 16. Jahrhundert. München 1969.
Spassow, A.D.: Der Verfall des alten Handwerks und die Entstehung des modernen Gewerbes in Bulgarien während des 19. Jahrhunderts. Diss. Greifswald 1900.
Sousa, N.: The capitulatory regime of Turkey, its history, origin and nature. Baltimore 1933.
Sussnitzki, A.J.: Zur Gliederung der wirtschaftlichen Arbeit nach Nationalitäten in der Türkei. In: Archiv für Wirtschaftsforschung im Orient 2 (Weimar 1917) 382 ff.
Weczerka, H.: Das mittelalterliche und frühneuzeitliche Deutschtum im Fürstentum Moldau. München 1960.
Szterényi, J.: Az iparoktatás Magyarországon (Das gewerbliche Unterrichtswesen in Ungarn). Budapest 1897.
Derselbe: L'economia publica ungherese. Roma 1929. In: L'Ungheria, Publicazioni dell'Istituto per l'Europa Orientale. Seria 2. Politicastoria-economiche, Nr. 2.
Weidlein, J.: Leistungen deutscher Bauern und Handwerker im Karpatenraum. In: Donauschwaben-Kalender. Aalen 1968. 65—70.
Derselbe: Das deutsche Handwerk in der Schwäbischen Türkei. In: Volkskalender der Deutschen aus Ungarn. München 1971. 95/96.
Tandler, E.: Die industrielle Entwicklung Siebenbürgens. Diss. Tübingen 1909.
Tarajanz, S.: Das Gewerbe bei den Armeniern. Diss. Leipzig 1897.
Ubicini, M.A.: Lettres sur la Turquie ou tableau statistique, religieux, politique, administrativ, militaire, commercial etc. de l'Empire Ottoman depuis le khatti-cherif de Gulkhané (1839). Paris 1853. 2e éd.
Ullrich, K.: Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Siebenbürger Sachsen für Rumänien. Diss. Würzburg. Leipzig 1930. (Wirtschaftsstudien mit besonderer Berücksichtigung von Bayern. Bd. 64).
Utiesenovitch, O.: Die Hauskommunion der Südslaven. Wien 1859.
Vasić, D.: Das Gewerbewesen und die Gewerbepolitik in Serbien. Diss. Tübingen. Sarajevo 1909.
Zane, G.: Die österreichischen und deutschen Wirtschaftsbeziehungen zu den rumänischen Fürstentümern 1774—1874. In: Weltwirtschaftliches Archiv. Jena 26 (1927) 30—47 u. 262—281.
Derselbe: Economia de Schimb în Principalele Române (Die Tauschwirtschaft in den rumänischen Fürstentümern). Bucureşti 1930.
Ziemke, K.: Die neue Türkei. Stuttgart 1930.
Zolotas, X.: Griechenland auf dem Weg zur Industrialisierung. Diss. Leipzig. Leipzig und Berlin 1926.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

Downloaded from http://ajcp.oxfordjournals.org/ at [illegible] on [illegible] 2011 [illegible] 21:16 AM
via free access

00055689

The Migrant Workers of the Balkans and their Villages (18th Century — World War II)

Michael Palairet, Edinburgh

Throughout the nineteenth century, about four fifths of Balkan households engaged in subsistence farming. But even subsistence farmers need cash and as population rose, surpluses of livestock, the traditional source of money income, diminished relatively. So most peasant properties augmented their cash incomes by the sale of grain, wine or truck crops. But migrant work or cottage industry frequently provided an alternative source of money income in villages where it was difficult to produce crop surpluses or to market them. Throughout the Balkans there were settlements whence a sizeable proportion of the able bodied manpower spent their working lives in periodic labour migration, leaving the women and the aged to tend the farms. In the Yugoslav lands periodic migrants were called *pečalbars*, and in Bulgaria, by their occupational designations[1]. Obviously, many *pečalbar* villages were located in mountain country, but as population grew, so periodic migration spread into lowland villages which were nevertheless becoming excessively populous. Such villages were especially likely to send out *pečalbars* if they lay within easy reach of active labour markets. Conversely, many mountain areas failed to send out labour migrants, because demographic pressures were contained by other means, or because the local cultural milieu inhibited a positive response to immiseration[2].

There were clear regional concentrations of *pečalbar* villages, making it possible to speak of a continuous *pečalbar* belt which in the late 19th century extended from the western borderlands of Bulgaria and the adjacent regions of southeast Serbia to the west and south through Old Serbia (Kosovo), the Macedonian vilayets and the Pindus. Other significant concentrations of *pečalbar* villages were to be found in central Bulgaria, particularly in the *okrăg* of Veliko Tărnovo, in the Stara Planina and Sredna Gora, and in the Rhodope, especially to the north of Komotini. In Bosnia there was less commitment to migrant work, but substantial numbers of migrant workers from the Hercegovina engaged in miscellaneous trades in the western Balkans[3].

There is no satisfactory way of establishing by how much *pečalbar* activity expanded during the nineteenth century. Most authors assume there was rapid expansion from the 1890s onward, but it is probable that they underestimate the extent to which the phenomenon had already developed. It is clear from

[1] The term *gărbetčija* is occasionally employed.

[2] See M.R. Palairet: The Culture of Economic Stagnation in Montenegro. In: The Maryland Historian, 1986.

[3] Jevto Dedijer: Hercegovina. Antropogeografske studije. In: Naselja srpskih zemalja VI (Belgrade 1909) 63—66.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

qualitative evidence that periodic migration was practiced on a significant scale in the later eighteenth century, and that by the mid nineteenth century it was becoming a mass phenomenon. At this time Constantinople acted as a magnet which drew in many migrants from coastal Croatia, Dalmatia and Montenegro[4], and Bulgaria. In 1863, some 32,550 Bulgarians were working in the city and its immediate environs[5]. It was long to remain open as a high-pay labour market for *pečalbars*[6]. There were also the beginnings of a northward drift towards Romania and Serbia, and by the early 1860s, Serbia received an annual inflow of 5,000 migrant workers from the Turkish provinces[7]. By 1872 their number may have risen to 80,000[8], though this estimate is probably exaggerated. Subsequently, Serbia declined as a labour market for foreign *pečalbars*, and the flow of them diverted itself first to Romania and (in the 1880s) to Bulgaria as well[9]. Various authors provide regional data on *pečalbar* numbers in 1911 and 1913, and with the caveat that most of it is unverifiable, we can compose an estimate of the scale of *pečalbar* activity at this time. The territories annexed from the Ottoman Empire by Serbia in Macedonia and Old Serbia probably sent out 92,800 *pečalbars*[10] who would have comprised about 27 percent of the male labour force. Most came from the mountainous west of Macedonia, from villages and towns alike, especially from the *kazas* of Tetovo and Debar, where *pečalbar* activity occupied 66 percent and 69 percent of the manpower[11]. Not surprisingly, in this region the earnings of migrant labour had a greater effect than the proceeds of the harvest on the local cash economy[12]. This number seems, however, to have been more or less stable since 1889, since in that year the number of *pečalbars*

[4] Djordje D. Pejović: Iseljavanja crnogoraca u xix vijeku. Titograd 1962, pp. 103—9.

[5] N. Načov: Carigrad kato kulturen centăr na bălgarite do 1877 g. In: Sbornik BAN 19 (1925) 176.

[6] See examples, Agramer Tagblatt XXII (1912) 74; Milivoje M. Savić: Zanati i industrija u prisajedinjenim oblastima i zanati u starim granicama kraljevine Srbije. Belgrade 1914, p. 210.

[7] Report of Consul-General Longworth on the Trade of Servia in the Year 1863, (C. 3478 of 1865) p. 239, Parl. Papers 1865 LIII.

[8] Paris. Archive des Affaires Etrangers, Correspondance Commerciale et Consulaire, Belgrade, tome 5, fo 50, 30 Dec. 1872.

[9] V. Angelov: Buržoazijata i emigracijata. In: Novo vreme XVII (Plovdiv 1914) 557.

[10] Estimate based on a list for Macedonia in Duško H. Konstantinov: Pečalbarstvo. Bitola 1964, p. 90, plus 2,000 *pečalbars* from Pčinja (Preševo) see M.M. Savić: Zanati i industrija, p. 110. Konstantinov's figures appear to derive from two estimates in Savić, pp. 275—82 and in D. Iaranoff: La Macédoine économique. Sofia 1931, p. 134. For Kosovo we have used Rastko S. Purić: Rabotnički jug. Skoplje 1937, pp. 116—7 prorated upwards in proportion to the interwar reduction in numbers disclosed by comparing the Konstantinov figures with those given for the Macedonian *okrăgs* in Purić.

[11] Taking the 1914 population of these territories at 1,496,000, and extrapolating a 0.66 percent annual increase backward to 1900. Marvin Jackson: Comparing the Balkan Demographic Experience, 1860 to 1970. In: Journal of European Economic History XII (1985) 241,288. For the individual provinces, estimated *pečalbar* numbers are compared with the population statistics for Macedonia for 1894/5 in Vasil Kănčov: Izbrani proizvedenija II. Sofia 1970, pp. 581—3, dated on pp. 436—7.

[12] Izveštaj bitoljskog konsulata o privredi, trgovini i saobračaju u bitoljskom vilajetu za 1894tu godini. In: Srpske novine 11 Feb. 1895, 158.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

leaving the vilayet of Monastir (Bitola) was put at 30,000[13] while the same territory sent out 33,200 in 1911/13.

The northward extension of the *pečalbar* belt into the *okrugs* of Vranje, Pirot and Timok in southeast Serbia included about 53,400 migrants[14] or about 45 percent of their manpower on the basis of the 1900 census[15]. In 1892, the adjacent Trăn *okrăg* of Bulgaria supplied a further 3,574 *pečalbars*, mainly builders, or about 19 percent of its manpower[16]. For the southern extension of the belt into present day Greece we lack numerical data. The other major *pečalbar* zone in the *okolijas* of G. Orjahovica, Elena and V. Tărnovo in north central Bulgaria sent out 11,960 migrants in 1900[17], mainly as market gardeners, a figure which then rose steadily to a peak of 21,620 by 1909[18]. During the interwar years, increased political stability in Macedonia, land reform, economic depression and the nostrification of labour markets reduced the volume of migrant labour activity[19]. Southern Yugoslavia (including Serbia's pre-1913 territory) is estimated to have sent out an annual average of 50,095 *pečalbars* in 1920—35[20]. The supply was potentially much greater, for in times of serious unemployment, many would be discouraged from seeking work, so during the economic upswing of the late 1930s, numbers may have returned to around 100,000[21].

Pečalbar occupational structure

Konstantinov claims that some 45 percent of *pečalbars* from Yugoslav Macedonia worked as general labourers, in farm work, road mending and factory labour. This is probably an overestimate since farm labouring was not a characteristic occupation among *pečalbars* from Macedonia. According to the same writer, the building trade occupied 35 percent, while 20 percent engaged in various commercial, artizanal and catering activities[22]. East Serbia's *pečalbars* engaged mainly in building and ceramic work, as did those of west Bulgaria. Building workers also came to Serbia from Osata in eastern Bosnia, though in diminishing numbers[23],

---

[13] Report for the Year 1889 on the Trade of the Consular District of Salonica, p. 23, P.P. 1890—91, LXXXVIII.

[14] My estimate based on Djura Zlatković-Milić: Zla vremena. Monografija Lužnice (1876—1945). Babušnica 1967, p. 104 and other data.

[15] Assuming manpower at 25 percent of population.

[16] Izloženie za săstojanieto na Trănskoto okrăžie prez 1891—1892 g. Šumen 1892, p. 48—9.

[17] Hr. St. Hinkov: Statističeski svedenija otnositelno stranstvujuštite gradinari ot Tărnovskija okrăg. In: Spisanie na Bălgarskoto ikonomičesko družestvo VII (1903) 1—2, pp. 91-2, n.1.

[18] Izloženie za săstojanieto na Tărnovskoto okrăžie prez 1908—1909 g. V. Tărnovo 1909, p. 31.

[19] Petar S. Jovanović: Poreče. In: Naselja i poreklo stanovništva XXVIII (Belgrade 1935) 287.

[20] Purić: Rabotnički jug, p. 117.

[21] Rastko S. Purić: Analiza sastava radnistva i radnog tržista južne Srbije. In: Socijalni Arhiv V (1939) p. 140.

[22] Konstantinov: Pečalbarstvo, p. 30.

[23] Ljubomir Pavlović: Kolubara i Podgorina. Belgrad 1907, p. 423; Vladimir Karić: Srbija. Opis zemlje. Belgrade 1887, p. 416; M. Dj. Miličević: Kneževina Srbija. Belgrade 1876, p. 116.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

while those of Popovo Polje in the Hercegovina specialized in stonemasonry[24]. The main migrant occupation of north central Bulgaria was market gardening, but building work and pottery predominated among the migrant workers of the Gabrovo villages. In the eastern Rhodope builders were the most numerous in a group which also included coppersmiths, tailors and confectioners[25].

Before 1914, most *pečalbars* worked in gangs. Farm labour was usually organized by recruiters, *dragomans*, who had previously contracted to supply manpower at an agreed price with interested landowners. The labourers were maintained at the expense of the employer, and were paid a contract wage by the *dragoman*[26]. Building, brickmaking and market gardening workers, however, usually formed their own locally based artels, which comprised workers with differing skills and experience. Their members were organized according to a hierarchy of masters, journeymen, and apprentices, and each, according to his status, received a share in the net earnings of the artel. Builders' artels would normally contract their work by the job[27]. Those of market gardeners would take a lease on a garden plot and a market stall[28]. In the building trade, the gang leader or *neimar* would either spend the winter in the area where his gang would work, or visit it before Easter, to sign up clients. He then returned to his village (or sent an intermediary) to gather up the men and lead them as a party to the place where they would begin work[29]. An arrangement widespread among the Bulgarian builders, (at Trăn[30], probably at Trjavna[31], and in the Rhodope)[32] was for the artels to dispose a particular town or territory where they alone enjoyed the right (or *jurija*) to practice their trade. The artels lived, worked, slept, and ate communally, their maintenance being treated as an overhead charge against gross receipts. The members were paid at the end of the season in the form of a dividend. Some of this money might be paid in advance, in which case it was sent directly to the families of the workers[33], either by a member of the artel or by a courier *(saidžija)*, whose function was also to maintain informational contact between the artel and its home village[34].

---

[24] Milenko S. Filipović & Ljubo Mičević: Popovo u Hercegovini. Sarajevo 1959, pp. 130—33.

[25] Stavri Zaprjanov: Iz minaloto na Zlatograd (5 parts). In: Rodopi 7 (1977), 29—30.

[26] Vlad. Nikolić: O pečalbarima iz iztočne Srbije. In: Glasnik Etnografskog muzeja u Beogradu VI (Belgrade 1931) pp. 14—15.

[27] Pavlović: Kolubara, p. 423.

[28] Marin St. Sirakov: Gradinarite ot Tărnovsko v stranstvo. V. Tărnovo 1922, p. 16.

[29] Konstantinov: Pečalbarstvo, p. 28; PetărOnčev: Iz stopanskoto minalo na Gabrovo. Sofia 1929, p. 37.

[30] Grigor Vasilev: Djulgerskite sdružavanija iz Trănsko. In: Spisanie na Bălgarskoto ikonomičesko družestvo VII (1905) pp. 697—8.

[31] Asen Vasiliev: Materiali za trjavnenskite narodni majstori stroiteli i rezbari. In: Izvestija na Instituta po gradoustrojstvo i arhitektura pri BAN, 1952, 219—21.

[32] Tanja Boneva: Proizvodstven bit na djulgerite ot srednite Rodopi prez vtorata polovina na xix i načaloto na xx vek. In: Bălgarska etnografija III (1978) 2, pp. 40—1; St. N. Šiškov: Djulgerskite sdružavanija v Rodopite. In: Rodopski napredăk III (1905) 173—4. In the Rhodope, the system was also applied in the coppersmiths' trade, see Zaprjanov: Zlatograd I (7) p. 29.

[33] G. Vasilev: Djulgerskite sdružavanija, 699.

[34] Milenko S. Filipović: Debarski Drimkol. Skoplje 1939, p. 50; Berissav Arsitch: La vie économique de la Serbie du sud au xix-e siècle. Paris 1936, pp. 152—3; Konstantinov: Pečalbarstvo, p. 49.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

In the first half of the nineteenth century, most demand for the services of agricultural labour gangs emanated from the latifundia *(čifliks)* in Eastern Bulgaria, the Dobrudža, and the environs of Thessaloniki, Adrianople and Constantinople. At least till the 1840s much of this labour was impressed. The migration was not created artificially, however. In 1839, 3,000 harvest workers were sent from Tărnovo *okolija* to the Dobrudža. It was claimed that if only they were paid honestly, according to their contract, "these harvesters would go to the harvest in future of their own volition." The same point was made the following year[35]. Free labour was willing to travel huge distances to the estates, as for example the peasants from the *sandžak* of Niš, who in the 1850s, travelled each year in gangs 200—500 strong to the environs of Constantinople, a walk of 20 days, to reap, thresh, plough, and sow and then to return[36]. After mid century, Romania drew increasingly heavily on its Balkan neighbours for *pečalbar* labour. In the 1860s, Bulgarian businessmen took short leases on estate lands in Romania which they would farm as large scale undertakings, using the migrant labour of their fellow countrymen[37]. At the time of Bulgaria's liberation the number of such workers going to Romania from northern Bulgaria was around 40,000[38] but as large numbers of peasants were gaining land of their own, so numbers declined to 15,000 in 1892[39], and recruiters widened their catchment into Zaglavak in eastern Serbia. Here, a hitherto poor but sedentary peasantry welcomed the opportunity so presented[40], and *dragomans* operating in eastern Serbia would put together gangs of 100—300 labourers[41], by which means they provided the Romanian estates with an estimated 30—40,000 workers a year on the eve of World War I[42]. Significant numbers were also beginning to migrate from Serbia to Hungary for estate labour at this time, as pay and conditions there were more attractive[43]. 1,500—2,000 came each year from the Mačva, in northwest Serbia[44].

Though agricultural tasks probably occupied the largest group of *pečalbars*, these were the occupation only of a continually shifting fringe group which lacked any specific skill to offer, and in villages long established in periodic migration most labour migrants specialized in more skilled and remunerative occupations, particularly building. Southeast Serbia's *pečalbars* were mainly farm workers in the mid nineteenth century, but these were exceptional by 1912, when nearly

---

[35] Dokumenti za bălgarskata istorija, III. Sofia 1940, documents 452 and 473.

[36] Za položenieto i stopanskata dejnost na bălgarskata emigracija văv Vlaško prez xix vek. In: D. Kosev et al.: Bălgaro-Rumănski vrăzki i otnošenija prez vekovete. Izsledvanija I (xii-xix v.) Sofia 1965, pp. 345—57.

[38] L'agriculture et l'exploitation du sol en Bulgarie. France. Bulletin consulaire, 1884, p. 757. The figure of 50,000 is given, but generous allowance is made for the probable number of market gardeners included within it.

[39] Sirakov: Gradinarite, p. 52, n. 1.

[40] Dragoljub K. Jovanović: Iz Timočke krajine. Knjaževački okrug. In: Glasnik srpskog učenog društva LXX (Belgrade 1889) 156—7.

[41] Vladimir M. Nikolić: Iz Lužnice i Nišave. In: Srpski etnografski zbornik XVI (Belgrade 1910) 37.

[42] Dragiša Lapčević: Položaj radničke klase i sindikalni pokret u Srbiji. Belgrade 1928, p. 288.

[43] Narodna skupština. XIII redovni sastanak 30 maja 1912. Stenografski zapisnici, p. 10.

[44] Slavoljub Panić: Mačvanski pečalbari. Belgrade 1912, pp. 11—12, 16, 19.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

nearly all had switched to the building and pottery trades[45]. Hitherto passive regions to the north subsequently supplied most of the labour for the Romanian estates. But even in these regions which had been newly brought into labour migration, workers were soon seeking better paid work in the building trade[46]. The building craft appears to have been communicated to Bulgaria and Serbia from west Macedonia. This region probably provided the largest concentration of Balkan builders, till the late nineteenth century. In certain west Macedonian settlements, building was a skilled trade of several centuries standing. Later in this essay, we will take one such settlement, the township of Galičnik near Debar, as a case study of the experience of a classic *pečalbar* village. *Pečalbars* from west Macedonia, and in particular, the *Dibrailije*, the migrant builders of Debar town and its outlying villages, were famed for their architectural skills, or at least for their ubiquitous availability as constructional labour. When the Danube-Black Sea railway was built in the 1870s, most of the masons were "Christians from Albania who swarm(ed) all over European Turkey and return(ed) home in the winter months," but faithfully returned each year[47]. In the course of their migrations, they would pick up unskilled assistance in the areas they worked. They also tended to emigrate, and resettle when favourable opportunities occured. By both these means, they communicated their skills, and something of their architectural style to most of what were to become the major Balkan building centres of the nineteenth century. The builders craft at Trăn was learned from the *Dibrailije*[48], as also at Gabrovo[49], and Momčilovci in the Rhodope[50], and woodcarving at Trjavna[51], most probably through the recruiting of assistant workers at these places, while Debărštica village[52] and Bracigovo town acquired the craft directly through immigration from west Macedonia. Bracigovo builders in turn took assistants from Trjavna and Drjanovo, Bulgarian mountain townships which were also to become noted building centres[53], and from Smolsko village (Zlatica district)[54], which subsequently specialized in the trade. Trjavna thence communicated its skill in turn to other centres[55]. Builders

[45] Petrović: Pečalbari, pp. 20—22.

[46] Marinko T. Stanojević: Zaglavak. Antropogeografska proučvanija. In: Naselja srpskih zemalja IX (Belgrade 1913) 16, 123.

[47] Henry C. Barkley: Between the Danube and Black Sea. London 1876, pp. 56—7.

[48] R. Todorov: Trănčaninăt kato stroitel. In: Sbornik Trănski kraj, ed. R. Todorov. Sofia 1940, p. 462.

[49]Ončev: Gabrovo, p. 38.

[50] Konstantin Kanev: Minaloto na selo Momčilovci, Smoljansko. Prinos kăm istorijata na srednite Rodopi. Sofia 1975, pp. 437—8.

[51] D. Jaranov: Preseličesko dviženie na Bălgari ot Makedonija i Albanija kăm iztočnite Bălgarski zemi prez xv do xix vek. In: Makedonski pregled (Sofia 1932) 2—3, p. 73.

[52] Ibid.: 80, 108.

[53] Peju N. Berbenliev & V.H. Partčev: Bracigovskite majstori stroiteli prez xviii i xix vek i tjahnoto arhitekturno tvorčestvo. Sofia 1963, p. 13—15, 20, 148.

[54] Sbornik ot statističeski svjedenija za stopanskoto položenie na Zlatiškata okolija (Sofijsko okrăžie). Sofia 1888, p. 19.

[55] Asen Vasiliev: Bălgarski văzroždenski majstori. Sofia 1965, pp. 19, 101.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

from west Macedonia also communicated their skills to Serbia. The woodworking craft was learned from the *Dibrailija* sawyers in the Ibar valley[56], and the building craft reached southeast Serbia by similar means[57].

Thanks to their acquired skills, the Balkan building *neimars* could build not only cottages, but also the public works of the period, including stone bridges, administrative buildings and above all, the Orthodox churches which were reappearing in the Ottoman Balkans, structures often of considerable artistry, complete with finely carved doors and iconostases, murals, frescos, and icons. At Trjavna, some building artels included the full range of skills needed for such work. A village church could be run up by them for as little as £ 18 sterling[58]. The art of the Balkan building artels may also be seen in the elegant facades and interiors of the town houses they built for the rising Christian bourgeoisie.

Markets for the building trade were quite as diffuse as for agriculture, since much of the work was to be found in the Balkan villages, where building jobs were usually combined with agricultural work, at least if no building work were available[59]. A few builders from Macedonia were at work in Serbia in the 1830s, though the authorities regretted there were not more of them, but by the 1860s, their numbers had grown so much that the threat they posed to domestic craftsmen led to restrictive measures being taken against them[60]. By 1872, their remittances from the country had attained £ 200,000 sterling[61], a consideration which also excited the complaint that they caused a shortage of money and created debt problems[62]. Till the 1870s, some 5,000 of these builders were Bulgars from Trăn, who came to Serbia each summer[63], but this flow reversed itself in the 1880s and '90s, when all within reach of Sofia, including the Serbians of Pirot, converged for building work in that rapidly expanding new capital city[64]. At first the rebuilding of Sofia depended on Italian artizans, but the builders from Bulgaria and Macedonia who assisted them were quick to pick up their skills and to displace them[65]. The great attraction of work in Sofia, at least for west Bulgarian

---

[56] Radomir M. Ilić: Ibar. Antropogeografska proučvanija. In: Naselja srpskih zemalja III (Belgrade 1905) p. 565.

[57] Rista T. Nikolić: Krajište i Vlasina. In: Naselja srpskih zemalja VIII (Belgrade 1912) 55.

[58] A. Vasiliev: Văzroždenski majstori, pp. 17—8, 102.

[59] Ljub. V. Janković: Iz narodnog života u pirotskom okrugu. Pečalovina. In: Srpski književni glasnik VII (1902) 59; Petrović: Pečalbari, p. 17; Rista T. Nikolić: Poljanica i Klisura. In: Naselja srpskih zemalja III (Belgrade 1905) p. 50; Velimir Vasić: Pečalbarstvo istočne Srbije. unpublished Ph. D. Belgrade 1950, pp. 48—9; D. Usta-Genčov: Žetvarskite zadrugi niz Tărnovsko. In: Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina VII (1892) 485.

[60] Ljubiša Doklestik: Makedonskite vo Srbija i nivnoto učestvo vo nejziniot stopanski i opštestven život vo xix vek. In: Glasnik na institutot na nacionalna istorija XIII (1969) 14—15.

[61] Report by Consul-General Longworth on the Trade of Servia for the Year 1872, Belgrade 26 Nov. 1873, p. 343, P.P. 1874 LXVI.

[62] Svetozar Marković: Celokupna dela. Belgrade 1912, pp. 66, 69—70, 74.

[63] Konstantin Jireček: Knjažestvo Bălgarija. Plovdiv 1899, II, p. 506.

[64] Delčo Sapundžiev: Bitovi kooperativni sdruženija. Sofia n.d. pp. 96—7; Petrović: Pečalbari, pp. 20, 24—5.

[65] Kratko izloženie po zemledelieto i zanajatite v Bălgarija. Sofia 1889, p. 21; Jovan Cvijić: Osnove za geografiju i geologiju Makedonije i stare Srbije III (Belgrade 1911) p. 1010.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

migrants, was that they could now work without interruption at their trade, instead of winning fitful building jobs along with less well paid general labouring[66]. But despite the attractions of Sofia, there was no lack of alternative outlets. Rhodope builders preferred to work on the Aegean coast and in the islands[67]. Most of the 2—3,000 Bulgarian building *pečalbars* who began to depart from the Gabrovo villages[68], and the carpenters and masons of Trojan[69] went, like the majority of those from Macedonia, to Romania. Belgrade too remained a significant market for *pečalbars*, who still dominated the building trade there as late as 1907[70]. Most were now Serbian nationals, for the boom which had drawn foreign builders into the country was past. Belgrade nevertheless attracted some 755—1042 seasonal building workers from Macedonia in 1897—1905[71].

Closely related to the building skills were those of workers in ceramic. The largest concentration of the brick and tile making craft was at Svrljig and Vlasotinci in southeast Serbia. The trade was practiced by gangs of 6—8 men whose leader would contract with the owner of a brickyard to produce at an agreed rate per hundred bricks, or would lease the brickyard himself, and deliver the product at a contractual price[72]. Before World War I, brickmakers had little trouble finding work, even though their techniques were usually backward, because demand for builders' supplies was expanding[73], and they found work in Hungary, Bosnia, Romania, Bulgaria, and Serbia itself[74]. Brickmakers from Pčinja found higher pay working in Austria[75]. In Macedonia the trade centred on Veles and its villages, which sent out 5,000 brickmakers a year[76].

The major Balkan focus of the potters craft was southeast Serbia. Two Bulgarian centres, Businci, Trăn *okrăg*[77], and Elena (at least in the 1830s)[78] specialized in finer pottery. Coarse pottery also engaged 66 percent of the men in six Gabrovo villages. In summer they would load their carts with pots and barter them in northern Bulgaria for the quantity of grain that the vessels would hold[79]. In southeast Serbia it was the lower lying villages which specialized in

---

[66] Herbert Wilhelmy: Hochbulgarien, I. Kiel 1935, pp. 284—5.
[67] Šiškov: Djulgerskite sdružavanija, 172; Kanev: Momčilovci, p. 447.
[68] Končev: Gabrovo, p. 38.
[69] F. Kanitz: La Bulgarie danubienne et le Balkan. Paris 1882, p. 247.
[70] Dragiša Lapčević: O Državnom Budžetu. Belgrade 1907, p. 28.
[71] Gligor Todorovski: Migracioni pokreti u Makedoniji od Berlinskog kongresa do početka prvog Balkanskog rata 1912 godine. In: Jugoslovenski istoriski časopis, 1970, 3—4, pp. 125—6.
[72] Vasić: Pečalbarstvo, pp. 150—1, 167.
[73] Stenografski zapisnici, 1912, p. 10.
[74] R.T. Nikolić: Krajište i Vlasina, 56—7; Milivoje M. Savić: Naša industrija i zanati I. Sarajevo 1922, p. 296; Stenografski zapisnici, 1912, p. 10.
[75] Savić: Zanati i Industrija, 277. Pčinja was a fragment of Serbia remaining within Turkey after 1878.
[76] Ibid., pp. 280—1.
[77] S.D. Petričev: Uslovija za razvitie na moderno grănčarstvo v vrăzka s mineralnite bogatstva na Trănsko. In: Sbornik trănski kraj, p. 471.
[78] S.S. Bobčev: Elena i Elensko prez vreme na Osmanskoto vladičestvo. Sofia 1937, p. 15.
[79] Končev: Gabrovo, pp. 493—6.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

ceramic work, probably because these disposed supplies of suitable clay[80], but as their product was coarse and bulky, most potters had to migrate to work. In the 1880s they worked their way round the villages[81], but increasingly traded in the towns[82]. Though the masters might return to their villages in winter, they would usually bring an assistant whose task it was to sell off the produce which remained from the summer working season, so many of these shops, to be found in most Serbian provincial towns, became permanent pottery businesses[83]. At Kruševac there was an entire street of potters, all *pečalbars* from the Pirot region[84]. Markets for Serbian potters also included Bulgaria and Romania, where they encountered and undercut competition from Bulgarian workers. Romania was a favoured market especially during the spring *pomana* festival when pottery was a traditional gift[85].

Pečalbar labour also extended to a wide range of miscellaneous occupations, often the specialty of a single village or locality. From the Suva Planina in Kosovo cartwrights would set out for Serbia[86]. From Golo Brdo, in the Albanian borderland, woodworkers of Steblevo village fabricated wooden implements as *pečalbars* in Romania[87], and from Klenje village itinerant tailors sewed from house to house in nearby Drimkol[88]. Cooperage is a frequently mentioned *pečalbar* skill, associated especially with Gara village in Vlasina (southeast Serbia)[89]. At Trjavna in central Bulgaria, icon painters would practice their art in their workshops in winter, and set out each summer to sell their products[90]. At Janjevo, a Catholic township of 400 houses in Old Serbia, the one time mining and smelting industry of Novo brdo had given way to the small scale casting of bronze trinkets, especially icon lamps, rings and bracelets. In February the men would fill their saddle-bags with these artefacts and distribute them throughout the Balkans, together with miscellaneous textile goods. This trade continued up to World War I, though by then Janjevo bronzeware was being displaced by factory goods, causing 200 families to emigrate to Pittsburg and Chicago[91].

---

[80] M.M. Savić: Naša industrija I, p. 296; Vasić: Pečalbarstvo, p. 112; Borivoje M. Drobnjaković: Jasenica. In: Naselja i poreklo stanovništva XIII (Belgrade 1923) 218.

[81] M. Dj. Milicévić: Kraljevina Srbija. Novi krajevi. Belgrade 1884, p. 243.

[82] Karić: Srbija, p. 408.

[83] V.M. Nikolić: Iz Lužnice, p. 29.

[84] Olga Savić: Kruševac i njegova uticajna sfera. Belgrade 1969, p. 85.

[85] Vasić: Pečalbarstvo, pp. 111, 167.

[86] Lj. St. Kosier: Srbi, Hrvati i Slovenci u Americi. Ekonomsko socijalni problemi emigracije. Belgrade 1926, p. 8.

[87] Milenko S. Filipović: Golo brdo. Beleške o naseljima, poreklu stanovništa, narodnom životu i običajima. Skoplje 1940, p. 48.

[88] Filipović: Golo brdo, p. 50; Idem: Debarski Drimkol, p. 48.

[89] R.T. Nikolić: Krajište i Vlasina, 57.

[90] Iv. Gošev: V Trjavna prez vremeto na poslednite tărnovski grăcki vladini (1820—1870). In: Bălgarska istoričeska biblioteka III (1930) 201—2.

[91] Ivo Strahonja: Janjevo. Jedino hrvatsko mjesto na kosmetu. In: Matica iseljenički kalendar, 1956, 184—6; Todor P. Stanković: Putne beleške po staroj Srbiji 1871—1898. Belgrade 1910, pp. 93—4; Savić: Zanati i industrija, p. 277.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Many of these *pečalbar* activities were of a business nature, and *pečalbars* were to contribute significantly to the formation of a business class in the Balkans. The Cincars of the Macedonian mountains and the Pindus were — at least by origin — transhumant sheepraisers who migrated between the summer grazings in their homelands and winter pastures near the Aegean shore. Their high villages around Kastoria and Monastir had no other economic function than as secure grazing bases for the families, for the Cincars rarely engaged in agriculture. The nomadic life developed their awareness of the opportunities which existed for trading between regions of differentiated resources and culture. Their sheepraising origins showed up in an especial inclination towards the dairying trades, carrying, the keeping of inns and cafes, thence towards commerce in general. They seem however to have eschewed manual labour. They would characteristically remain away from their villages for an entire working lifetime, normally 30 years (the Kruševo *gurbet*) subsequently to return and live by usury from their savings[92]. Villagers of other ethnic groups emulated them, and among these, especially the Albanians, we find a whole range of *pečalbar* trades associated mainly with catering, including bakery work, the making and vending of sweetmeats and soft drinks[93]. Here is another migrant trade which appears to have been diffused through the Balkans from Macedonia. The villagers of Žednja, southwest Bulgaria, were taken on in the 1840s as assistants by *halva* makers from Macedonia. Later they formed their own artels which leased shops in the towns, where they made *halva* by night and distributed it on the streets by day[94]. Before 1914, catering migrations were confined mainly to the Balkans, though we also find restaurateurs from Macedonia established in Egypt[95], and Prilep men rather less well established, making and selling sweetmeats at street corners in Leipzig and Vienna[96]. There was no mistaking the business proclivities of the *pečalbars*[97], and the enterprise attitudes they displayed were much at odds with the then prevailing social values of south Slavdom. Of the Hercegovinian *pečalbars*, another group similar to the Cincars, whose long range trade activity probably evolved from origins in transhumance, it was observed that unlike most Dinaric peoples, who "valued heroism more than wealth," they regarded poverty as shameful, and responded by distinguishing themselves in business throughout the Balkans[98]. A contemporary disparagingly associates the *pečalbar* lifestyle with the "small shopkeeper spirit", and "an earnings psychosis of insatiable greed"[99]. Seen in a developmental light, it was just such a "psychosis" which was needed to overcome the immobilities of a subsistence culture.

---

[92] D.J. Popović: O Cincarima. 2nd ed. Belgrade 1937, pp. 85—6.

[93] Jovan Cvijić: La péninsule balkanique. Géographie humaine. Paris 1918, pp. 410—11.

[94] N. Konstantinov: Stopanski formi i tehnika na industrijata v Bălgarija predi osvobožděnieto. In: Spisanie na Bălgarskoto ikonomičesko družestvo VI (1902) 274.

[95] Josip Zibilich: Egipat i jugoslavenski iseljenici u njemu. In: Matica iseljenički kalendar 1956, 182.

[96] Jovan Hadži-Vasiljević: Prilep i njegova okolina. Belgrade 1902, p. 44.

[97] Purić: Rabotnički jug, p. 121.

[98] Jovan Cvijić: Metanastazička kretanja. Njihovi uzroci i posledice. In: Naselja i poreklo stanovništva (Belgrade 1922) 61.

[99] Vladimir Dvorniković: Karakterologija Jugoslovena. Belgrade 1939, pp. 664—5.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

The periodic migrants of the Veliko Tărnovo villages in Bulgaria were a highly distinctive group. Most were market gardeners, but gardening was not a skill indigeneous to this area. Migrants from the Tărnovo villages are claimed to have learned their trade by working for the Karamanli gardeners who supplied the Constantinople market with its vegetables. In about 1754, one group, led by a certain Cani Bradvička, frustrated by its exclusion from the Constantinople gardeners' guild, began instead to practice the gardening trade at Kronstadt (now Braşov), in Transylvania[100]. Its success encouraged emulation and the diffusion of gardeners *tajfas* from Tărnovo *okrăg* through the towns of Romania, Serbia and Hungary, and later in Russia. By 1914, this was their fastest expanding market, and 4,512 Bulgarian gardeners were then at work there, mainly in the Ukraine and the Caucasus[101]. Disposing a skill which was in short supply, Bulgarian gardeners faced little native competition in the countries where they worked, and enjoyed considerable prosperity. They introduced their trade to Serbia in the early nineteenth century and for a long time they enjoyed an effective monopoly there[102]. Early in the twentieth century, they were arriving in the U.S.A., where a number of Bulgarian market gardens were established[103], and between the World Wars in Brazil and Uruguay[104], but in the Americas they failed to make much impact as gardeners. Rather they merged quickly into the general labour market.

Nearly all *pečalbars* were male. The women stayed in their villages, where they worked on the land. This represented a less than perfect but nevertheless rational division of labour which harmonized with the patriarchal values of the village. Though in Serbia, Bosnia, and Montenegro, it was unthinkable for a woman to work away from home[105], young unmarried women in Bulgaria and Macedonia could become, in effect, *pečalbars*. A widespread practice was for girls to take part in organized harvesting gangs which went out each year to the latifundia round Thessaloniki[106] and in southeastern Bulgaria[107]. These were very short term migrations, even though they involved movement over considerable distances, but longer term migrations for domestic service were also undertaken. Girls from Vakarel in western Bulgaria, and from the ethnic Bulgarian villages round Bosiljgrad[108] (annexed by Yugoslavia) were customarily sent to the cities for domestic service. At Vakarel, the servant trade is said to have originated from

---

[100] C. Ginčev: Nekolko dumi ot istorijata na našeto gradinarstvo (bahčovandžilăk) i za uredbata na gradinata. In: Trud 1 (V. Tărnovo 1887) 1184—6.

[101] Sirakov: Gradinarite, p. 13.

[102] Kliment Džambazovski: Bugarski bastovani kao pečalbari u kneževini Srbiji. In: Balcanica IV (1973) 225—36.

[103] 25-godišen jubileen almanah na v-k „Naroden glas" i Bălgarite v Amerika, ed. Vasil Stefanov. Granite City, Ill. 1933, pp. 255—7.

[104] Marija Šalaverova & Vasil Mutafov: Po sveta za kăšče hljab. Sofia 1977, pp. 25—6; Nikolaj Georgiev: Bălgari v južna Amerika. Sofia 1965, pp. 55—65.

[105] Vasić: Pečalbarstvo, p. 96.

[106] E.M. Cousinery: Voyage dans la Macédoine. Paris 1831, I, pp. 93—6.

[107] Usta-Genčov: Žetvarskite zadrugi 484—95;Ončev: Gabrovo, pp. 38—43.

[108] Vasić: Pečalbarstvo, pp. 97—9.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

the practice of the Turks at Samokov of inducing the peasants to send the girls as servants. This encouraged the subsequent growth of the trade, and at Vakarel in 1920, 70 percent of all girls between 14 and 20 years of age were in service, mainly in Sofia[109]. Moreover the early textile factories round Gabrovo drew on young female labour from the surrounding villages[110], a supply side advantage which gave them an edge over their competitors in regions where only male labour was offered[111].

As communications improved, *pečalbar* activity ceased to be confined to the Balkans. By 1914, almost all regions identified with periodic migration, especially west Macedonia, were sending emigrants to the U.S.A. Some 27,000 persons from Macedonia migrated there between 1903 and 1909[112]. They were regarded in their villages simply as *pečalbars*, and in fact most of them were young men who sent heavy remittances back to their families, and a high proportion of them duly returned[113]. For example, the villages of Sirinačka Župa in Old Serbia sent 5—600 emigrants to North America between about 1890 and 1914. They were claimed to be earning 2,000 dinars a year each, and most are said to have returned within 2—6 years[114]. Some of these *pečalbar* immigrants maintained their distinctive trades in the U.S.A., but as they needed to find employment quickly, most worked initially on railroad construction[115], or as factory and railroad roundhouse labour[116]. The increasing numbers who abandoned their original commitment to return subsequently moved massively into business, notably in the catering trades. *Pečalbars* were beginning also to find work in western Europe: Pirot peasants were reported to be working in France as tailors, and in Germany in the metal trades[117]. The oil industry at Baku also attracted migrants from Debar[118].

Between the wars, the international market for *pečalbar* labour virtually collapsed. Not only was the U.S.A. closed as the "*pečalbar* eldorado," but so too was Greece in 1927, and during the slump virtually every other former labour market. Even worse for *pečalbars*, who were accustomed to migrating long distances, a Yugoslav law of 1928 hit their interests by giving priority in employment to locally resident labour[119]. Even so, *pečalbars* presented themselves

---

[109] G. Gunčev: Sluginstvoto v Vakarelsko. In: Spisanie na Bălgarskoto ikonomičesko družestvo XXXII (1933) 93—4, 99.

[110] Končev: Gabrovo, pp. 539—41.

[111] A. Rakovska: Ženskijat naemno-rabotniški trud v Bălgarija i negovoto razvitie. In: Novo vreme IX (1905) 714—5.

[112] Emigracija Makedonaca. In: Štampa X (1911) 356, p. 1.

[113] This is discussed further in Michael Palairet: The 'New' Immigration and the Newest: Slavic Migrations from the Balkans to America and Industrial Europe since the Late Nineteenth Century. In: The Search for Wealth and Stability: Essays in Economic and Social History presented to M.W. Flinn, ed. T.C. Smout. London 1979, pp. 43—51.

[114] Savić: Zanati i industrija, pp. 275—6.

[115] B. Zografov: Bălgarite v Amerika. In: Otec Paisij IX (1936) 22—3.

[116] Stoyan Christowe: This is My Country. New York 1938, p. 57.

[117] M.M. Savić: Naša Industrija I, p. 298.

[118] Rastko S. Purić: O pečalbarima južne Srbije. In: Radnička zaštita XVI (1934) 170.

[119] Teofan Ristić: Najamna radna snaga u našoj poljoprivredi. Belgrade 1939, p. 22.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

anywhere that a transient demand for labour might occur. In 1933 Debar peasants started to go out to Persia for highly paid rail construction work[120], and an estimated 2,000 Yugoslavs were working there in 1937[121]. But the great majority were forced to work in their own countries. Until about 1927, this was no great hardship, for opportunities were opening up in reconstruction, communications, and factory work, but the consequences of the slump were particularly severe for a labour force which found itself marginalized for the benefit of the regular urban workforce, and which was particularly dependent for its employment on construction. During the interwar years, *pečalbar* work was gradually changing in character. The old artel system was declining, as improved communications, cheap workmen's fares, and labour exchanges made it easier for individuals to seek employment directly, and to a much larger extent than hitherto, *pečalbars* found work in industry.

Pečalbar industrial employment was no new thing. As early as the 1840s, the woollen mill at Dermendere near Plovdiv recruited mostly *pečalbar* type labour, characteristically unaccompanied men from distant places[122], and as noted above, the later Gabrovo mills drew similarly on rural, (in this case female) labour. The Sofia sugar mill[123], Bajloni's Belgrade brewery and several mining companies[124] also used *pečalbars*, at least for seasonal work. In cotton spinning, the British owned mill at Varna recruited girls from the distant Balkan uplands with attractive promises[125]. *Pečalbar* labour was also an obvious weapon for breaking strikes[126]. If the factory was still exceptional as an outlet for *pečalbar* labour, this was only because there were still few factories. There is no evidence to suggest that *pečalbars* eschewed factory (and mining) work, and in Belgrade in 1940, some 2,000 *pečalbars* were employed in brickyards, and 2—300 from the Zaječar villages had regular work at the breweries, while the textile and leather industries used a further 2,000 peasant migrants, many of the women[127].

Pečalbar pay was usually expressed in terms of net earnings at the end of a season, since that is the way most *pečalbars* were remunerated. The earnings of the *dragoman*-organized workers on the Romanian estates were relatively low. As they were unskilled labour, and many of them very young, the *dragomans* were able to pocket part of the arbitrage between the going wage rates on the Romanian estates and those pertaining in the Balkan villages[128]. As the demand for labour was constantly growing, so in order to avoid having to bid the wage

---

[120] Filipović: Debarski drimkol, p. 37.

[121] L. Trnjegorski: Jugoslovenske manjine u inostranstvu. Belgrade 1938, p. 8.

[122] Nikolaj Todorov: Za naemnija trud v Bălgarskite zemi kăm sredata na xix vek. In: Istoričeski pregled XV (1959) 21—2.

[123] Petrović: Pečalbari, p. 26.

[124] Stenografski beleški, 1912, pp. 8—9.

[125] Rakovska: Ženskijat trud, 717.

[126] See Arhiv Srbije, MUD (P) 1914. 19. 80 no 11640; Vasić: Pečalbarstvo, p. 191 for examples.

[127] Od Djurdjeva do Mitrova dana u Beogradu radi i živi oko 12,000 sezonskih radnika. In: Zemlja I (1940) 5, p. 8.

[128] Naši pečalbari. In: Pravda IX (1912) 32, p. 1.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

level upwards, the *dragomans* continually recruited into new areas where the peasants were as yet ignorant of labour market mechanisms[129]. A well established technique was to get the peasants into debt, and thereby to bind them into the *dragoman's* service[130]. The conditions of employment, reflecting the low level of business ethics which pervaded Romanian society, were the subject of shrill and frequent criticism[131]. However, the normal earnings expectation in the early twentieth century was of between 40 and 140 Serbian dinars for about six months work[132]. Men who went out independently of the *dragomans* could return about 100 dinars better off than the gang labourers, but the *dragomans* were alleged to connive with the authorities to prevent individual travel papers from being issued[133].

The members of artels in the building, brickmaking, and gardening trades fared far better than these, at least after they had served their apprenticeship. Between the early 1860s and 1912 the purchase power of their earnings more than doubled[134]. This was probably not because of any significant improvement in builder's day rates. If we take builders day wages in Belgrade as a benchmark, these only advanced by about 17 percent in real terms[135]. This implies either that the working season lengthened by 78 percent, or that less time was spent in search of work, or filled with low paid field labouring. Around 1900, a skilled man would earn 200—240 dinars, a journeyman 100—200[136], but by 1910—13 these rates had improved sharply to 300—800 and 200—400 respectively[137]. Earnings of brick and tile makers fluctuated within a lower range, between 140 and 300 dinars, while their assistants earned as little as 40—60[138]. Bulgarian gardeners probably enjoyed their greatest prosperity during the years before 1878, when earnings equivalent to several thousand Bulgarian leva were commonplace[139], but by the end of the nineteenth century, they were feeling the pressure of international competition[140]. Skilled men were now bringing home 200—500 leva at the end of

[129] V. Nikolić: O pečalbarima, 74—6; Pašić i Rumunija. In: Srpska zastava II (1906) 132, p. 2.
[130] Vasić: Pečalbarstvo, p. 141; V.M. Nikolić: Iz Lužnice, 36—7.
[131] For example: Argati. In: Radničke novine II (1902) no. 7, p. 1.
[132] Stanojević: Zaglavak, 17.
[133] Stenografski zapisnici, 1912, pp. 7—8.
[134] Based on figures for 1860/5 and 1912 in Petrović: Pečalbari, pp. 18, 26, deflated by index of Serbian export prices in M. Palairet: The Influence of Commerce on the Changing Structure of Serbia's Peasant Economy, 1860—1912. Unpublished Ph. D. thesis, University of Edinburgh, 1976, p. 37.
[135] Belgrade building wages are available annually from 1862 in the Državopis Srbije and Statistički godišnjak kr. Srbije serials.
[136] R. Kostadinović: Crna trava i Crnotravci. Leskovac 1968, p. 79 n. 17; Janković: Pečalovina, p. 61; Cvijić: Osnove III, pp. 1010, 1051; V. Nikolić: Iz Lužnice, p. 29.
[137] Petrović: Pečalbari, p. 26; Savić: Zanati i industrija, pp. 277, 279.
[138] Borivoje Milojević: Radjevina i Jadar. Antropogeografska ispitivanja. In: Naselja srpskih zemalja IX (Belgrade 1913) pp. 664, 718; V.M. Nikolić: Iz Lužnice, p. 29.
[139] Iv. Ev. Gešov: Našite gradinarski družestva. In: Periodičesko spisanie XXVII (Sofia 1893) p. 335.
[140] Izloženie za sästojanieto na Tärnovskoto okrážie prez 1901—1902 god. V. Tärnovo 1902, p. 20.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

an eight month season, the less skilled 100—200[141]. (The dinar and the lev both traded close to their parity with the French franc.) Though emigrants in the U.S.A. and gang leaders in the Balkans enjoyed much bigger earnings than these, it may be taken conservatively that adults working in the Balkans in the artel trades would return home with cash (or its equivalent in purchases of clothing, jewels and household goods)[142] amounting to about 250 dinars or £ 10 sterling after a 6—8 month season. (A wartime survey by the Bulgarians in Macedonia estimated an eve of war figure of 1,000 francs, which seems too high but affirms that wages were rising very sharply at that time)[143]. Securing these sums required *pečalbars* to endure long hours and living conditions which might seem harsh to the outsider, though they probably lived better at work than those who stayed in the villages[144]. To express these earnings in modern terms is difficult but their foreign exchange value would compare favourably with what their present day equivalents could expect to put by after a similar period away from home on factory or construction work in their own countries.

The pečalbar village community

Pečalbar households strove to maintain a balance between receipts in cash and consumption in kind, especially in those villages whose isolation reduced the substitutability between money and produce. In southeast Serbia especially, cereal production was consciously restricted (at least till the opening of the railway in 1888) because high transport costs made its export impossible[145], and surpluses thrown up by good harvests were burned off in the fields[146]. Conversely food could be prohibitively expensive to import, on the backs of men and mules[147]. So *pečalbar* families tried as far as possible to procure their food from their own farm plots, but without aiming for a surplus, and to devote their earnings in cash to the procurement of commodities which they could not provide for themselves, to meeting their tax bills, and to accumulating savings. The extent to which they could be self-sufficient in foodstuffs depended not only on local resource availability, but also upon the amount of labour which could be devoted to subsistence farming. The commitment of a large part of the able bodied male labour force to periodic migration could leave the farms with too

[141] Iv. Ormanov: Gradinari ili gradinarski rabotnici? In: Novo vreme XVII (1914) 500; M. Moskov: Emigracijata ni v svrăzka s stopanskija ni život. V. Tărnovo 1911, p. 7; Hristo St. Hinkov: Gradinarskite sdružvanija v Tărnovskija okrăg. In: Periodičesko spisanie LXV (1904) p. 246.
[142] Filipović: Debarski Drimkol, p. 50.
[143] D. Iaranoff: Macédoine, p. 177.
[144] Zlatković-Milić: Zla vremena, p. 118.
[145] Public Record Office, FO 105 36. Baker's report for year ended 29 Sep. 1882.
[146] J.H. Skene: Frontier Lands of the Christian and the Turk. London 1853, p. 411.
[147] Vasić: Pečalbarstvo, p. 91.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

little labour to optimize subsistance production, and therefore required the *pečalbar* to try to minimize the effect on farm output of the removal of his labour. There were a number of ways this was done. One way would be to migrate in the winter months, and work the farm in summer. Work was to be found in the larger towns for sawyers[148], and their trade became identified with the Tetovo district[149], but winter work was badly paid, and "overwintering" became virtually synonymous with seeking the bare means for survival[150]. So most *pečalbars* migrated in summer, though, if it were feasable to do so, a man might interrupt his migrant business to help complete the farm tasks at home during the harvest season[151]. Bulgarian gardening *tajfas* might send home one member to do the same on behalf of his associates[152]. In Zaglavak *srez*, it was not uncommon for a father to place a 12—13 year old child with the *dragomans* rather than go to Romania himself, calculating that it was to his advantage to apply his own work on his holding[153]. If necessary farm labour would simply have to be hired in (at a relatively low price) to replace the absent *pečalbar*, and *pečalbars* in southeast Serbia not infrequently hired labour from neighbouring villages for harvesting[154]. Among the Bulgarian gardeners, any house which sent all its men away had to hire a hand for the entire summer[155]. Contemporary writers who lacked understanding of the marginalist practical economics that the *pečalbars* themselves applied complained that excessive periodic migration led to unnecessary neglect of tillage — and believed it resulted from "an inbuilt laziness towards agriculture"[156].

The need for a balance between cash and kindly income explains why *pečalbar* activity rarely flourished alongside cottage industry in a rural milieu, though both offered means of procuring cash independently of the productive powers of the land. The principal difference was that most cottage industries employed female labour to produce goods (mainly textiles) which could bear high transport costs, while most products and services requiring male labour were intrinsically bulky and immobile (bricks, tiles, earthenware, buildings, sawn timber) and had to be produced at or near to the point of consumption. In the small towns of Macedonia and Bulgaria cash and produce were relatively substitutable, and so in an urban milieu *pečalbar* migration and cottage industry were frequently

[148] Borivoje Ž. Milojević: Visoke planine u našoj kraljevini. Belgrade 1937, pp. 203-4; Cvijić: Osnove III, 1010—11.

[149] Sreten L. Popović: Putovanje po novoj Srbiji. Belgrade 1950 (reprint), pp. 556—7.

[150] Milenko S. Filipović: Odlaženje na Prehranu. In: Glasnik geografskog društva XXVII (1947) 85; Milojević: Visoke planine, p. 244.

[151] Petrović: Pečalbari, p. 20; Filipović: Debarski drimkol, p. 38.

[152] Ginčev: Gradinarstvo, 1196—7.

[153] Rad socijalističkog parlamenta na Timoku. Belgrade 1914, pp. 11—12.

[154] Petrović: Pečalbari, pp. 40—1; R.T. Nikolić: Krajište i Vlasina, 63.

[155] Ginčev: Gradinarstvo, 1196—7.

[156] Hadži-Vasiljević: Prilep, p. 44; Rastko S. Purić: O pečalbarima, 170; Cvijić: Péninsule balkanique, p. 410.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

associated[157]. But in the villages commitment of both sexes to the cash economy could create a large subsistence deficit, and thereby generate unnecessary transaction costs. Čiprovci and several neighbouring villages in west Bulgaria were orientated to carpet weaving, at which the women worked tirelessly for low remuneration. The men farmed their small infertile plots, a task which did not employ them intensively. By the beginning of the twentieth century, they began to migrate as *pečalbars* to the U.S.A. The remittances flowed home, and the carpet trade promptly declined, as the women now had an alternative cash income source and could turn their industrial efforts to providing their own homes with textile products rather than supplying the market[158]. In the Pirot villages, where the men migrated on building work, the women were drawn increasingly from 1890 to World War I into weaving woollen cloth for the market. The reward — about 120 dinars for six months work — was but half what a similar period of building labour would yield, but many women chose to weave, so that they could keep their husbands at home for longer periods. Significantly, they turned most of the money over to the men to buy land with it[159]. In west Macedonia, signs of cottage industry could be detected here and there. Tresonce, a Dibrailija village, sold fine woollen cloth (*sukno*) and striped cloth (*klašni*) but these were produced for the market by "many poor women, widows and deserted women" — presumably those who were not being supported by *pečalbars*[160]. But if opportunities for making a significant contribution to familial subsistence in agriculture existed, then the women were more rationally deployed working in the fields, as was generally the case. This did not, however, prevent the unmarried girls from seeking harvesting work on the latifundia in summer, because several weeks would elapse before the mountain crops had ripened. Payment was often in kind, and helped feed the families through winter[161].

The outcome of these devices to balance cash and subsistence production varied considerably. There were areas in Bulgaria — for example Vakarel, and in many of the Tărnovo villages, where significant crop or livestock surpluses supplemented the cash incomes of the *pečalbars*. Southeast Serbia as a whole was self-sufficient in grains[162], and even the expressly *pečalbar* villages were usually only in slight deficit, and some exported small surpluses[163]. In Macedonia most

---

[157] See discussion of economic patterns in the pre-liberation Bulgarian textile townships in M. Palairet: The Decline of the Old Balkan Woollen Industries 1870—1914. In: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte LXX (1983) 340—1.

[158] Jordan Zahariev: Čiprovci. Poselištno-geografski proučvanija s istoričeski beležki. Sofia 1938, pp. 220—1.

[159] Vasić: Pečalbarstvo, pp. 65—9.

[160] Cvijić: Osnove III, p. 1016.

[161] Konstantinov: Pečalbarstvo, pp. 69—70.

[162] The grain surplus and deficit map of Serbia is calculated for the years 1896—8 in M. Palairet, Thesis, Fig. III (i), p. 143.

[163] Petrović: Pečalbari, pp. 23, 35—6; V.M. Nikolić: Iz Lužnice i Nišave, 26—7.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

pečalbar villages seem to have grown a substantial part of their subsistence. Even the high level *pečalbar* villages of Golo brdo usually raised about half their food requirement[164], and those with no crops usually managed to export livestock products. This partial or total self sufficiency in foodstuffs meant that disbursements of *pečalbar* earnings for basic essentials were small. *Pečalbar* families also had to pay their taxes, but as the direct tax base in the Balkans was land rather than labour, their exposure to direct taxation was usually low[165]. They also had relatively little difficulty in meeting the direct taxes which were demanded of them[166]. Like most peasants, *pečalbars* sometimes had recourse to usurers, and earnings were needed to service debt. In many cases, it was debt problems which first drove men into work migration[167], but migrant earnings could be very effectively used to discharge debts in usury[168]. Thus in most cases *pečalbar* families disposed a significant part of their cash earnings for discretionary purposes, including savings.

Pečalbars saved a high proportion of the cash they earned[169]. Like similar groups the world over, they built themselves prestigious and comfortable homes. In southeast Serbia and central Bulgaria they also strove to furnish them attractively[170], though in Macedonia, because of relative poverty or cultural backwardness, the internal appointments even of the most solid looking *pečalbar* houses left much to be desired[171]. But saving was also directed to maintaining self sufficiency and reducing dependence on migrant earnings. Most obviously, this could be achieved through the purchase of land, which was consequently chased up to prices unrelated to its fertility[172], and the acquisition of draft stock to cultivate it[173]. Some returning *pečalbars* from west Macedonia would even bring back American agricultural machinery[174]. Less obviously, self-sufficiency was sought through the payment of high bride-prices[175]. In a society where the very institution of *pečalbar* migration left the villages short of farm labour, the bride-price represented compensation paid by the household which would gain labour by marriage to that which would be left short-handed by the transaction[176]. The going rate for brides in west Macedonia before World War I was £ 15—25 ster-

[164] Filipović: Golo brdo, p. 41.
[165] Lazar Bjelić: O pečalbarima. In: Borba V (1914) knj. 8, no. 13, p. 30.
[166] See Palairet: Thesis, p. 562.
[167] V.M. Nikolić: Iz Lužnice, p. 35.
[168] Ginčev: Gradinarstvo, 1191; Petrović: Pečalbari, p. 37; Reports of the Immigration Commission 4. Emigration Conditions in Europe, Washington, D.C. 1911, p. 413.
[169] Purić: Rabotnički jug, pp. 62—3.
[170] Kostadinović: Crna trava, p. 69; Sirakov: Gradinarite, p. 36.
[171] Purić: Rabotnički jug, p. 136.
[172] Janković: Pečalovina, p. 58.
[173] Lj. Stojović: Kako se ide u pečalbu. In: Politika (1938) 10931, p. 13.
[174] Iaranoff: Macédoine, p. 44.
[175] Konstantinov: Pečalbarstvo, p. 10.
[176] Purić: Rabotnički jug, p. 104.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

ling[177], about two years net earnings from *pečalbar* building work. Savings were also put by to provide security in retirement, leading to the appearance in the *pečalbar* villages of sleepy shops and *kafanas* which provided retired *pečalbars* with a little income during their declining years[178].

We can therefore reject with some confidence Trouton's assertion that *pečalbars* earned only enough to buy bread and pay taxes and interest[179]. Indeed *pečalbars* came from relatively well to do homes as well as poorer ones[180]. But it is difficult to generalize as to whether the *pečalbar* villages were well or badly off, compared with the farming villages. The average *pečalbar's* 250 dinar earnings can be compared with the 290 dinars of cash which the Avramović enquiry of 1911 showed to be earned by median five hectare farm properties in Serbia[181], and it seems unlikely that the *pečalbar* farm would produce as much as the average agricultural property in subsistence goods. Against that, many *pečalbar* properties would have sent out more than one migrant at a time, their exposure to land taxes would be low, and many might have significant incomes from the sale of animal products. There is a consensus in the literature that *pečalbar* villages (at least those which specialized in specific non-agricultural trades) enjoyed greater material prosperity than their sedentary counterparts. The evidence does not, however, support the idea that *pečalbar* villages were better off than lowland villages which were actively involved in market agriculture.

But where *pečalbar* activity was combined with intensive agriculture, the result could be outstanding prosperity. This is evident from the experience of the market gardening region of Veliko Tărnovo. Gardeners' earnings may have been lower than those of Macedonia's building workers, but their villages were unequivocally prosperous. The impulse to labour migration here was not the quality of the land, rather the density with which it was settled. Though the holdings were small, cultivation techniques were progressive, and very intensive. The *pečalbar* region, Ljaskovec district especially, was described variously as the most intensively, and best cultivated corner of Bulgaria[182]. Gardening techniques were seldom applied directly, but the region was early to adopt horse ploughing, the potatoe, and the sowing of artificial grasses[183]. To some extent, field agriculture gave way to the vine, and to certain garden crops, such as onions, spring onions, and paprikas which passed into trade throughout Bulgaria on the Ljaskovec carts. A nursery trade also developed[184]. As most of the men were away at work,

---

[177] Purić: Rabotnički jug, p. 135.

[178] Kruševo nekad i sad. In: Vardar III (1934) 171 p. 3; Stojović: Kako se ide, p. 13; Cvijić: Osnove III, p. 1015.

[179] Ruth Trouton: Peasant Renaissance in Yugoslavia 1900—1950. London 1952, p. 46.

[180] Petrović: Pečalbari, p. 27.

[181] See recalculation of the Avramović data in M. Palairet: Fiscal Pressure and Peasant Impoverishment in Serbia before World War I. In: Journal of Economic History XXXIX (1979) 724.

[182] Jireček: Knjažestvo Bălgarija, p. 250; Sirakov: Gradinarite, p. 35.

[183] Gešov: Gradinarski družestva, 340.

[184] M. Moskov: Ljaskovec. Minaloto i bădninata mu. V. Tărnovo 1920, pp. 19, 28.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

maintenance of these farms placed a heavy burden on the women, so the gardeners supplied their families "with every technical convenience for the smallholding . . . in the district of Gorna Orjahovica there is hardly a family with more than 30 decares of cultivable land which does not dispose a half-iron plough, an iron cart, and a winnowing machine. Stronger properties also have iron harrows and steam threshers"[185]. Notwithstanding the use of machinery, the intensification of the farming system rendered it increasingly dependent on the hiring of farm workers from outside. Such was the shortage of labour, they were advertizing in the press for it[186]. It therefore appears that migrant market gardening experience provided both the knowledge of technique, and the capital to develop a high-yield capital intensive agriculture in the province, which in turn provided a rich subsistence base to be supplemented by the incomes which were earned by the gardeners. The old timber and adobe houses disappeared, to be replaced by stone buildings, while tastes in clothing became more expensive[187].

Gardeners' wives began to follow fashion; the acme of style was to be "bejewelled like a fine Ljaskovec lady"[188]. These villages were clearly differentiated by their prosperity from the general run[189]. Progress went deeper than this, however: in 1905, the gardening districts were also the most literate in Bulgaria, and as Sirakov points out, this was an active literacy, promoted by the families themselves because it was needed for their businesses[190].

While migrant work provided economic stability for villages which would otherwise face distress, it was also a dynamic force which was bound to disturb existing cultural patterns. As such it was regarded equivocally or with hostility by contemporary observers. Most emphatically, the village women hated the practice of periodic migration, for it separated them from their menfolk for long periods, during which they had to fend singlehandedly for their families. A journalist captures the moment in Vevčani village in west Macedonia in 1938 as the bus arrives to take the *pečalbars* away to work, while the whole population turns out to see them off. After the bus has left, "long columns of weeping women go home, as if from a funeral"[191]. They had some cause to weep, for their men would not all return in health and with money. Some women would be left destitute, probably without ever knowing why. Men might die abroad, though fewer than was believed, for some would choose not to return, or to remit back to their families, and these would be assumed to have died "in exile". Fear of

[185] Sirakov: Gradinarite, p. 34.
[186] M. Moskov: Emigracija, p. 10.
[187] Moskov: Ljaskovec, pp. 19—20.
[188] Šalaverova & Mutafov: Po sveta, pp. 49—50.
[189] Ž. Dimov: Bălgarskata emigracija v Amerika. In: Săkrateni protokoli na Varnenskata tărgovsko-industrijalna kamara XVI (1907) 61.
[190] Sirakov: Gradinarite, pp. 37—8.
[191] S. Carević: Pečalbari odlaze. In: Politika (1938) 10714, p. 8.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

abandonment gnawed at the lonely women. Though every young *pečalbar* might have it impressed on him that his duty was to work and save money for the family at home, and return as soon as he had done so, the sentimental ties of youth are unpredictable. "And those men who have lived over there for years, and so are no longer tied by affection to their village — do they belong to the people over there or to us? When they return — if they return — full of admiration for everything over there, these men find it hard to adjust to their deserted wives"[192].

In particular, the successful and upwardly mobile would have least to gain as perpetual migrants, so paradoxically it was the most successful *pečalbar* communities which would be most severely racked by the insecurity which arose from emigration. It was all too likely that *pečalbars* who prospered in trade would tend to settle where they worked. Cincar communities were especially affected by the continuous drain of their elites[193]. Permanently settled colonies originating from Macedonia accumulated in all the Balkan cities, and subsequently in the United States as well. The Bulgarian census of 1893 showed that between 38,000 and 40,000 persons of Macedonian birth were then living in Bulgaria[194]. In Belgrade in 1863, immigrants from Macedonia accounted for 5,000 out of a population of 14,000[195], and in 1934, some 60,000 out of 242,000[196]. Between 1920 and 1935, 21,312 persons from the *pečalbar* zones of southern Yugoslavia were reckoned permanently to have removed, or had not returned to their former homes after 15 years[197]. Some men would intermarry away from home, and others would bring their wives away from their villages, a prospect that these women, utterly ignorant of the wider world save only of its real or imagined hazards, would tend to shun. And the *pečalbar* village would begin to die. Those houses, so laboriously built, would fall silent and empty, decaying monuments to misplaced investment[198]. In the Bulgarian gardener villages no such rundown occurred, since they were not isolated nor was their land infertile. Even so they experienced high outward migration, and many gardeners resettled in the places where they did business[199], often becoming vegetable merchants[200] — like Nedjelko Gačov, described in 1936 as the biggest greengrocer in Bordeaux[201]. At Ljaskovec itself, home of old Cani Bradvička, and the archetypal gardener village, market gardeners had prospered so much that their descendants

[192] Julija Lazarević-Tatić: Pečalbarsko selo. In: Vreme (1936) 5025, p. 6.
[193] For an example see: Hi Kleisoura. In: Makedonikon Himerologion I (1925) 118.
[194] Vasil Kănčov: Makedonija. Etnografija i statistika. Sofia 1900, p. 24.
[195] Longworth's report for 1863, p. 232.
[196] Purić: O pečalbarima, p. 170.
[197] Purić: Rabotnički jug, pp. 112—3.
[198] Kostadinović: Crna trava, p. 93; Hi Kleisoura, p. 118.
[199] Šalaverova & Mutafov: Po sveta, p. 73.
[200] Hinkov: Gradinarskite sdružavanija, p. 248.
[201] Šalaverova & Mutafov: Po sveta, p. 22.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

no longer needed to go out on gardening work. In 1888, Ljaskovec had sent 1,086 gardeners abroad, by 1914 "a few tens," as the population was said to have moved into "trade and usury"[202]. Truck cropping also furnished comfortable incomes, while the well educated young people increasingly sought official employment[203].

Galičnik — the archetypal pečalbar community

The history of Galičnik in west Macedonia captures in an exaggerated form the essentials in the evolution of a *pečalbar* community. With about 3,300 inhabitants in 1888[204], Galičnik stood 1,200 metres above sea level in a roadless tangle of bleak mountain spurs, and disposed no land which was capable of cultivation. Those who stayed at home were said never to have seen a plough, a wheeled vehicle nor a field of corn[205]. In origin Galičnik was probably a sheepraising settlement. It held 60—70,000 sheep on the eve of World War I[206]. Formerly it was said to have disposed 180,000, but sheepraising was in decline because of acute political insecurity in this turbulent region of interethnic tension between Albanian and Slavic villages[207]. Until 1912, the sheep were brought down to overwinter in the plains round Thessaloniki and in Thessaly; surpluses were probably sold there, and the flocks were brought back in spring to the high summer pastures round Galičnik[208]. The sheep still generated small surpluses of cheese, wool, and smoked meat which were sold in Debar[209], but few Galičnik families could live solely as proprietors of flocks, and in 1922, 90 percent of the able bodied males were said to work as *pečalbars*[210].

Experience of long range transhumance is a good apprenticeship for commerce, and thus it was that the Galičnik men took up the dairying trade, especially at Thessaloniki, always the prime focus of their migrations[211], but also in Belgrade, Sofia, Bucharest[212] and, as always, in Constantinople[213]. It took little for a *pečalbar* to set up as a dairyman and cheesemaker. "With a few implements and vessels he installs a shop and becomes a small businessman"[214]. But the men

---

202 Ibid., p. 31.
203 Moskov: Ljaskovec, p. 28.
204 Kănčov: Izbrani proizvedenija, II, p. 563.
205 R. Ognjanović: Galičnik. In: Južna Srbija II (1922) 399.
206 Savić: Zanati i industrija, p. 280; Ognjanović: Galičnik, p. 364.
207 M.M. Velj: Debar i njegova okolina. In: Bratstvo VIII (1899) 36.
208 Svetozar Tomić: Skoplje — Tetovo — Gostivar — Mavrovo — Galičnik. In: Bratstvo XVII (1923) 226.
209 Velj: Debar, p. 35.
210 Ognjanović: Galičnik, p. 403.
211 M. Savić: Zanati i industrija, p. 280.
212 Galičnik — Jedinstveno selo u svetu. In: Zemlja I (1940) 9, p. 8.
213 Purić: O pečalbarima, p. 170.
214 Ognjanović: Galičnik, p. 397.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

of Galičnik were adaptable to changing market conditions, and their occupations became as diversified as the places where they practiced them. They were noted variously as excellent bakers[215], as confectioners, cafe keepers, and spicers, and were reputed to work or trade throughout much of the world. Between the wars, they were numerous in petty commerce in Egypt and Greece, and a fair number had gone to the United States as factory and mining labour[216]. As was characteristic of the *Dibrailije*, many were building workers "in all continents" skilled in masonry, woodcarving, and cabinetmaking[217]. Galičnik *pečalbars* built churches and mosques throughout the Balkans[218], and were noted for wooden sculpture and iconostase carving[219]. All seemed to develop some commercial specialty, and they were claimed never to resort to agricultural labouring[220].

They were able to range so far afield because, unlike most *pečalbar* villages, Galičnik had no cultivated land which would draw men back for seasonal tasks. Consequently it was customary for them to stay away two or three years at a time, to return in July if they could bring at least 3—400 dinars of earnings[221]. Even then they were but short stay guests in their own homes, for their visit would last only four weeks[222]. During this time, there would be feasting and marriages, which would result in conspicuous expenditures at the village store. Louis Adamic, when he visited Galičnik in the summer of 1932, had no doubts that this was "a well to do village" — or had been before the slump had hit it[223]. Its prosperity was manifested by its spacious, solidly built storeyed urban type houses, some embellished with external facades, of diverse styles which reflected the variety of places where the Galičani had laboured[224]. But then Debar village housing was recognized to be the best in Macedonia[225].

As the men of Galičnik earned better incomes than most *pečalbars* and as there was little farm work to be done, the women were not heavily burdened with outdoor toil. As at neighbouring Tresonce, some fine cloth was sold on the market, but this was a trade for the support of widows[226]. To the men, the women were more a consumer's good than a source of labour, and this probably explains why the bride-price, so prevalent in *pečalbar* villages, was not paid at Galičnik[227]. But their redundancy as labour made these women very vulnerable to desertion, par-

---

[215] Purić: Rabotnički jug, p. 119.
[216] Cvijić: Péninsule balkanique, pp. 449—50; Ognjanović: Galičnik, p. 396.
[217] Louis Adamic: The Native's Return. London 1934, p. 115.
[218] A. Vasiliev: Văzroždenski majstori, pp. 149—50.
[219] Iaranoff: Macédoine, p. 136.
[220] Ognjanović: Galičnik, p. 396.
[221] Savić: Zanati i industrija, p. 280.
[222] Galičnik, (in: Zemlja).
[223] Adamic: Native's Return, p. 118.
[224] Purić: Rabotnički jug, p. 125.
[225] Kănčov: Makedonija, p. 33.
[226] M. Savić: Zanati i industrija, p. 190.
[227] Ognjanović: Galičnik, p. 363.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

ticularly as they were only likely to see their men at infrequent intervals. Other means were therefore needed to ensure their loyalty. Galičnik women, it was claimed, took care to preserve their looks: light work, a good climate and a milk-rich diet no doubt helped them in this. They spent much of their time in needlework, and no doubt the elaborate archaic costumes they made for themselves were also supposed to enhance their personal attractions, and encourage their men to return to them. But there is a certain defensiveness in the repeated statements that Galičnik men never — well, hardly ever — deserted their wives or the community. As Adamic was told, the women reserved their worst condemnation for men who "forgot" their village[228]. As the lonely wives of west Macedonia would sing, "O don't let him ever see paradise — he who remained abroad . . . far, far away in Alexandria"[229].

But emigrate they did. Immigrants from the Debar villages were numerous enough to have their own quarter in Thessaloniki[230], and in 1934, 17 Galičnik families were resident in Sarajevo[231]. There were probably 508 houses in Galičnik in 1888[232], and 450 in 1914[233]. The census of 1931 shows 3,200 inhabitants, but the first postwar census in 1951 shows an abrupt decline to 900. By 1971 Galičnik was virtually uninhabited.

* * * *

Periodic migration made the Balkan settlement viable economically. It proved no barrier to eventual depopulation, for it provided a bridge between village and town. Still, it made the relocation of population rather less painful than if the only expelling force had been distress. It did not cease after World War II, and the availability of large numbers of workers orientated to *pečalbar* labour facilitated the mobilization of a workforce to execute the ambitious construction projects of the Communist planners.

---

228 Adamic: Native's Return, pp. 118, 120; Galičnik, (in: Zemlja).
229 Ceko Stefanović: Pečalba bez pečalenja. In: Narodna odbrana X (1935) 566.
230 Kănčov: Makedonija, p. 27.
231 Purić: O pečalbarima, p. 170.
232 Kănčov's figure of 3,300 population in 1888 assumes 6.5 per house, — Kănčov: Izbrani proizvedenija II, p. 563.
233 Savić: Zanati i industrija, p. 280.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Die Herkunft der Handwerker in überregionalen städtischen Zentren: Zürich, Wien und Zagreb zur Mitte des 19. Jahrhunderts

Josef Ehmer, Wien

I

In der neueren handwerksgeschichtlichen Forschung gewinnen Massenquellen ein zunehmendes Gewicht. Gerade für den Bereich der Handwerkermigration bieten sie die Möglichkeit zu systematischen Untersuchungen und zur Überwindung einer eher anekdotischen, den spektakulären Einzelfall hervorhebenden Betrachtung[1]. Zugleich bestehen aber auch für die quantifizierende Forschung einige ältere Probleme der Handwerksgeschichte weiter. Eines davon liegt m.E. darin, daß wichtige sozialgeschichtliche Fragestellungen — wie etwa die nach der räumlichen Mobilität der Handwerker — vor allem für die Gesellen, kaum für Lehrlinge und Meister untersucht werden. Diese Konzentration erschwert es, die Wanderung von Gesellen als ein Element der gesamten handwerklichen Sozialverfassung zu interpretieren und nicht als isoliertes Phänomen zu erfassen. Insbesondere die Wechselbeziehungen zwischen regionaler und sozialer Mobilität treten bei der Beschränkung auf eine Gruppe innerhalb des Handwerks nur schwer in das Blickfeld.

Was die Gesellen selbst betrifft, so bergen auch die bevorzugt verwendeten Massenquellen — wie Wanderbücher oder Gesellenverzeichnisse der Zünfte — nicht nur höchst wertvolle und unverzichtbare Informationen, etwa zu Wanderrouten oder Aufenthaltsdauer, sondern auch — wie das ja bei jeder einzelnen Quelle der Fall ist — bestimmte Beschränkungen. Wanderbücher erfassen überwiegend Gesellen, die in der jeweiligen Stadt — dem Standort des Archivs — geboren oder freigesprochen wurden bzw. die sich hier als Meister etablieren konnten. Dies kann zu einer Überbetonung städtischer Gesellen, die städtische Meister wurden, führen und insbesondere Fragen nach den Stadt-Land-Beziehungen im Handwerk in den Hintergrund treten lassen. Ganz allgemein lenken Zunftarchivalien den Blick eher auf die Besonderheiten eines oder mehrerer Gewerbe und machen es mitunter nicht leicht, diese Besonderheiten zur Gesamtheit des Handwerks in Beziehung zu setzen[2].

---

[1] Als neuere Beispiele der Auswertung von Massenquellen vgl. Rainer S. Elkar: Wandernde Gesellen in Oberdeutschland. Quantitative Studien zur Sozialgeschichte des Handwerks vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. In: Ulrich Engelhardt (Hg.), Handwerker in der Industrialisierung. Stuttgart 1984, 262—293; Helmut Bräuer: Gesellenmigration in der Zeit der industriellen Revolution. Karl-Marx-Stadt 1982.

[2] Vgl. die entsprechenden Hinweise zur Quellenproblematik bei Bräuer: Gesellenmigration, 11; und Elkar: Wandernde Gesellen, 291.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Ausgehend von der Beobachtung dieser Probleme wird im folgenden der Versuch gemacht, eine zusätzliche Quelle, die bisher vor allem in der historischen Familienforschung und Demographie Verwendung fand, für handwerksgeschichtliche Fragestellungen nutzbar zu machen. Es handelt sich um Volkszählungslisten, die seit dem 17. Jahrhundert in ganz Mitteleuropa in breiter Streuung vorliegen. Natürlich zeichnet sich auch dieser Quellentyp durch eine Reihe grundsätzlicher Beschränkungen aus[3]. Sein Vorteil besteht aber darin, daß er die gesamte Bevölkerung erfaßt — für unsere konkreten Fragestellungen also Lehrlinge, Gesellen und Meister aller Handwerke — und daß er es ermöglicht, verschiedene soziale Merkmale wie z.B. Beruf, Herkunft, Alter, Stellung im Haushalt oder Familienstand miteinander zu verknüpfen. Wo für einen Ort mehrere solcher Listen erhalten sind, besteht auch die Chance, den zeitlichen Querschnittscharakter zu überwinden und die Dimension des Wandels einfließen zu lassen.

Für die vorliegende Untersuchung stand eine umfangreiche Sammlung von Volkszählungslisten in maschinenlesbarer und damit mittels EDV analysierbarer Form zur Verfügung[4]. Aus diesem Bestand wurden mit Zürich, Wien und Zagreb drei Städte ausgewählt, in denen das Handwerk in einer gemeinsamen Tradition der mitteleuropäischen Zunftverfassung stand, noch zur Mitte des 19. Jahrhunderts die gewerbliche Produktion dominierte und das Handwerk insgesamt einen wesentlichen Teil der Erwerbstätigen beschäftigte. Zugleich unterschieden sich diese Untersuchungsgebiete grundlegend nach Größe, Wachstum, ökonomischem Entwicklungsstand und Sozialstruktur. Das Sample Zürich 1836 umfaßt die „kleine Stadt", also das links der Limmat gelegene Altstadtviertel, ein in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts noch überwiegend kleinbürgerlich geprägtes, kaum von Unterschichten bewohntes Viertel[5].

Ergänzend konnten für ganz Zürich auch einige Angaben herangezogen werden, die Bruno Fritzsche aus einem umfangreichen, die Jahre 1866 bis 1880 betreffenden Forschungsprojekt veröffentlichte[6]. Für Wien wurden für die vorliegende Untersuchung drei Gebiete herangezogen: zunächst Teile der Vorstädte Gumpendorf 1827 und Schottenfeld 1857, die beide zu den wichtigsten gewerb-

---

[3] Eine ausführlichere Diskussion dieses Quellentyps bei Josef Ehmer: Ein „intellektueller Totpunkt"? Zur Aussagekraft von Volkszählungslisten und zur „Wiener Datenbank zur europäischen Familiengeschichte". In: Bericht über den 16. österreichischen Historikertag in Krems 1984. Wien 1985, 634—643.

[4] Ebenda ein Überblick über die in der „Wiener Datenbank zur europäischen Familiengeschichte" zusammengefaßten Bestände.

[5] Vgl. dazu Bruno Fritzsche: Das Quartier als Lebensraum. In: Werner Conze, Ulrich Engelhardt (Hg.), Arbeiterexistenz im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1981, 95.

[6] Daten zur Herkunft der Gesellen und erste Auswertungen bei Bruno Fritzsche: Handwerkerhaushalte in Zürich 1865—1880. Eine Bestandsaufnahme. In: Engelhardt (Hg.), Handwerker, 110 ff. Die von Bruno Fritzsche veröffentlichten Daten erfassen alle Gesellen, die in den Jahren 1866—1880 in Zürich gemeldet waren, unabhängig von der Dauer ihres Aufenthalts. Sie sind nicht völlig mit den aus der Volkszählung 1836 gewonnenen zu vergleichen, da Fritzsche nur Angaben zu den in den Meisterhaushalten mitlebenden Gesellen vorlegt. Einige Branchen — vor allem die Baugewerbe — sind damit in seinem Sample weniger vertreten als im Volkszählungssample 1836.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

lichen Vorstädten zählten, in denen sich traditionelles Handwerk mit hausindustrieller und manufaktureller Textilproduktion vermischte[7]. Das dritte Gebiet vom Vorort Hernals 1880 gehörte — außerhalb der Verzehrsteuergrenze gelegen — vor 1891 nicht zum eigentlichen Wiener Stadtgebiet. Um 1880 war dies eines der am raschesten wachsenden Viertel der Agglomeration Wien, in dem neben der industriellen Arbeiterschaft kleine Handwerksbetriebe ihren Platz behielten. Zagreb, die Hauptstadt des Königreichs Kroatien und Slawonien, bot zur Mitte des 19. Jahrhunderts das Bild einer zentralen Handels-, Handwerks- und Verwaltungsstadt, in der Industrialisierungstendenzen noch kaum zu spüren sind[8]. Das verwendete Sample Zagreb 1857 umfaßt mit Ausnahme einiger Vororte das gesamte Stadtgebiet.

Diese drei Städte wiesen also in Bezug auf die Tradition des Handwerks und seine Bedeutung zur Mitte des 19. Jahrhunderts Gemeinsamkeiten auf, die eine vergleichende Betrachtung sinnvoll machen und den Blick auf allgemeine Strukturmerkmale des Handwerks lenken. Die Unterschiede zwischen den Samples sollen es dagegen ermöglichen, die Abhängigkeit der allgemeinen Strukturen von der jeweiligen ökonomischen, sozialen und demographischen Umwelt zu diskutieren. Weniger leicht sind die Einflüsse der jeweiligen Gewerberechtsverhältnisse in Betracht zu ziehen, da diese sich ja nicht nur aus den Rechtssatzungen selbst, sondern vor allem aus ihrer praktischen Anwendung durch die Zünfte und Obrigkeiten ergaben. Formal bestand in Wien und Zagreb bis 1860 eine Zunftverfassung, die jedoch zwischen den Gewerbegruppen differenzierte und vor allem durch die — örtlich unterschiedlich gehandhabte — Verleihung von Gewerbebefugnissen durchlöchert war[9]. In Zürich war das Zunftwesen seit 1798 schrittweise zurückgedrängt und 1837 endgültig aufgehoben worden[10]. Es hat jedoch den Anschein, daß formale gewerberechtliche Bestimmungen wenig bedeuteten im Vergleich zu den tatsächlich praktizierten, durch Traditionen verfestigten Verhaltensweisen einerseits und den realen wirtschaftlichen Spielräumen und Herausforderungen andererseits[11].

---

[7] Ausführlich zur Entwicklung des Handwerks in Wien Josef Ehmer: Familienstruktur und Arbeitsorganisation im frühindustriellen Wien. Wien 1980.

[8] Arnold Suppan: Die Kroaten. In: Die Habsburgermonarchie Bd. III/1. Wien 1980, 691; Emanuel Turczynski: Die städtische Gesellschaft in den Staaten des Donauraumes. In: Klaus-Detlev Grothusen (Hg.), Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung Südosteuropas im 19. und 20. Jahrhundert — Südosteuropa-Jahrbuch 9. München 1969, 67 f.; zum Entwicklungsstand der kroatischen Wirtschaft vgl. Igor Karaman: Die Entwicklung der Manufakturen beziehungsweise der frühen Industrie in Kroatien 1750—1850. In: Herbert Knittler (Hg.), Wirtschafts- und sozialhistorische Beiträge. Festschrift für Alfred Hoffmann. Wien 1979, 236—246.

[9] Zur Durchlöcherung der Zunftbestimmungen vgl. Harald Steindl: Entfesselung der Arbeitskraft. In: Ius Commune, Sonderheft 20 (1984) 122 ff.

[10] Fritzsche: Handwerkerhaushalte, 107; Karl Dändliker: Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich, Bd. III. Zürich 1912, 272 ff.

[11] Zu dieser in der handwerksgeschichtlichen Forschung dominierenden Sichtweise vgl. zusammenfassend Karl Heinrich Kaufhold: Gewerbefreiheit und gewerbliche Entwicklung in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 118 (1982) 111.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Die Interpretation der Ergebnisse ist darum bemüht, die Herkunft der Lehrlinge, Meister und Gesellen im Gesamtzusammenhang der handwerklichen Sozialverfassung zu verstehen und zugleich damit einige modellhafte Überlegungen zur Wechselbeziehung zwischen der räumlichen und der sozialen Rekrutierung der Handwerker im 19. Jahrhundert zu entwickeln.

II

Auch die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung — wie sie in den Tabellen im Anhang dokumentiert sind — unterstreichen die bekannte Tatsache, daß die Herkunft der Lehrlinge, Gesellen und Meister verschieden ist, also die regionale Mobilität mit der jeweiligen sozialen Position im Handwerk zusammenhängt. Dies macht es notwendig, die einzelnen Gruppen zunächst getrennt zu behandeln, auch wenn das Handwerk als soziales Gesamtsystem im Mittelpunkt unseres Interesses steht.

Mit Ausnahme von Hernals 1880 sind in allen unseren Samples die *Meister* am ehesten in ihren Wohnorten auch geboren. Diese räumliche Persistenz können wir als Indiz für soziale Selbstrekrutierung werten. Dabei ist aber weniger an individuelle Kontinuitäten zu denken, wie etwa die Übernahme eines väterlichen Gewerbes durch den Sohn, als vielmehr an kollektive Privilegien bei der Vergabe von Bürger- und Gewerberechten[12]. Zugleich machen die Daten deutlich, daß diese Selbstrekrutierung keinesfalls eine ausschließliche war: In allen Samples stammen große Teile der Handwerksmeister nicht aus der Stadt selbst. Auch dabei ist die Wirkung rechtlicher Faktoren nicht auszuschließen, etwa in Zürich, wo die Stadt seit 1831 gegenüber dem übrigen Kanton nicht privilegiert war. Neunzig Prozent der Meister stammen hier aus Stadt und restlichem Kanton Zürich.

Wichtiger zur Erklärung unterschiedlicher Selbstrekrutierung erscheinen allerdings die jeweiligen wirtschaftlichen Möglichkeiten: Expandierende Märkte erhöhten die Niederlassungsmöglichkeiten für Zuwanderer (— und sicherlich auch die Neigung der Behörden zur Vergabe von Gewerbebefugnissen). Dementsprechend läßt die Stadt Zagreb bei geringem wirtschaftlichem Wachstum einen sehr hohen Grad der Selbstrekrutierung erkennen. In Wien liegt er dagegen am niedrigsten, wobei der Anteil der aus der Stadt selbst stammenden Meister zudem kontinuierlich zu sinken scheint: Er liegt 1827 (Gumpendorf) bei 43%, 1857 (Schottenfeld) bei 33%, und 1880 (Hernals) bei 24%. Die Bedeutung der Zuwanderung für die Rekrutierung der Meister hatte zwar in der Großstadt Wien eine lange Tradition, die Enwicklung im 19. Jahrhundert läuft jedoch parallel zum ökonomischen Trend, der durch eine Expansion der handwerklichen Produktion im dritten Viertel des Jahrhunderts gekennzeichnet ist[13]. Dabei darf aller-

[12] Zur geringen Kontinuität des handwerklichen Familienbetriebs vgl. Michael Mitterauer: Zur familienbetrieblichen Struktur im zünftigen Handwerk. In: Knittler (Hg.), Beiträge, 220—235.

[13] Ehmer: Familienstruktur.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

dings — wie bei allen Aussagen zur Entwicklung des Handwerks im 19. Jahrhundert — die Differenzierung zwischen den einzelnen Branchen nicht außer acht gelassen werden: Der Trend zeigt auch eine Umschichtung zu den Massengewerben an, die sich schon in der vorindustriellen Stadt eher aus Zuwanderern rekrutierten als die kleineren und wohlhabenden Handwerke[14].

Von den Meistern, die nicht in der jeweiligen Stadt selbst geboren wurden, sind sicherlich zahlreiche als Lehrlinge oder Gesellen, die sich nach der Wanderzeit etablieren konnten, in die Stadt gelangt. Vor allem der Zusammenhang zur Zuwanderung der Lehrlinge dürfte hoch sein, da ja die Volkszählungslisten den Ort der Geburt und nicht den der Freisprechung angeben, so daß die Herkunft der Meister eine bereits vor dem Antritt der Lehre vorgenommene Ortsveränderung abbilden mag. In diese Kategorie kann die Zuwandererung aus der näheren Umgebung fallen, die in Zürich und Zagreb sowohl für Meister als für Lehrlinge bedeutsam war. Diese Übereinstimmung scheint in Zunftsatzungen ihre Entsprechung zu finden, in denen ja häufig nicht aus der Stadt stammende, aber hier ausgelernte Handwerker eine Mittelstellung zwischen Bürger- bzw. Meistersöhnen einerseits und fremden Gesellen andererseits einnahmen.

Was die Beziehung zwischen den Herkunftsorten der Meister und jenen der Gesellen betrifft, so werden auch hier Überlagerungen sichtbar, wenn auch keinesfalls von großem Ausmaß. Parallelitäten zeichnen sich etwa in der Zuwanderung von Deutschen in das vormärzliche Wien ab; der Anteil der aus Deutschland Stammenden ist in Gumpendorf 1827 bei Gesellen und Meistern hoch. Eine ähnliche Überlagerung zeigt sich in den späteren Wiener Samples bei den aus Böhmen kommenden Handwerkern, was in geringerem Ausmaß auch in Zagreb der Fall ist. Eine expandierende Handwerkswirtschaft wie die Wiens zur Mitte des 19. Jahrhunderts hat sicherlich die Möglichkeiten zur Niederlassung für fremde Gesellen erhöht. Trotzdem erscheint der Zusammenhang zwischen der Herkunft von Meistern und Gesellen stärker als negativer: Es kommen offensichtlich keine Meister aus Regionen, aus denen nicht auch Lehrlinge bzw. Gesellen stammen.

Wie wenig eine positive Entsprechung vorhanden sein muß, zeigt am besten das Beispiel Zürich. Hier stammt zwar die Mehrheit der Gesellen, aber kaum ein Meister aus nichtschweizer Gebiet. In kleinerem Ausmaß kommt dies in Zagreb bei den Zuwanderern aus der Steiermark zum Ausdruck, die unter den Gesellen einen bedeutenden, unter den Meistern einen sehr kleinen Anteil einnehmen. Bei der Einschätzung dieses Sachverhalts sind wiederum zwei Faktoren zu berücksichtigen. Zum einen sind die gewerberechtlichen und ökonomischen Verhältnisse der jeweiligen Stadt gegenüber jenen des Herkunftsgebiets der Gesellen abzuwägen, also die Chancen, sich an einem auf der Wanderung passierten Ort niederzulassen in Relation zu den Chancen, die ein Geselle bei der etwai-

[14] Nach einem Verzeichnis von 1742 sind z.B. 15% der Wiener Schuhmachermeister und 13% der Schneidermeister in der Stadt gebürtig, dagegen 56% der Buchbinder und 48% der Goldschmiede; Mitterauer: Familienbetriebliche Struktur, 197 ff.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

gen Rückkehr in seinen Geburts- oder Lehrort erwartete. Diesem Problem wird noch im folgenden Teil ausführlicher nachgegangen werden.

Zum anderen ist der Querschnittscharakter der Quelle zu berücksichtigen, der soziale Vorgänge aus verschiedenen Perioden in einer Momentaufnahme erstarren läßt. Das höhere Alter der Meister gegenüber Gesellen und Lehrlingen drückt nicht nur eine bestimmte soziale Position und Stellung im Lebenszyklus aus, sondern auch die Zugehörigkeit zu einer Generation, die in bereits vergangenen Zeiten aufwuchs. Während die Herkunftsorte von Lehrlingen und Gesellen Ausdruck aktueller Verhältnisse sind, ist im Herkunftsort der Meister ein vielleicht zwei oder drei Jahrzehnte zurückliegendes Verhalten festgefroren — für eine Umbruchsperiode wie die Mitte des 19. Jahrhunderts ein durchaus langer Zeitraum. Deutlich spiegelt sich dies in den Tabellen bei der Entwicklung der Wiener Zuwanderung aus Deutschland. 1827 liegt der Anteil der Meister und der Gesellen gemeinsam knapp unter einem Viertel der Gesamtheit. 1857 hat sich bei den Gesellen das Wanderverhalten geändert, aus Deutschland führen nun keine massenhaft beschrittenen Routen nach Wien, sondern nur mehr individuelle Wege. Bei den Meistern scheint dagegen das frühere Verhalten noch durch. Wiederum eine Generation später — in Hernals 1880 — hat sich nun eine Angleichung auf dem niedrigen Niveau durchgesetzt.

III

Auch die Herkunft der *Lehrlinge* läßt sich nur im Zusammenhang mit der sozialen Rekrutierung des Handwerks interpretieren. Sie kommen zu einem beträchtlich geringeren Teil als die Meister aus der jeweiligen Stadt selbst und nehmen in dieser Hinsicht eine mittlere Position zwischen Meistern und Gesellen ein (— wenn auch nicht notwendigerweise, wie das Beispiel Schottenfeld 1857 zeigt). Die Herkunft aus der Stadt selbst ist abhängig davon, wieweit die Handwerksmeister bestrebt waren, ihre Zunft — oder das Handwerk insgesamt — durch eigene Kinder zu reproduzieren, wobei man auch hier wieder weniger an individuelle Nachkommen als vielmehr an Angehörige der sozialen Gruppe zu denken hat. Der Befund dazu ist widersprüchlich: Ohne Zweifel wurde mit Zunftbestimmungen versucht, den eigenen Nachwuchs zu privilegieren; andererseits mangelte es durchaus nicht an Bestrebungen, diesen nicht in das Handwerk, sondern in höhere soziale Positionen zu führen. Im späten Vormärz ist es geradezu ein Topos der Handwerksliteratur, daß Bürger und Meister — vor allem die besser situierten — ihre Söhne weniger für das eigene Gewerbe als für sozialen Aufstieg bestimmten[15]. Auch aus den Volkszählungslisten wird die tatsächliche Bedeu-

[15] Jörg Jeschke: Gewerberecht und Handwerkswirtschaft des Königreichs Hannover im Übergang 1815—1866. Göttingen 1977, 242. Für Zürich im 18. Jahrhundert verweist Rudolf Braun auf den hohen Stellenwert der geistlichen Laufbahn als Aufstiegschance für reichere Handwerker; Rudolf Braun: Das ausgehende Ancien Regime in der Schweiz. Göttingen 1984, 173, 197.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

tung etwa der schulischen Ausbildung oder sozial höherer Berufe für Handwerkersöhne sichtbar[16]. Wieweit allerdings sozialer Aufstieg realisiert werden konnte, war natürlich nicht nur vom Willen der Betroffenen abhängig, sondern wesentlich von der Sozialstruktur der Stadt, dem Entwicklungsstand des Schulwesens, des Handels, der Verwaltungsberufe etc. Eine wenig differenzierte Sozialstruktur, wie sie im Vergleich zu Zürich und Wien in Zagreb herrschte, verringerte sicherlich Motivation und reale Chance zum Verlassen der sozialen Gruppe. Dies mag ein Faktor sein, der den hohen Anteil der aus Zagreb selbst stammenden Lehrlinge erklärt. Allerdings handelt es sich hier um einen Problemkreis, der mit den zugrundeliegenden Quellen und den angewandten Methoden nicht ausreichend zu untersuchen ist.

Neben den sozialen Bestrebungen haben auch die demographischen Verhältnisse des Handwerks seine Selbstrekrutierung behindert. Hohes Heiratsalter, häufiges Heiraten von Witwen oder älteren Frauen bewirkten insgesamt eine niedrige Fruchtbarkeit und in der Folge geringe Kinderzahlen.

Aus all dem wird deutlich, daß zwar durch Privilegien dem eigenen Nachwuchs gute Einstiegsbedingungen in das Gewerbe gesichert werden sollten, dieser aber trotzdem nicht ausreichte, um den zahlenmäßigen Fortbestand des Handwerks, vor allem aber seinen Bedarf an Arbeitskräften, zu gewährleisten. Die Rekrutierung aus anderen sozialen Schichten war unumgänglich, und wie unsere Zahlen zeigen, bedeutete dies auch die Rekrutierung von außerhalb der Stadt. In Zürich und Wien waren zwischen 75 und 87% der Lehrlinge zugewandert, in Zagreb immerhin mehr als die Hälfte.

Der hohe Anteil nicht aus der Stadt stammender Lehrlinge und deren soziale Herkunft wirft eine Reihe von Fragen auf: Reichten die Söhne städtischer Unterschichten zur Befriedigung des Lehrlingsbedarfs nicht aus oder bevorzugten die Meister Kinder aus ländlichem Milieu? Handelte es sich um Söhne von Landhandwerkern, die vielleicht zur Lehrlingsausbildung nicht berechtigt waren oder eine städtische Ausbildung höher schätzten, oder kamen Lehrlinge aus bäuerlichen oder unterbäuerlichen Schichten? Dies sind Fragen, die sich beim gegenwärtigen Forschungsstand nicht umfassend beantworten lassen und die auch mit den hier zugrundeliegenden Quellen nicht zu erfassen sind[17].

Unter den Zuwanderungsgebieten überwog in Zürich und Zagreb die nähere Umgebung: in Zürich der Kanton, in Zagreb das Komitat und das angrenzende Komitat Varaždin. In beiden Fällen scheinen Dörfer zu dominieren. Zuwande-

[16] Das trifft auf die hier verwendeten Listen, insbesondere auf Zürich 1836 zu, wird aber auch darüberhinaus sichtbar. Weitere Beispiele bei Josef Ehmer: Ökonomischer und sozialer Strukturwandel im Wiener Handwerk. In: Engelhardt (Hg.), Handwerker, 104 ff.

[17] Für Regensburg 1780—1800 betonen Grießinger und Reith den Zusammenhang zwischen regionaler und sozialer Rekrutierung: je niedriger das Lehrgeld, je kürzer die Lehrzeit, allgemein je geringer die Zulassungsbedingungen, desto höher der Anteil der Lehrlinge aus den umliegenden Ortschaften; Andreas Grießinger, Reinhold Reith: Lehrlinge im deutschen Handwerk des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Arbeitsorganisation, Sozialbeziehungen und alltägliche Konflikte. In: Zeitschriften für historische Forschung 13 (1986) Heft 2, 156 ff., insbes. 158.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

rung aus größerer Entfernung spielte für Lehrlinge eine geringe Rolle, außer in Wien, wo aus dem umliegenden Niederösterreich absolut und relativ nur wenige Lehrlinge stammen und die Sudetenländer zur Mitte des 19. Jahrhunderts ein anscheinend unerschöpfliches Reservoir bildeten.

Die räumliche Nähe der Herkunftsgebiete der Lehrlinge verweist auch auf den Typ ihrer Wanderung. Diese war eine einmalige Ortsveränderung, der Übertritt vom Haushalt der Herkunftsfamilie in den Meisterhaushalt, und kein längerer Dauerzustand wie bei den Gesellen. Es handelt sich allerdings um Einzelwanderung. Die Quellen bieten keinen Hinweis, daß ein bemerkenswerter Teil der nicht aus der jeweiligen Stadt stammenden Lehrlinge etwa gemeinsam mit ihrer Familie zugewandert wäre. Trotzdem ist zu vermuten, daß die Wanderung der Lehrlinge an bereits bestehende soziale oder verwandtschaftliche Beziehungen anknüpfte oder in anderer Form in institutionalisierten Bahnen erfolgte: zwischen Böhmen und Wien etwa durch Händler und Fuhrleute, die auf ihren regelmäßigen Fahrten in den böhmischen Dörfern Kinder aufsammelten und an bestimmte Meister in der Stadt ablieferten[18].

IV

Bei den *Gesellen,* die in unseren Samples fast immer die große Mehrheit der handwerklichen Arbeitskräfte stellen, ist Zuwanderung die bei weitem wichtigste Rekrutierungsquelle. Ein extremes Beispiel bietet Zürich, wo kaum einer der Gesellen aus der Stadt selbst stammt. In den übrigen Untersuchungsgebieten liegt der Anteil der einheimischen Gesellen ziemlich gleichmäßig bei einem Viertel. Auch bei den Gesellen ist natürlich ihre Herkunft bis zu einem bestimmten Grad von der Herkunft der Lehrlinge abhängig. Die einheimischen Gesellen haben höchstwahrscheinlich auch ihre Lehre am Geburtsort absolviert, und sicherlich ist auch ein Teil der aus der näheren Umgebung stammenden Gesellen nicht nach, sondern vor ihrer Lehrzeit in die jeweilige Stadt gelangt. Aufgrund der größeren Zahl der Gesellen nehmen allerdings die aus dem Umland Stammenden einen wesentlich geringeren Anteil ein, als dies bei den Lehrlingen der Fall ist. Auch in absoluten Zahlen liegen die aus der Nähe kommenden Gesellen unter den Lehrlingen, ein Hinweis dafür, daß unsere Städte nicht nur fremde Gesellen anzogen, sondern auch — wenn auch in vergleichsweise bescheidenem Ausmaß — einheimische auf Wanderschaft schickten.

Bei den Gesellen, die nicht aus Stadt und Umland stammen, zeichnen sich zwei Herkunftskreise ab. Zum einen die Fernwanderung auf weitreichenden, vermutlich seit langem bestehenden Routen, wie sie die aus den norddeutschen Territo-

[18] Einen Überblick über Formen der Zuwanderung nach Wien gibt Heinz Faßmann: A Survey of Patterns and Structures of Migration in Austria 1850—1900. In: Dirk Hoerder (ed.), Labor Migration in the Atlantic Economies in the Period of Industrialization. Contributions in Labor History 16 (Westport 1984) 69—93.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

rien nach Zürich oder überhaupt aus deutschen Ländern nach Wien oder Zagreb kommenden Gesellen erkennen lassen. Diese Form der Wanderung steht m.E. am ehesten in der langen Tradition zünftigen Gesellenwanderns, das nicht nur arbeitsmarktpolitische Funktionen erfüllte, sondern auch vom Streben nach allgemeiner, beruflicher und im 19. Jahrhundert sicherlich auch politischer Bildung getragen war[19]. Wie aus den Herkunftsorten hervorgeht, erfolgte diese Fernwanderung überwiegend zwischen größeren städtischen Zentren: Aus Berlin, Hamburg oder Leipzig kamen 1836 jeweils mehrere Züricher Gesellen. In quantitativer Hinsicht ist allerdings nur ein kleiner Teil der Gesellen diesem Wandertyp zuzurechnen. In Zürich stammte 1836 knapp mehr als ein Zehntel der Gesellenschaft aus deutschen Territorien, die nicht an die Schweiz angrenzen. Dieser Anteil scheint jedoch bis in die 1880er Jahre stabil geblieben zu sein. In Wien wird dagegen — wie bereits erwähnt — ein Bedeutungsverlust der Fernwanderung aus Deutschland sichtbar. Kamen in Gumpendorf 1827 noch mehr Gesellen aus deutschen Ländern als aus Böhmen und Mähren zusammen, so erscheint Wien in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bereits von den Massen- und Fernwanderrouten der deutschen Gesellen abgekoppelt. Dies kommt sowohl in einem allgemeinen Rückgang zum Ausdruck, als auch in einer zunehmenden Verengung ihres Herkunftsbereichs auf Bayern: Von dort kam 1827 nur ein kleiner Teil, 1857 und 1880 mehr als die Hälfte der deutschen Gesellen in Wien[20]. Zagreb wurde von der Fernwanderung deutscher Gesellen zur Mitte des 19. Jahrhunderts nur (noch?) am Rande berührt.

Quantitativ wesentlich stärker als Fernwanderung und Zuwanderung aus dem städtischen Umland fällt ein dritter Einzugsbereich ins Gewicht. Rund ein Drittel der Züricher Gesellen stammt aus Baden und — vor allem — Württemberg; vierzig bis fünfzig Prozent der Wiener Gesellen kommen zur Jahrhundertmitte aus den Sudetenländern, insbesondere aus Böhmen. In Zagreb herrscht unter dem insgesamt nur knapp über die Hälfte ausmachenden nicht-kroatischen Einzugsbereich eine breitere Streuung. In bescheidenem Ausmaß ist allerdings die Steiermark — und hierunter vor allem die Untersteiermark — als Schwerpunkt erkennbar.

Hier zeichnen sich verdichtete Beziehungen zwischen den untersuchten überregionalen städtischen Zentren auf der einen Seite, und bestimmten bevorzugten Herkunftsgebieten in meist mittlerer Entfernung auf der anderen Seite ab. Sicherlich ist die Dichte dieser Beziehungen nicht nur von einem Faktor allein, sondern von verschiedenen Ursachen abhängig: Die geringe Zahl bayerischer Gesellen in Zürich könnte etwa von religiösen Motiven beeinflußt sein; der Anteil Zagreber Gesellen aus ungarischen Komitaten — unter denen die westungarischen dominieren — mag ethnisch bestimmte Migration ausdrücken; das

[19] Ein bekanntes Beispiel für politische Interessen bietet der Magdeburger Schneidergeselle Wilhelm Weitling, der in den 1830er Jahren in Wien und Zürich arbeitete.

[20] Der Rückgang der deutschen Gesellen in Wien wird auch in Zunftarchivalien einzelner Gewerbe deutlich. Zur Herkunft der Wiener Tischlergesellen 1820—1906 vgl. Ehmer: Strukturwandel, 99.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Ausscheiden Wiens aus den deutschen Fernwanderrouten ist sicherlich von polizeilichen Maßnahmen und dem politischen Auseinanderrücken Österreichs und der deutschen Territorien beeinflußt. Trotzdem scheint mir, daß der zahlenmäßig bedeutende Typ der Gesellenmigration im Kraftfeld von überregionalem Zentrum und bevorzugter Herkunftsregion mittlerer Distanz mit den zentralen Argumenten der handwerksgeschichtlichen Diskussion, die vor allem Ausschließungsbestrebungen der städtischen Meister und eine breite Palette kollektiver und individueller Motive als Ursachen der Gesellenmigration hervorhebt, nicht vollständig erklärt werden kann. Dazu scheint vielmehr ein sozialökonomisches Modell notwendig zu sein, das die Stadt-Land-Beziehungen im Handwerk in den Mittelpunkt stellt. Dies ist allerdings ein Problembereich, dem von der handwerksgeschichtlichen Forschung erst sehr wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Im folgenden kann deswegen nur versucht werden, einige Elemente eines derartigen Modells zu skizzieren.

V

Ausganspunkt meiner Überlegungen ist die Annahme eines strukturellen Land-Stadt-Gegensatzes, der schon das traditionelle Handwerk prägte. Auf einem Pol befand sich das städtische Zunfthandwerk, das bestrebt war, die Zahl der Meisterstellen auf einem Niveau zu halten, das zu niedrig war, um den Bedarf an Arbeitskräften außerhalb von Krisenzeiten oder gar in Konjunkturen abzudecken. Zusätzlich benötigte Arbeitskräfte gelangten als wandernde Gesellen in die Städte, ohne sich hier dauerhaft niederlassen zu können. In dieser Sichtweise konstituierte die Gesellenmigration neben der fixen Arbeitskraft der ansässigen Meister einen flexiblen Arbeitsmarkt[21].

Einen anderen Pol bildete das Landhandwerk, das Chancen zur selbständigen, wenn auch meist außerzünftigen Niederlassung bot, aber außerhalb der verlegten Hausindustrie keinen Produktionsumfang erreichte, der die Beschäftigung unselbständiger Arbeitskräfte in größerem Ausmaß nötig oder auch möglich gemacht hätte. Vielmehr wurde es selbst meist mit oder neben einer agrarischen Tätigkeit betrieben und leitete daraus seinen flexiblen Charakter ab[22].

Diese beiden Pole scheinen nun bestimmenden Einfluß auf die Migration von Handwerkern genommen zu haben: Städte zogen Lehrlinge, vor allem aber Gesellen vom Land an, verteilten und bewegten sie untereinander, und entließen

[21] Grundlegend dazu Klaus J. Bade: Altes Handwerk, Wanderzwang und Gute Policey: Gesellenwanderung zwischen Zunftökonomie und Gewerbereform. In: VSWG 69 (1982) 1—37. Für frühere Perioden vgl. ferner Knut Schulz: Handwerksgesellen und Lohnarbeiter. Sigmaringen 1985, 268—274.

[22] Als breiten Überblick zur Geschichte des Landhandwerks vgl. Helga Schultz: Landhandwerk im Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Berlin/DDR 1984.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

die meisten von ihnen wieder — vielleicht in städtische Lohnarbeiterschichten, zum Teil aber sicherlich in eine bescheidene Existenz als Landmeister[23].

Dieses Land-Stadt-Verhältnis scheint sich im 18. Jahrhundert herausgebildet zu haben unter den Bedingungen restriktiver Bestrebungen des städtischen Handwerks auf der einen und einer Ausdehnung des ländlichen Gewerbes in fast allen deutschen und österreichischen Territorien auf der anderen Seite. Im 19. Jahrhundert hat es sich m.E. verschärft: Ganz allgemein wird zwar in Mitteleuropa das zweite und dritte Viertel des Jahrhunderts von einem starken Anwachsen des Handwerks geprägt — es vollzog sich allerdings unterschiedlich in Stadt und Land[24]. Das Landhandwerk wuchs eher „in die Breite", in Form einer zunehmenden Zahl von Landmeistern, die jedoch nicht nur eine tatsächlich gestiegene Nachfrage nach Gewerbeprodukten ausdrückt, sondern auch das Wachstum ländlicher Bevölkerungsschichten, die nicht mehr in der Landwirtschaft und noch nicht in der Industrie ihre Nahrung fanden. Das städtische Handwerk expandierte dagegen „in die Tiefe": Neben der durch den Urbanisierungsprozeß selbst angeregten Nachfrage wurden vor allem in den größeren Städten einzelne Branchen vom Verlagswesen erfaßt, das nicht nur die ökonomische Selbständigkeit der Meister in Frage stellte, sondern zugleich damit die Grenzen der lokalen Märkte überwand. Differenzierung, Konzentration und schließlich eine allgemeine Erhöhung der Betriebsgrößen sind die charakteristischen Entwicklungsmerkmale des städtischen Handwerks im 19. Jahrhundert[25].

Das Ergebnis dieser unterschiedlichen Entwicklung ist eine disparitätische Verteilung der Arbeitskräfte, die in allen verfügbaren Statistiken des 19. Jahrhun-

---

[23] Die Wanderung von Lehrlingen und Gesellen vom Land in die Stadt reicht weit zurück und ist an vielen Beispielen dokumentiert. Zu den Lehrlingen vgl. Mitterauer: Familienbetriebliche Struktur, 214; Jeschke: Gewerberecht, 243; ferner Kurt Wesoly: Lehrlinge und Gesellen am Mittelrhein. Ihre soziale Lage und ihre Organisation vom 14. bis zum 17. Jahrhundert. Frankfurt 1985; zu den Gesellen vgl. neben den zitierten Arbeiten von Elkar und Bräuer auch Klaus Schwarz: Die Lage der Handwerksgesellen in Bremen während des 18. Jahrhunderts. Bremen 1975, 45 ff.; Franz Lerner: Eine Statistik der Handwerksgesellen in Frankfurt a.M. vom Jahre 1762. In: VSWG 22 (1929) 174—193.
Die Rückwanderung von Gesellen auf das Land, um sich dort ständig niederzulassen, ist dagegen noch wenig erforscht. Wichtige Hinweise auf diese Stadt-Land-Wanderung in marginale Selbständigkeit geben Eckart Schremmer: Standortausweitung der Warenproduktion im langfristigen Wirtschaftswachstum. Zur Stadt-Land-Arbeitsteilung im Gewerbe des 18. Jahrhunderts. In: VSWG 59 (1972) 15; Karl Heinrich Kaufhold: Das Gewerbe in Preußen um 1800. Göttingen 1978, 350 f. Daß vor den in die Stadt wandernden Lehrlingen die Perspektive der Landmeisterexistenz stand, vermuten Reith/Grießinger: Lehrlinge, 157; und Jeschke, Gewerberecht, 243.

[24] Zur globalen Einschätzung der Handwerksentwicklung im 19. Jahrhundert vgl. die Beiträge von Karl Heinrich Kaufhold: Handwerk und Industrie 1800—1850, 321—368; Wolfram Fischer: Bergbau, Industrie und Handwerk, 527—562; Werner Conze: Sozialgeschichte 1850—1918, 602—684; alle in: Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bd. 2, Stuttgart 1976.

[25] Zur besonders dynamischen Entwicklung des städtischen Handwerks vgl. Jürgen Bergmann: Das Berliner Handwerk in den Frühphasen der Industrialisierung. Berlin 1973; Friedrich Lenger: Polarisierung und Verlag. Schuhmacher, Schreiner und Schneider in Düsseldorf 1816—1861. In: Engelhardt (Hg.), Handwerker, 127—145; Ehmer: Strukturwandel.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

derts zum Ausdruck kommt: Unter den Handwerkern auf den Dörfern und Marktflecken überwiegen die Meister bei weitem, und unter den Handwerkern der Städte dominieren die Gesellen — und zwar umso mehr, je größer die jeweilige Stadt[26].

Es handelt sich dabei natürlich nur um ein abstraktes Schema, das dazu dienen soll, bestimmte Züge der Handwerkermigration zu erklären. Etwas konkreter kann es werden, wenn wir nun die einzelnen bevorzugten Herkunftsgebiete mittlerer Distanz in die Betrachtung einbeziehen.

Baden und Württemberg waren schon um 1800 jene deutschen Territorien mit dem dichtesten Landhandwerk. Bis zur Mitte der 1840er Jahre wuchs das Handwerk insgesamt stark an, wobei zwei Differenzierungen für uns wichtig sind: Das ländliche Kleingewerbe wuchs schneller als das städtische, und zumindest in manchen Perioden stieg die Meisterzahl rascher als die der Gesellen, etwa in Württemberg in den 1830er Jahren[27]. Diese Region scheint demnach das Beispiel einer Handwerkerlandschaft zu bieten, die selbständige Niederlassung — wenn auch meist in Form einer ländlichen Grenzexistenz — ermöglicht, zugleich damit aber einen Überschuß an unselbständigen Arbeitskräften produziert.

Die Lage des Handwerks in Böhmen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist weniger gut erforscht. Schon im ausgehenden 18. Jahrhundert war Böhmen allerdings von einem dichten Netz textiler Hausindustrie überzogen, und es ist durchaus anzunehmen, daß die von Helga Schultz konstatierte „Parallelität" und „positive Wechselwirkung" in der Entwicklung von Exportgewerbe und ländlichem Handwerk auch hier durchschlug[28]. Für den Vormärz verweisen verschiedene Berichte auf die Überbesetzung der Gewerbe in den kleinen Landstädten, wo die Meister zum Teil als Taglöhner arbeiten müßten, und zwar viele Lehrlinge annähmen, aber zu arm wären, diese dann auch als Gesellen zu halten.

---

[26] Vgl. etwa die Angaben bei Gustav Schmoller: Zur Geschichte der Kleingewerbe im 19. Jahrhundert. Halle 1870; für eine Reihe einzelner Gewerbe Georg v. Viebahn: Statistik des zollvereinten und nördlichen Deutschlands, Teil 3. Berlin 1868, 559, 589 (Bäcker), 595 (Fleischer), 671 (Schneider) usw.; Paul Voigt: Die Hauptergebnisse der neuesten deutschen Handwerkerstatistik von 1895. In: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich 21 (1897), insbesondere 240, 245, 248 ff. Unter den neueren Arbeiten bringt dasselbe Ergebnis für Rheinhessen Anne J. MacLachlan: Der Übergang vom Handwerker zum Unternehmer in Mainz 1830—1860. In: Engelhardt (Hg.), Handwerker, 155.

[27] Zu Wachstum und Verteilung des Kleingewerbes in Baden in den Jahren 1809 bis 1829 vgl. Wolfram Fischer: Der Staat und die Anfänge der Industrialisierung in Baden. Berlin 1962, 287—291; zur Handwerksentwicklung in Württemberg 1829—1844 vgl. Wolfgang von Hippel: Bevölkerungsentwicklung und Wirtschaftsstruktur im Königreich Württemberg 1815/65. In: Ulrich Engelhardt u.a. (Hg.), Soziale Bewegung und politische Verfassung. Stuttgart 1976, 320. Zur Landhandwerkerdichte um 1800 Angaben bei Schultz: Landhandwerk, 33 f., 170; allgemein zur Gewerbeentwicklung in Baden und Württemberg vgl. auch Schmoller; Kleingewerbe, 104 ff. und 109 gg.

[28] Schultz: Landhandwerk, 31. Die weite Verbreitung der böhmischen Hausindustrie und der für den überlokalen Markt arbeitenden „Kommerzialgewerbe" dokumentiert für die Jahre 1766—1797 Gustav Otruba: Die älteste Manufaktur- und Gewerbestatistik Böhmens. In: Bohemia. Jahrbuch des Collegium Carolinum 5 (1964) 104—241. Gerade für Böhmen ist allerdings eine weitere regionale Differenzierung erforderlich; vgl. dazu Schultz: Landhandwerk, 53.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Auch die disparitätische Verteilung der Arbeitskräfte (Meister auf dem Land — Gehilfen in den größeren Städten) ist für Böhmen belegt[29]. Trotzdem scheinen sich hier die Verhältnisse etwas anders zu gestalten als in Baden und Württemberg: Arbeitskräfte wurden zwar in großem Maß exportiert, zumindest die Wiener Daten weisen aber darauf hin, daß die böhmischen Gesellen eher daran interessiert waren, sich dauerhaft in der Fremde niederzulassen, als in ihre Heimat zurückzukehren. Ob dies zur Mitte des 19. Jahrhunderts der besonderen Anziehungskraft und dem enormen Wachstum Wiens zu danken ist, oder ob umgekehrt die Existenzbedingungen für Landhandwerker in Böhmen zu schlecht waren, um Rückwanderung zu motivieren, kann gegenwärtig noch nicht entschieden werden.

Zagreb bietet zur Mitte des 19. Jahrhunderts ein negatives Beispiel für unser Modell. Hier spielte die Zuwanderung der Handwerker eine geringere Rolle. Das städtische Kleingewerbe war noch nicht von dem für Zürich und Wien charakteristischen Wachstumsschub erfaßt worden, beschäftigte eine vergleichsweise nur geringe Zahl von Gesellen und war wenig differenziert. Dazu kommt, daß auch in den ländlichen Gebieten im Einzugsbereich Zagrebs zur Mitte des 19. Jahrhunderts die wirtschaftliche und soziale Differenzierung nur wenig fortgeschritten war. In Kroatien, vor allem in den Gebieten der Militärgrenze, hatte noch die Zadruga Bestand[30]. Stark belasteter landwirtschaftlicher Kleinstbesitz, der schon in den 1850er Jahren eine Abwanderungswelle erzwang, war dagegen für die slowenische Bevölkerung Krains und der Untersteiermark kennzeichnend[31]. Dies mag eine höhere Zuwanderung aus diesen Regionen nach Zagreb begründen, wobei allerdings nicht zu übersehen ist, daß das ländliche Handwerk hier nur eine marginale Rolle spielte. Vielleicht erklärt dies wiederum, daß vor allem in den Baugewerben (Maurer, Zimmerer) der Anteil der aus Krain und der Steiermark eingewanderten Gesellen besonders deutlich zur Geltung kommt.

VI

Werner Conze hat für das Handwerk des 19. Jahrhunderts festgestellt, daß mitunter auch gesamtwirtschaftlich zutreffende Feststellungen unzureichend oder sogar irreführend sind, da „die soziale Wirklichkeit sich uneinheitlich und widersprüchlich ausnahm"[32]. Von daher leitete er für die Sozialgeschichte die Notwendigkeit einer nicht nur regionalen, sondern auch branchenspezifischen Differenzierung ab. Auch hier soll demnach noch ein kurzer Hinweis auf branchenspezifische Differenzierungen versucht werden. Unser Erklärungsmodell beruht ja auf

[29] Hinweise für die Zeit vom Vormärz bis in die 1860er Jahre bietet Peter Heumos: Bruderlande und proletarischer Tabor. Soziale Bedingungen von Aktions- und Organisationsformen tschechischer kleingewerblicher Arbeiter in Böhmen 1850—1870. In: VSWG 69 (1982) 342, 346.

[30] Suppan: Kroaten, 662.

[31] Janko Pleterski: Die Slowenen. In: Die Habsburgermonarchie Bd. III/2. Wien 1980, 812 ff.

[32] Conze: Sozialgeschichte, 616.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

der Annahme, daß Gesellen zwar in den Städten als Arbeitskräfte gebraucht, aber in der dauerhaften Niederlassung behindert wurden. Diese Voraussetzung trifft nun vor allem für diejenigen Gewerbe zu, in denen zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Gesellen noch nicht heirateten und einen eigenen Haushalt gründeten, sondern beim Meister, vielleicht auch als Untermieter, Bett- oder Tischgänger lebten. Insgesamt handelt es sich bei den hausrechtlich abhängigen, im Haushalt des Meisters lebenden Gesellen in Zürich 1836, Zagreb 1857 und Schottenfeld 1857 um die Mehrheit[33]. Einige Gewerbe waren aber in besonderem Maße von diesen Verhältnissen bestimmt: die Nahrungsmittelgewerbe (Bäcker, Fleischer), die Schuster, in geringerem Ausmaß auch Schneider und Tischler. Es sind denn auch diese hausrechtlich verfaßten Branchen, die ein besonders dichtes Migrationsnetz zwischen Zürich und Baden und Württemberg, zwischen Wien und den Sudetenländern erkennen lassen.

Ein anderes Migrationsverhalten zeigen diejenigen handwerklichen Branchen, in denen eine lange Tradition der Lohnarbeit bestand und es auch für Gesellen üblich war, zu heiraten, einen Haushalt zu gründen, dauerhaft in der jeweiligen Stadt ansässig zu sein. Sie rekrutieren sich in wesentlich höherem Maß als die beim Meister wohnenden Gesellen aus der jeweiligen Stadt selbst: Dies wird deutlich bei den Maurern und Zimmerern in Zagreb, die zu 33 bzw. 40% aus der Stadt selbst stammen, oder bei den Textilhandwerkern in Wien-Schottenfeld, bei denen der Anteil der in Wien geborenen sogar zwischen 61 (Weber) und 86% (Bandmacher) liegt.

Auch diese allgemeine Regel unterschiedlichen Migrationsverhaltens zwischen lohnarbeitenden und hausrechtlich verfaßten Gewerben trifft allerdings nicht in jedem Fall zu. Betrachten wir etwa die Textilhandwerker in Wien-Gumpendorf 1827, so zeichnen sich die Zeugmacher durch die bereits konstatierte hohe Ansässigkeit aus, bei den Webern überwiegen dagegen die Zuwanderer — sogar stärker, als dies bei der Gesamtheit der Gesellen der Fall ist. Auch hier sind also die konkreten Verhältnisse der einzelnen Gewerbe, vor allem deren regionale und lokale Konjunkturen zu berücksichtigen. Eine weitere Besonderheit fällt bei der Herkunft der Maurer in Zürich auf: Von ihnen stammt 1836 kein einziger aus der Stadt selbst, und nur wenige aus dem Umland. Dagegen kommen große Teile aus Vorarlberg, Tirol und Liechtenstein — alles Herkunftsgebiete, die in den anderen Gewerben kaum eine Rolle spielen. Wir haben es hier mit Saisonwanderern zu tun, die aus eng begrenzten Regionen — etwa dem Tiroler Paznauntal — stammen, in größeren Gruppen gemeinsam nach Zürich wanderten, dort zusammen in denselben Quartieren lebten, und zum Ende der Saison wieder zu ihren Familien zurückkehrten.

Auf der Ebene der einzelnen Gewerbe in den einzelnen Städten wird demnach eine große Vielfalt konkreter Migrationsverhältnisse sichtbar. Trotz dieser Viel-

[33] In Zürich lebten 1836 60%, in Zagreb 1857 55% und in Wien-Schottenfeld 1857 52% aller Gesellen im Haushalt ihrer Meister.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

falt lassen sich jedoch allgemeine Aussagen zur Herkunft der Handwerker in allen drei untersuchten Städten formulieren — die abschließend nochmals zusammengefaßt werden sollen:

— Räumliche Herkunft und soziale Rekrutierung der einzelnen Handwerksgruppen gehen eine enge Wechselbeziehung ein, die bestimmt ist von dem Ausmaß der sozialen Kontinuität und Exklusivität der dauerhaft ansässigen Selbständigen einerseits und deren Bedarf an unselbständigen fluktuierenden Arbeitskräften andererseits.
— Räumliche Herkunft ist nicht beliebig gestreut, sondern von verdichteten Migrationsbeziehungen zwischen der jeweiligen Stadt und anderen Räumen geprägt. Verdichtete Migrationsbeziehungen sind von der wirtschaftlichen und sozialen Struktur beider Pole, sowohl der Stadt als auch der bevorzugten Herkunftsgebiete, abhängig.

Dieses gemeinsame Grundmuster gibt auch die Folie ab, auf der die Unterschiede in der Herkunft der Handwerker in den drei untersuchten Städten Konturen gewinnen und durch jeweilige soziale, ökonomische oder vom Stadtwachstum bedingte Ursachen erfaßt werden können. Dabei erscheint *Zürich* als das Beispiel einer kleinen Stadt mit zentraler wirtschaftlicher Bedeutung und starkem wirtschaftlichem Wachstum, in der eine hohe Exklusivität der Meisterstellen, eine Beschränkung auf Bürger von Stadt und Landschaft und zugleich ein großer Bedarf an Gesellen, die aus den südwestdeutschen Regionen verdichteten Landhandwerks für kurze Zeit in die Stadt wandern, vorherrscht.

Zagreb, von Industrialisierungstendenzen zur Mitte des 19. Jahrhunderts noch weitgehend unberührt, zeigt ebenfalls eine hohe Selbstrekrutierung der Meister, die aber einen relativ geringen Bedarf — und vermutlich auch ein geringes Angebot — an unselbständigen Arbeitskräften erkennen lassen und ihre Gesellen aus einem weit gestreuten Herkunftsgebiet rekrutieren.

Wien schließlich ist in unserem Vergleich die einzige Großstadt und zur Mitte des 19. Jahrhunderts von einer expandierenden kleingewerblichen Produktion geprägt. Seinen enormen Bedarf an Arbeitskräften deckt das Handwerk zunehmend aus den Sudetenländern, vor allem aus Böhmen. Zumindest in den Massenhandwerken verliert die Position des selbständigen Handwerksmeisters jede soziale Exklusivität, und die räumliche Herkunft von Lehrlingen, Gesellen und Meistern gleicht sich an.

Hinweise zu den Tabellen:

Die Angaben in den Tabellen beruhen auf der Auswertung von Urmaterialien von Volkszählungslisten. Diese Quelle läßt nicht immer eine scharfe Abgrenzung des Handwerks und der sozialen Position der Handwerker zu. Für die Auswertung gilt, daß die in den Tabellen enthaltenen Kategorien „Geselle", „Lehrling" und „Meister" im wesentlichen nur solche Personen umfassen, die auch in der Quelle so bezeichnet sind. Fehlt in der Quelle diese Bezeichnung, so wurde sie nicht für die Gesamtheit, sondern nur für die Massenhandwerke der Schneider, Schuster, Tischler, Schlosser, Bäcker, Fleischer, Zimmerer und Maurer rekonstruiert. Dies trifft zu für die Meister in Zürich 1836 (der Begriff Meister findet hier keine Verwendung), für Gesellen und Meister in Wien-Gumpendorf 1827 (die Zahl der Lehrlinge war hier zu gering, um aufgenommen zu werden) und für die Lehrlinge in Wien-Schottenfeld 1857.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Weiterhin wurden die folgenden Ausweitungen der Kategorien vorgenommen: Zu Gesellen wurden auch „Gehilfen" und „Knechte" gezählt, wenn deren Berufsbezeichnung eindeutig handwerklichen Charakter trug (z.B. „Bäckerknecht"). Zu Meistern wurden auch „befugte" und „bürgerliche" Handwerker gerechnet. In den Tabellen mit den wichtigsten Einzelgewerben sind Träger bloßer Berufsbezeichnungen („Tischler") dann zu Gesellen gerechnet, wenn weitere Angaben in der Quelle dies gerechtfertigt erscheinen ließen.
In den Wiener Textilgewerben wird mehrheitlich nur die Berufsbezeichnung („Weber", „Bandmacher") angeführt, ohne weitere soziale Bestimmung. In dieser Branche wurden deshalb alle Berufsträger in den Tabellen zusammengefaßt.

Tabelle 1: Herkunft der Handwerker, Zürich 1836

	Gesellen	%	Lehrlinge	%	Meister[2]	%	Herkunft der „Gesellen" 1866—1880 (nach B. Fritzsche)[3]	%
Stadt Zürich	14	2,7	25	19,8	50	43,5	160	1,5
Kanton Zürich	57	10,9	62	49,2	54	47,0	1.374	12,6
Kanton Aargau	20	3,8	5	4,0			733	6,7
Kanton Thurgau	21	4,0	4	3,2	8	7,0	450	4,1
Kanton St. Gallen	18	3,4	1	0,8			353	3,2
Sonstige Kantone	63	12,0	14	11,1			1.677	15,3
Schweiz zusammen	193	36,8	111	88,1	112	97,4	4.717	43,1
Baden	62	11,8	8	6,3	1	0,9	1.524	13,9
Würtemberg[1]	104	19,9	2	1,6	1	0,9	2.413	22,1
Bayern	19	3,6	1	0,8			535	4,9
Sachsen	19	3,6					185	1,7
Hessen	11	2,1					818	7,6
Norddt. Staaten	31	5,9						
Dt. Staaten zusammen	246	47,0	11	8,7	2	1,7	5.493	50,2
Vorarlberg	19	3,6						
Tirol	27	5,1						
Sonst. Österreich	10	1,9						
Österreich zusammen	56	10,7					421	3,8
Liechtenstein	17	3,2	1	0,8				
Sonstige Staaten	2	0,4					291	2,7
Nicht zuordenbar	10	1,9	3	24	1	0,9		
Zusammen	524	100,0	126	100,0	115	100,0	10.922	99,8

[1] einschließlich Hohenzollern
[2] Nur Meister der Schneider, Schuster, Tischler, Schlosser, Bäcker, Fleischer
[3] vgl. Anm. 6

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Tabelle 2: Herkunft der Handwerksgesellen in den wichtigsten Einzelgewerben, Zürich 1836

	Schuster	Schneider	Schlosser	Tischler	Bäcker u. Fleischer	Maurer	Zimmerer
Stadt Zürich	2	—	2	1	1	—	1
Kanton Zürich	9	11	—	5	3	6	4
Sonstige Kantone	26	16	2	5	5	5	16
Schweiz zus.	37	27	4	11	9	11	21
Baden	19	21	—	7	1	1	2
Würtemberg[1]	39	23	1	6	11	—	2
Bayern	7	2	—	3		3	
Sachsen	3	3	1	—			
Hessen	4	1	2	2			
Norddt. Staaten	3	5	1	4			3
Dt. Staaten zus.	75	55	5	22	12	4	7
Vorarlberg		1				13	1
Tirol						25	
Sonst. Österreich	1	1				4	
Österr. zus.	1	2				42	1
Liechtenstein						16	
Sonstige Staaten	1			1			
Nicht zuordenbar	1	3	1	3			
Zusammen	115	86	10	37	21	73	30

[1] einschließlich Hohenzollern

Tabelle 3: Herkunft der Handwerker[2], Wien-Gumpendorf 1827

	Gesellen	%	Meister	%
Gumpendorf	5	6,9	2	9,5
Sonstiges Wien[1]	13	18,1	7	33,3
Wien zusammen	18	25,0	9	42,8
Niederösterreich	9	12,5	1	4,8
Böhmen	8	11,1	—	
Mähren	6	8,3	3	14,3
Schlesien	3	4,2		
Sonst. Österr. Kronländer	6	8,3		
Österreich zusammen	50	69,4	13	61,9
Länder d. ungar. Krone	3	4,2	1	4,8
Deutsche Staaten	16	22,2	5	23,8
Sonstige Staaten		—		
Nicht zuordenbar	3	4,2	2	9,5
Zusammen	72	100,0	21	100,0

[1] einschließlich Vororte
[2] nur Schneider, Schuster, Tischler, Schlosser, Bäcker, Fleischer, Maurer, Zimmerer

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Tabelle 4: Herkunft der Handwerksgesellen in den wichtigsten Einzelgewerben, Wien-Gumpendorf 1827

	Schneider u. Schuster	Tischler u. Schlosser	Bäcker u. Fleischer	Maurer	„Weber"[2]	„Zeugmacher"[3]
Gumpendorf	—	—	2	3	11	5
Sonstiges Wien[1]	10	2	—	1	24	17
Wien zusammen	10	2	2	4	35	22
Niederösterreich	2	4	3	1	14	3
Böhmen	2	3	2	1	35	3
Mähren	2	2	1	1	29	1
Schlesien	1	1			11	—
Sonst. Österr. Kronländer	3	3			4	1
Österreich zusammen	20	15	8	7	128	30
Länder d. ungar. Krone	—	3	—		4	1
Deutsche Staaten	4	7	5		22	—
Sonstige Staaten	—	—	—		—	1
Nicht zuordenbar	1	1	—	1	4	3
Zusammen	25	26	13	8	158	35

[1] einschließlich Vororte
[2] überwiegend „Weber", aber einschl. -gesellen, -meister, bef. od. bgl. Weber.
[3] überwiegend „Zeugmacher", aber einschl. -gesellen, -meister, bef. od. bgl. Zeugmacher.

Tabelle 5: Herkunft der Handwerker, Wien-Schottenfeld 1857

	Gesellen	%	Lehrlinge[2]	%	Meister	%
Schottenfeld	34	11,1	6	4,8	16	11,9
Sonstiges Wien[1]	46	15,0	10	7,9	28	20,7
Wien zusammen	80	26,1	16	12,7	44	32,6
Niederösterreich	37	12,0	18	14,3	9	6,7
Böhmen	83	27,0	57	45,2	28	20,7
Mähren	41	13,4	13	10,3	12	8,9
Schlesien	19	6,2	7	5,6	2	1,5
Sonst. Österr. Kronländer	16	5,2	5	4,0	6	4,4
Österreich zusammen	276	89,9	116	92,1	101	74,8
Länder d. ungar. Krone	12	3,9	—		10	7,4
Deutsche Staaten	15	4,9	1	0,8	19	14,1
Sonstige Staaten	1	0,3	—		1	0,7
Nicht zuordenbar	3	1,0	9	7,1	4	3,0
Zusammen	307	100,0	126	100,0	135	100,0

[1] einschließlich Vororte
[2] nur Schneider, Schuster, Tischler, Bäcker, Fleischer, Maurer, Zimmerer

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Tabelle 6: Herkunft der Handwerksgesellen in den wichtigsten Einzelgewerben, Wien-Schottenfeld 1857

	Schuster	Schneider	Schlosser	Tischler	Bäcker	Fleischer	Maurer	„Bandmacher"[2]	„Zeugmacher"[3]
Schottenfeld	5	1	2	8	—	3	—	39	29
Sonst. Wien[1]	10	1	5	10	2	3	10	29	29
Wien zus.	15	2	7	18	2	6	10	68	58
Niederösterr.	12	3	3	11	3	2	3	2	5
Böhmen	19	9	9	40	4	3	5	3	5
Mähren	9	9	7	13		1	2	2	2
Schlesien	8	1	1	3		2	—	—	—
Sonst. Österr. Kronl.	—	1	3	7		—	—	1	4
Österreich zus.	63	25	30	92	9	14	20	76	74
Länder der ungar. Krone	3	4	3	8	—	2	—	2	2
Dt. Staaten	2	2	4	8	3	4	1	1	1
Sonst. Staaten	—	—		1	—	—	—	—	—
Nicht zuordenbar	—	—		2		1	—	—	1
Zusammen	68	31	37	111	12	21	21	79	78

[1] einschließlich Vororte
[2] überwiegend „Bandmacher", aber einschl. -gesellen, -meister, bef. od. bgl. Bandmacher.
[3] überwiegend „Zeugmacher", aber einschl. -gesellen, -meister, bef. od. bgl. Zeugmacher.

Tabelle 7: Herkunft der Handwerker, Wien-Hernals 1880[1]

	Gesellen	%	Lehrlinge	%	Meister	%
Hernals	42	9,7	14	11,1	14	13,1
Sonstiges Wien[2]	62	14,3	18	14,3	12	11,2
Wien zusammen	104	24,0	32	25,4	26	24,3
Niderösterreich	56	12,9	18	14,3	15	14,0
Böhmen	142	32,8	33	26,2	35	32,7
Mähren	60	13,8	28	22,2	15	14,0
Schlesien	16	3,7	1	0,8	2	1,9
Sonst. Österr. Kronländer	17	3,9	4	3,2	2	1,9
Österreich zusammen	395	91,2	116	92,1	95	88,8
Länder d. ungar. Krone	22	5,1	9	7,1	8	7,5
Deutsche Staaten	16	3,7	1	0,8	4	3,7
Sonstige Staaten		—				
Zusammen	433	100,0	126	100,0	107	100,0

[1] nur Handwerker mit eindeutig zuordenbarer Herkunft.
[2] einschließlich der Vororte

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Tabelle 8: Herkunft der Handwerker, Zagreb 1857

	Gesellen	%	Lehrlinge	%	Meister	%
Stadt Agram	106	23,2	113	44,0	143	60,1
Komitat Agram	43	9,4	45	17,5	18	7,6
Komitat Warasdin	23	5,0	24	9,3	4	1,7
andere kroatische Komitate[1]	48	10,5	34	13,2	20	8,4
Kroatien zusammen	220	48,1	216	84,0	185	77,7
Krain	27	5,9	10	3,9	10	4,2
Steiermark	60	13,1	17	6,6	6	2,5
Niederösterreich	14	3,1	1	0,4	3	1,3
Böhmen	35	7,7	2	0,8	9	3,8
Mähren	9	2,0	2	0,8	1	0,4
Schlesien	9	2,0	—		2	0,8
Sonst. Österr. Kronländer	22	4,8	—		—	—
Österr. Kronld. zusammen	176	38,6	32	12,5	31	13,0
Länder d. ungar. Krone	39	8,5	5	1,9	16	6,7
Deutsche Staaten	9	2,0	1	0,4	2	0,8
Sonstige Staaten	3	0,6	—		—	—
Nicht zuordenbar	10	2,2	3	1,2	4	1,7
Zusammen	457	100,0	257	100,0	238	100,0

[1] einschließlich Slawonien; kroat. u. slaw. Militärgrenzbezirke; sowie der kroatischen, aber nicht eindeutig auf ein bestimmtes Komitat festlegbaren Herkunftsbezeichnungen.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Tabelle 9: Herkunft der Handwerksgesellen in den wichtigsten Einzelgewerben, Zagreb 1857

	Schuster	Schneider	Schlosser	Tischler	Bäcker	Fleischer	Maurer	Zimmerer
Stadt Agram	14	19	5	9	1	4	18	19
Komitat Agram	5	5	—	4	1	—	—	2
andere kroat. Komitate[1]	16	15	5	4	1	3	1	6
Kroatien zus.	35	39	10	17	3	7	19	27
Krain	7	1	1	5	2	1	6	9
Steiermark	14	5	—	8	5	—	14	10
Niederösterreich	2	3	—	—	—	—	—	
Böhmen	5	11	1	5	1	2	2	
Mähren	4	3	1	1		—	—	
Schlesien	2	3	—	1		—	1	
sonst. Österr. Kronl.	3	4	3	5		1	3	
Österreich zus.	37	30	6	25	8	4	26	19
Länder der ungar. Krone	4	11	3		2	2	2	—
Dt. Staaten		2	—			2	—	1
Sonst. Staaten		—	1			—	7	—
Nicht zuordenbar	4	—	—	2		—	—	
Zusammen	80	82	20	44	13	15	54	47

[1] wie Tab. 8.

Samples:

Zürich 1836: Quelle: Bevölkerungsaufnahme Zürich 1836, Kantonsarchiv Zürich. Das Sample umfaßt die Altstadt links der Limmat, N = 4.975 Personen.

Wien: Quelle: Konskription Gumpendorf 1827, Konskription Schottenfeld 1857, Volkszählung Hernals 1880, alle: Wiener Stadt- und Landesarchiv. Das Sample Gumpendorf umfaßt einen Stadtteil nahe dem Linienwall, N = 2.349 Personen; das Sample Schottenfels umfaßt einen Stadtteil angrenzend an die Vorstadt Neubau, N = 4.875 Personen; das Sample Hernals einen Stadtteil angrenzend an den Linienwall, N = 4.173 Personen.

Zagreb 1857: Quelle: Konskription Zagreb 1857, Stadtarchiv Zagreb. Das Sample umfaßt die gesamte Stadt mit Ausnahme einiger Vorstadtgassen, N = 8.020 Personen.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Zur Wanderung ungarischer Gesellen im 19. Jahrhundert

Ottó Domonkos, Sopron/Ödenburg

Meine Arbeitsstätte befindet sich schon jahrzehntelang im Ödenburger Museum, das über bedeutende Handwerkserinnerungen verfügt. Neben den zunftgeschichtlichen Gegenständen und Dokumenten beherbergt dieses Institut vollständig eingerichtete Werkstätten mehrerer Gewerbezweige. Die Stadt *Ödenburg* wurde seit dem Mittelalter das westliche Tor des Landes genannt und ist es noch bis zum heutigen Tag. Die Stadt kam nie unter Türkenherrschaft, und so konnte sie sich während der ganzen Zeit auch gut entwickeln. Schriftliche Überlieferungen der Handwerksgeschichte blieben uns daher in verhältnismäßig größerer Zahl erhalten als im Landesdurchschnitt. Ödenburg war eine wichtige Station des Ost-Westhandels und der Gesellenwanderung. Viele tausend Eintragungen in den Herbergsbüchern veranlaßten mich zur Prüfung dieser Beziehungen. Das Endergebnis war, daß ein reger und ununterbrochener Handels- und Handwerkerverkehr der Zentren mit dem deutschen Sprachraum bestand.

Die Faßbinder haben mit ihrer Arbeit die Weinbauern der königlichen Freistadt bedient, die Tischler gestalteten die Wohnkultur des Bürgerstandes; im Gesundheitswesen und der Bekleidungsindustrie waren die Seifensieder bzw. die Hutmacher tätig, die Buchbinder repräsentierten die Kultur. Derartige Angaben machten die Auswertung der Statistiken möglich. Obwohl die Eintragungen im Fall der *Buchbinder* und *Tischler* in der 2. Hälfte des 17. Jhs, bei den *Hutmachern* und *Seifensieder* erst vom letzten Drittel des 18. Jhs erforscht werden zu können, ist es wert, einen kurzen Einblick in diese Periode zu nehmen, da die Spuren doch bis zur Mitte des 19. Jhs verfolgbar sind. Mehrere 10.000 Eintragungen dieser vier angeführten Branchen beweisen nicht nur, wie bedeutend der Durchzugsverkehr der Stadt war, sondern machen auch auf Mißstände des Landes aufmerksam. In der Frühperiode, d.h. während der Türkenbelagerung und unmittelbar danach, kommen 80% ausländische Gesellen in die Stadt, nur 20% sind Einheimische. Diese Proportionen ändern sich langsam bis zur zweiten Hälfte des 18. Jhs zugunsten der Einheimischen. Dieser Vorgang beschleunigte sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jhs und gegen 1840 hatten die Einheimischen mit 60% bereits die Oberhand. Ausnahmefall war das Gewerbe der Buchbinder, das sich zwar von 95 : 5% auf 75 : 25% verbesserte, aber in den 1830er Jahren wieder auf 90 : 10% zugunsten der Ausländer zurückfiel[1].

Diese Proportionen lassen die Mißstände und die Entvölkerung des *Binnenlandes* während der Türkenbelagerung deutlich erkennen und weisen darauf hin, daß sich dieser Landesteil erst nach einem Jahrhundert erholen und sich langsam

[1] Domonkos, Ottó: A kisiparok néprajzi kutatása (Die ethnographische Untersuchung des Handwerks). In: Ethnographia 85 (1974) 18—37.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Kopfleiste eines Zunftbriefes um 1770. — Sopron

dem westlichen und nördlichen Teil des Landes angleichen konnte. Die Türken hatten fast 150 Jahre lang zwei Drittel des Königreiches besetzt; dieses Gebiet war in der Entwicklung bedeutend zurückgefallen. Nach der Vertreibung der Türken war für die Besiedelung dieses Gebietes die Einwohnerzahl des Landes zu gering.

Vom 17. Jh an begannen vereinzelt Großgrundbesitzer, später dann vermehrt Agenten mit Hilfe der Zentralregierung des König- und Kaiserreiches, hauptsächlich aus dem deutschen Sprachraum Siedler anzuwerben. Die Einwanderer genossen bedeutende Unterstützungen und Steuerbegünstigungen. Zur gleichen Zeit haben aber die Einheimischen, die in solche Gebiete zogen, diese Privilegien nicht genießen können, da sie ihren Gutsherren als Leibeigene und Häusler entflohen waren. Das Resultat einer solchen Besiedlung sind das Gebiet der Slovaken in der ungarischen Tiefebene und die ungarischen Ortschaften der südlichen Komitate am Ende des 18. Jhs. Vorrang hatte bei der Besiedlung die Wiederaufnahme des Ackerbaus, aber man mußte rasch erkennen, daß die Arbeit der Handwerker, ihre Produktivität unentbehrlich ist.

Eine bewußte und dringende Lösung dieses Problems wollte der Landtag im Jahr 1724 durch die Ansiedlung bestimmter Meister in den entvölkerten Gebieten herbeiführen. Der städtische Handwerkerstand war wegen der strengen Vorschriften seiner Zünfte und des Mangels an Kapital nicht im Stande, seine Warenproduktion schnell zu vermehren oder den Güterbedarf der Einwohner zu decken. Die mittelalterlichen Städte besaßen bis zum Ende des 17. Jhs große Güter, die ihre Zentren noch ausbauten. Die feudalen Produktionsverhältnisse ermöglichten die Ausgabe der Zunftprivilegien und die Überprüfung und Festsetzung der Zahl der Meister. Aber es wurde auch möglich, daß solche Gewerbezweige, die für die Versorgung der Leibeigenen mit Grundbedarfsmitteln zuständig waren, in den Marktflecken gefördert wurden. Das Gutsinteresse verschaffte diesen Zentren das Recht zur Haltung von Jahrmärkten, wodurch die Marktrechte der mittelalterlichen Städte eingeschränkt wurden. Das war Anlaß zu großen Auseinandersetzungen zwischen den Zünften der Städte und den Marktflecken und wirkte nachteilig auf die Handwerker der Städte, die neben ihrem Beruf bemüht waren, ein Stück Ackerland oder Weingarten zu bewirtschaften. Andererseits kamen in die neubesiedelten Landesteile zahlreiche Importe aus

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Österreich, Böhmen, Mähren und den schlesischen Gebieten. Diese Verhältnisse wirkten verlockend auf die Handwerker, auf die Gesellen aus mitteleuropäischen Städten, die nicht nur mehr Arbeit, sondern auch die Möglichkeit zur Gründung eigener Werkstätten zu finden hofften. Die begrenzte Meisterzahl der ungarischen Städte zwang auch die ungarischen Gesellen in steigendem Maße seit der Mitte des 18. Jhs in Richtung dieser Gebiete.

Bezüglich der Gesellenwanderung können wir aus den schriftlichen Überlieferungen der ungarischen Zünfte in den schon erwähnten Herbergsbüchern, aus vereinzelten Eintragungen und vom Anfang des 19. Jhs an aus den Wanderbüchern Informationen gewinnen. Das die Geschichte des Handwerks erforschende Arbeitskomitee der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Veszprém hat vor 10 Jahren das Quellenmaterialkataster der ungarischen Handwerkerzünfte in zwei Bänden herausgegeben[2]. Daraus ist leicht festzustellen, daß unser Quellenmaterial sehr armselig und zufällig ist. Wir kennen nur einige hundert Wanderbücher im heutigen Ungarn. Bedeutende Eintragungen dieser Bücher sind nur die Stationen der im Westen wandernden Gesellen, die sie in dieser Zeit besucht haben. Herbergsbücher kennen wir nur zwei Dutzend, die fortlaufend größere Perioden dokumentierten. Ich selbst fand in sächsischen und thüringischen Archiven ähnliches Quellenmaterial in tausendfacher Menge.

Die innere Migration in Richtung der zurückeroberten Gebiete, in die Kämmergüter, in das Temeser Banat und in die Militär-Grenzstädte kann so zumeist nur indirekt verfolgt werden. Aufgrund der gegebenen Möglichkeiten möchte ich die Tendenzen der südosteuropäischen Gesellenwanderung charakterisieren. Der Werdegang der ausgewählten Handwerke und Orte ist sehr verschiedenartig. Die Migration in die von den Türken zurückeroberten Gebiete kann anhand der Eintragungen in den Wanderbüchern nicht bestimmt werden, denn diese genügen nicht für die statistische Messung. Es bietet sich dafür aber eine andere wichtige Möglichkeit: die Untersuchung der Meisterbücher der Hauptladen. Mit großer Aufmerksamkeit muß man das Netz der Landmeister verfolgen. Entscheidend ist hier der Wettstreit zwischen *Preßburg*, der Hauptstadt in der Türkenzeit, und (nach Budas Einnahme) den durch die Kämmererzentren unterstützten Zünften in Buda und später auch in Pest. Sie wollten ihren Einfluß auf die in den neuorganisierten südöstlichen Gebieten außerhalb der Zunft arbeitenden Meister und Gesellen ausüben, bei denen die Absicht der Werkstattgründung durch Gesellen vorhanden war. Dieser seit der Mitte des 18. Jhs zu verfolgende Vorgang gibt teilweise ein Bild vom Vordringen des Handwerks in das Dorf und von der Vermehrung der Handwerksberufe auf dem Lande; wir können dabei auch die potentiellen Wanderer einiger Gewerbezweige kennenlernen wie z.B. aus den Meisterbüchern der Hauptlade der *Weißbäcker* aus Buda, der *Rotgerber, Schön-* und *Schwarzfärber (Blaufärber), Glaser* und *Glashändler, Kammacher* und *Lebzelter*, und können so die Möglichkeit eines Überblickes über größere Gebiete geben. Die Wirkungsmöglichkeiten innerhalb dieses Kreises oder das

[2] A magyarországi céhes kézművesipar forrásanyagának katasztere, I. Budapest 1975 und II. 1976.

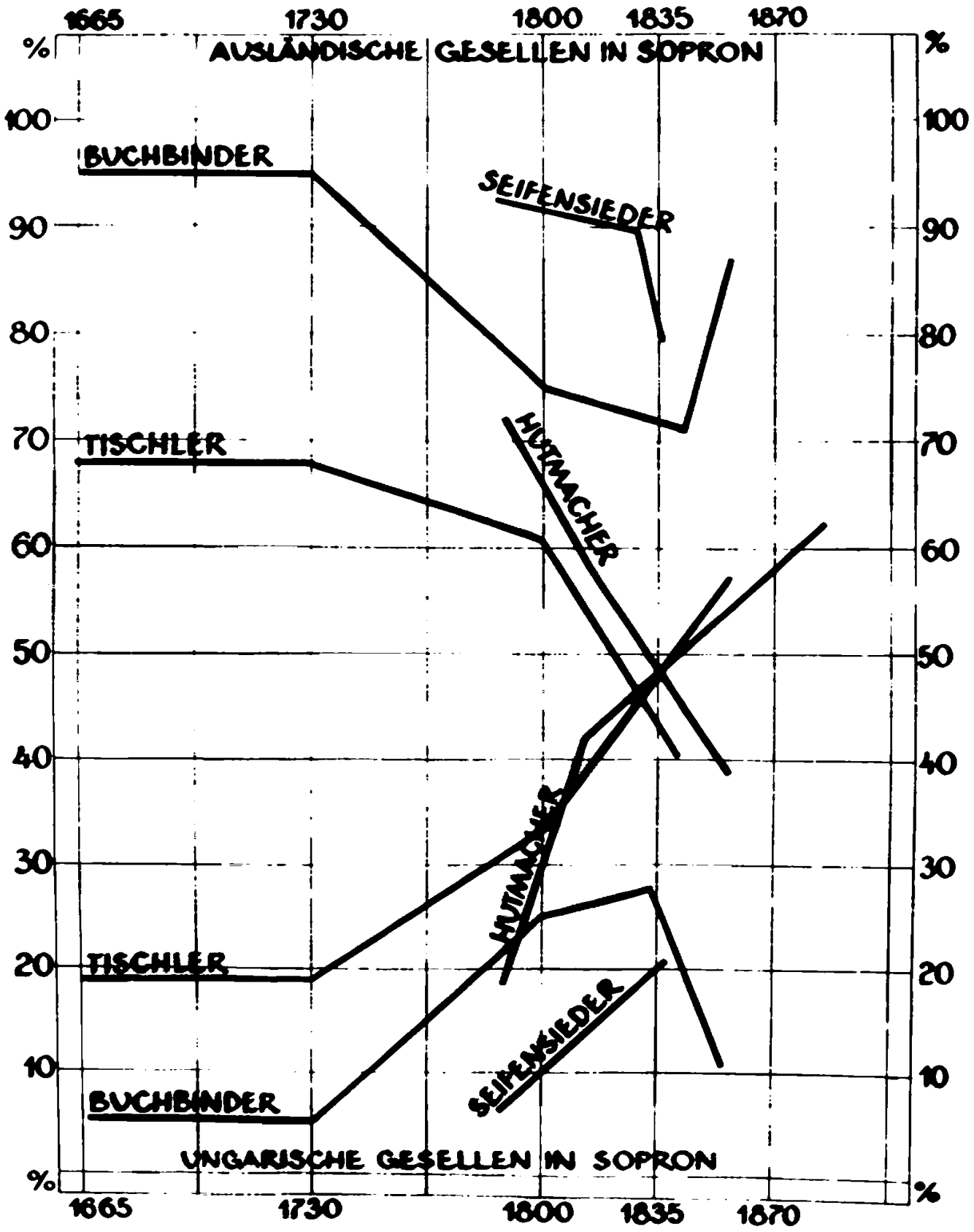
Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Eingetragene Herkunftsorte in den Herbergsbüchern der Soproner Hutmacherzunft zwischen 1779—1890

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

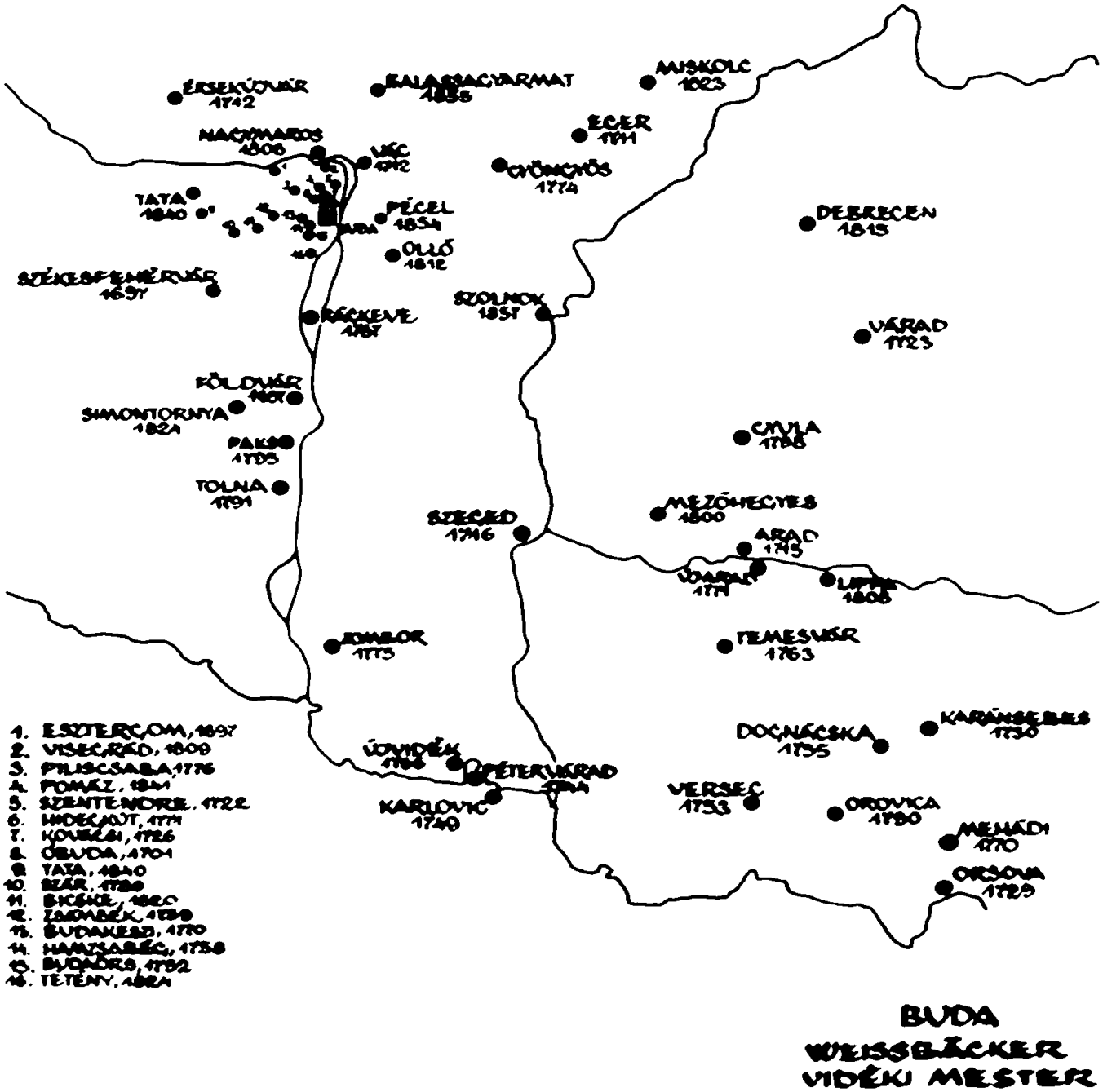
00055689



Anteil der ungarischen und der ausländischen Gesellen in den Soproner Herbergen.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

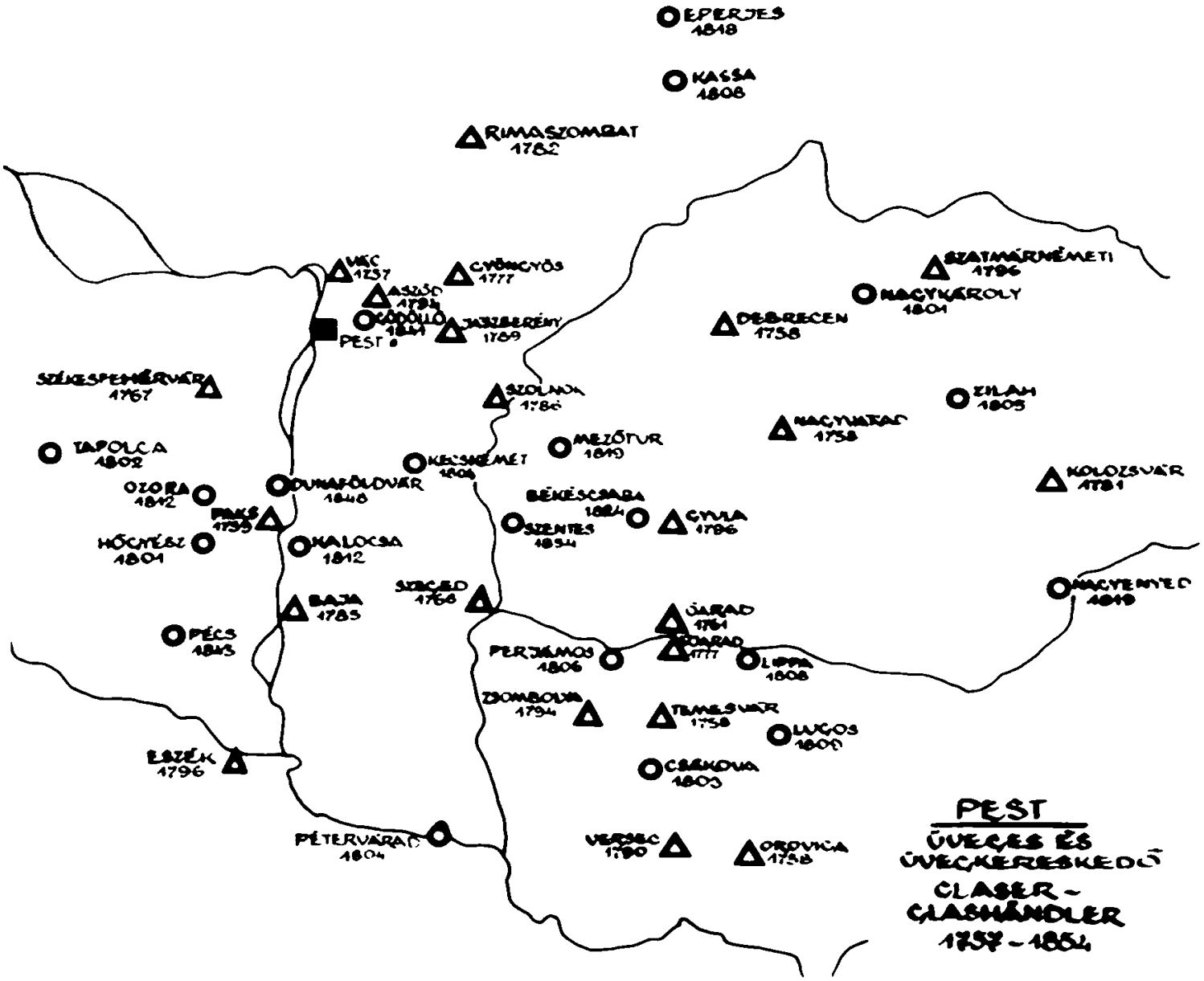
00055689



Zusammensetzung der Weißbäckerzunft in Ofen 1697—1857.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

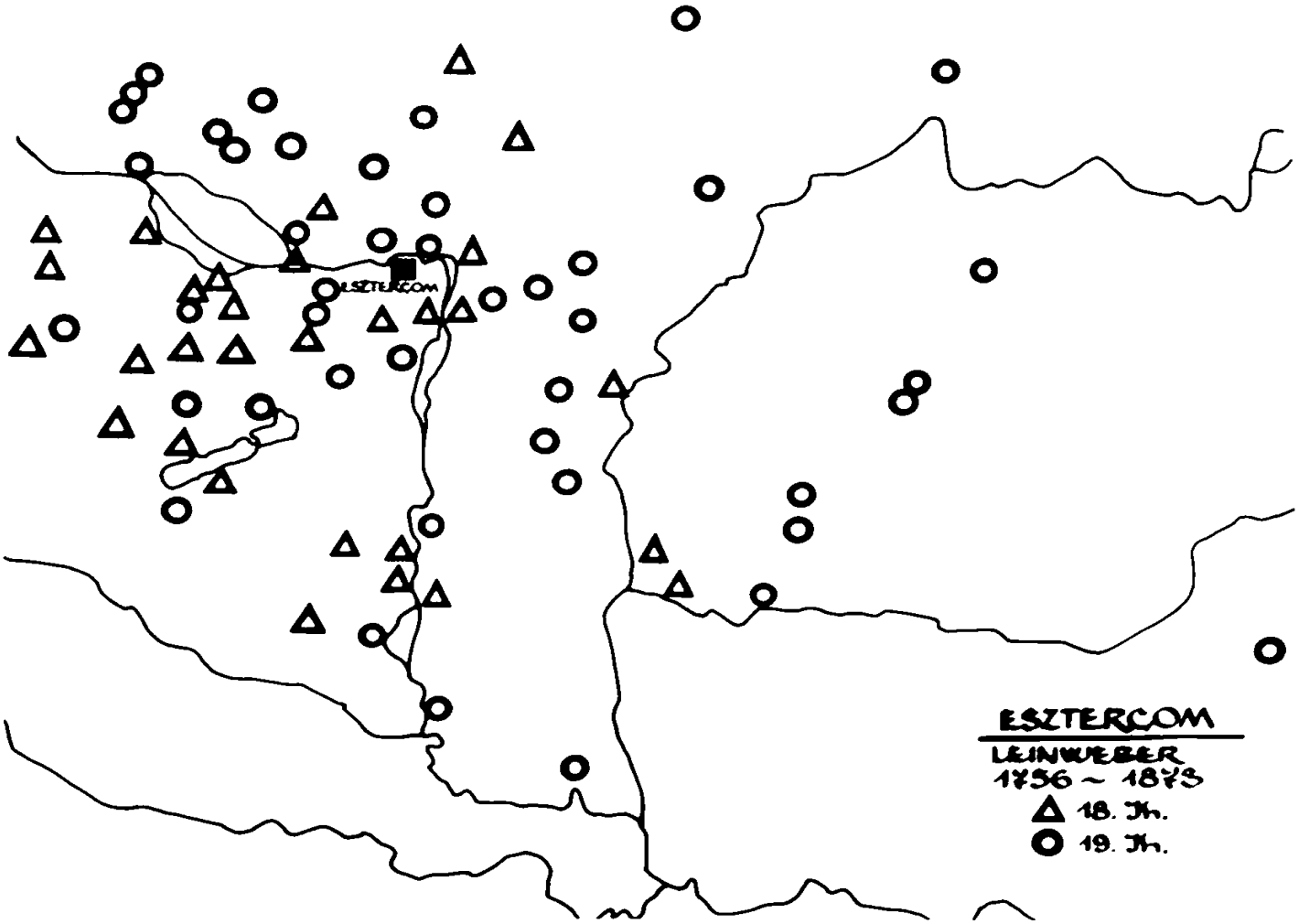
00055689



Die Entwicklung der Glaser/Glashändlerzunft in Pest 1737—1854.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

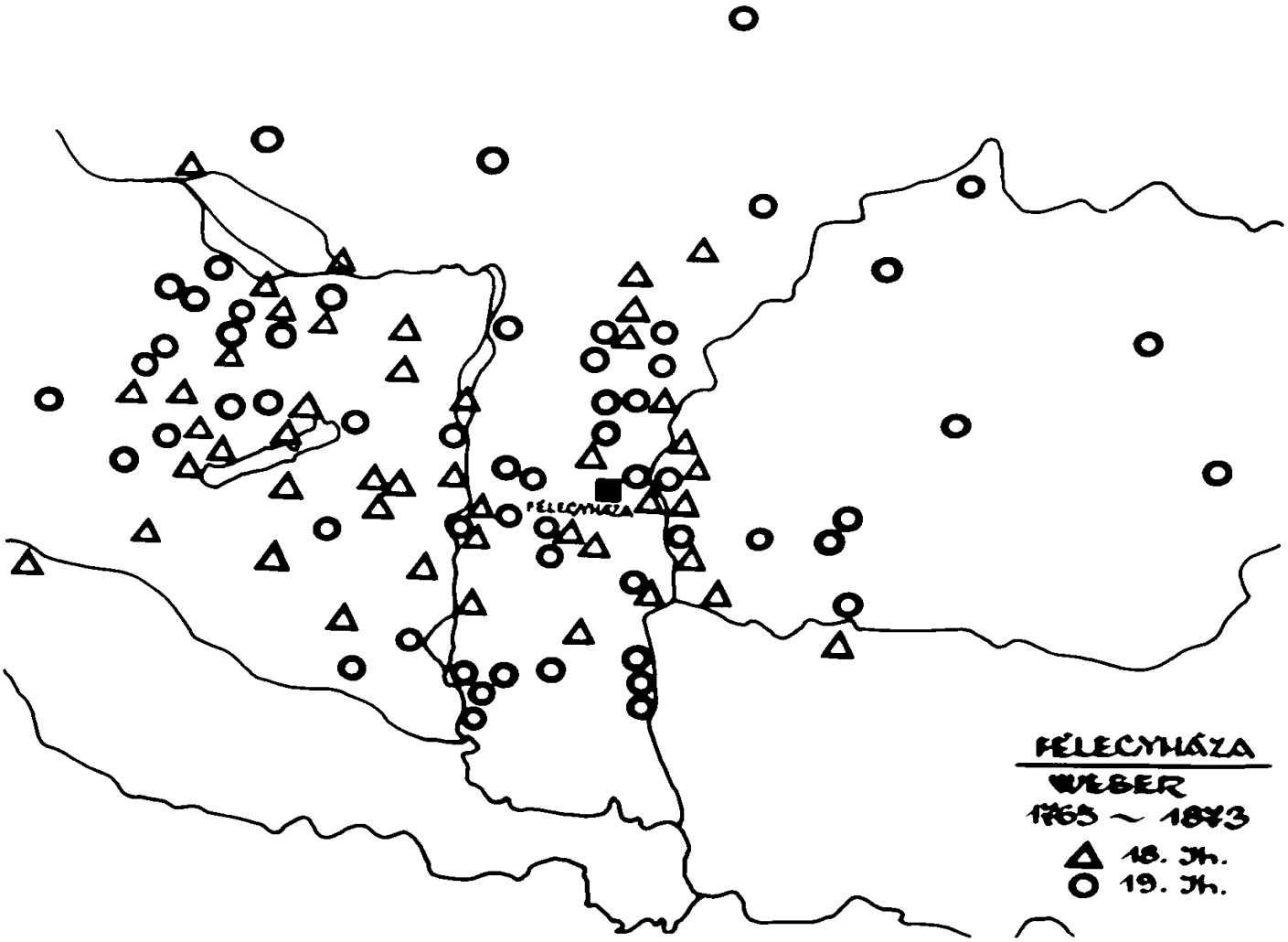
00055689



Herkunftsorte der Wandergesellen der Leinweber in Gran (Esztergom) 1756—1873.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689



Heimatorte der Webergesellen aus Félegyháza 1765—1873.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Erstarken der späteren Zentren, der Landmeisterfilialen, können wir in diesen Meisterbüchern nachweisen. Solche neuen Zentren konstituierten sich in Kecskemét, Szeged, Gyula, Arad, Pécs, Nagykanizsa, Mohács, Szabadka (Subotica), Zombor, Ujvidék auf dem Gebiet des Königreiches Ungarn; weiterhin in Temesvár, Lugos, Zenta, Versec, Vinga, Orsova, im Temeser Banat; später auch im serbischen Gebiet und in Slavonien, Eszék, Varasd, sowie im militärischen Grenzgebiet Pétervárad, Karlovic, Karánsebes, Fehértemplom (Weißkirchen) usw.[3]. Die Erforschung der letzteren Quellen ist aber Sache unserer jugoslawischen und rumänischen Kollegen. Ihre Forschungsergebnisse werden wahrscheinlich gewinnbringend für die südosteuropäischen Beziehungen sein.

Gleichfalls gutes Quellenmaterial enthalten die Aufding- und Freisprechbücher, die auch den Herkunftsort eines Lehrjungen angeben. Wenn ein Zentrum aus einem größeren Bereich Lehrlinge aufnahm, dann ist meistens auch der Stammort des Filialmeisters vermerkt. Wir können das in den Hauptladebüchern der *Kammacher* aus Ofen aus den Jahren 1802—1871 nachlesen.

Wie sich eine Wanderung im 18.—19. Jh. in die bedeutenderen Zentren des Landes gestaltete, das geht aus den Gesellenbüchern hervor. Vom südlichem Raum, dessen Bewohner hauptsächlich Deutsche, Ungarn, Serben, Kroaten, Slavonen, Sachsen und Rumänen waren, wanderten von den dort gegründeten Zentren aus die Gesellen in das Innere des Landes und absolvierten so ihre Wanderpflicht. Diese Bewegung begann in der Mitte des 18. Jhs, was ich mit der Wanderkarte der *Knopfmacher* aus *Győr* demonstrieren möchte. Zwischen 1728—1774 waren 614 Knopfmachergesellen in Győr, unter ihnen 18 Österreicher aus Wien, die dieses ehrbare Handwerk in der in Wien ansässigen ungarischen Knopfmacherzunft lernten[4]. Varasd übertraf mit seinen 33 Gesellen alle Städte, doch es tauchen auch aus Eszék, Pétervárad und Temesvár immer mehr Handwerker auf. Wie speziell ungarisch dieses Handwerk war, das beweist die Tatsache, daß kein anderer Ausländer in seinen Reihen zu finden war. Das Posamenthandwerk war bekanntlich von Deutschen dominiert.

Interessant ist es festzustellen, wie unterschiedlich die Zusammensetzung der Wandergesellen eines Handwerks in der gleichen Periode sein kann. Als Beispiel seien die *Weber* in Esztergom und Félegyháza angeführt. In den Herbergszentren sind nur 6—10 Meister beschäftigt. In *Esztergom* (Gran) haben von 1756 bis 1873 835 Gesellen (im Jahresdurchschnitt 10,3) die Herberge besucht, unter ihnen 50% Ausländer, 30% Ungarn und 20%, bei denen man nach den Namen die Herkunft nicht eruieren kann. Von 418 Ausländern sind 50% aus Mähren und Böhmen. Zwischen 1800 und 1873 sind von 190 Gesellen bereits 116, d.h. 60% Ungarn und 74 Ausländer (40%), von denen wieder 60% aus Mähren stammen[5]. 150 km süd-

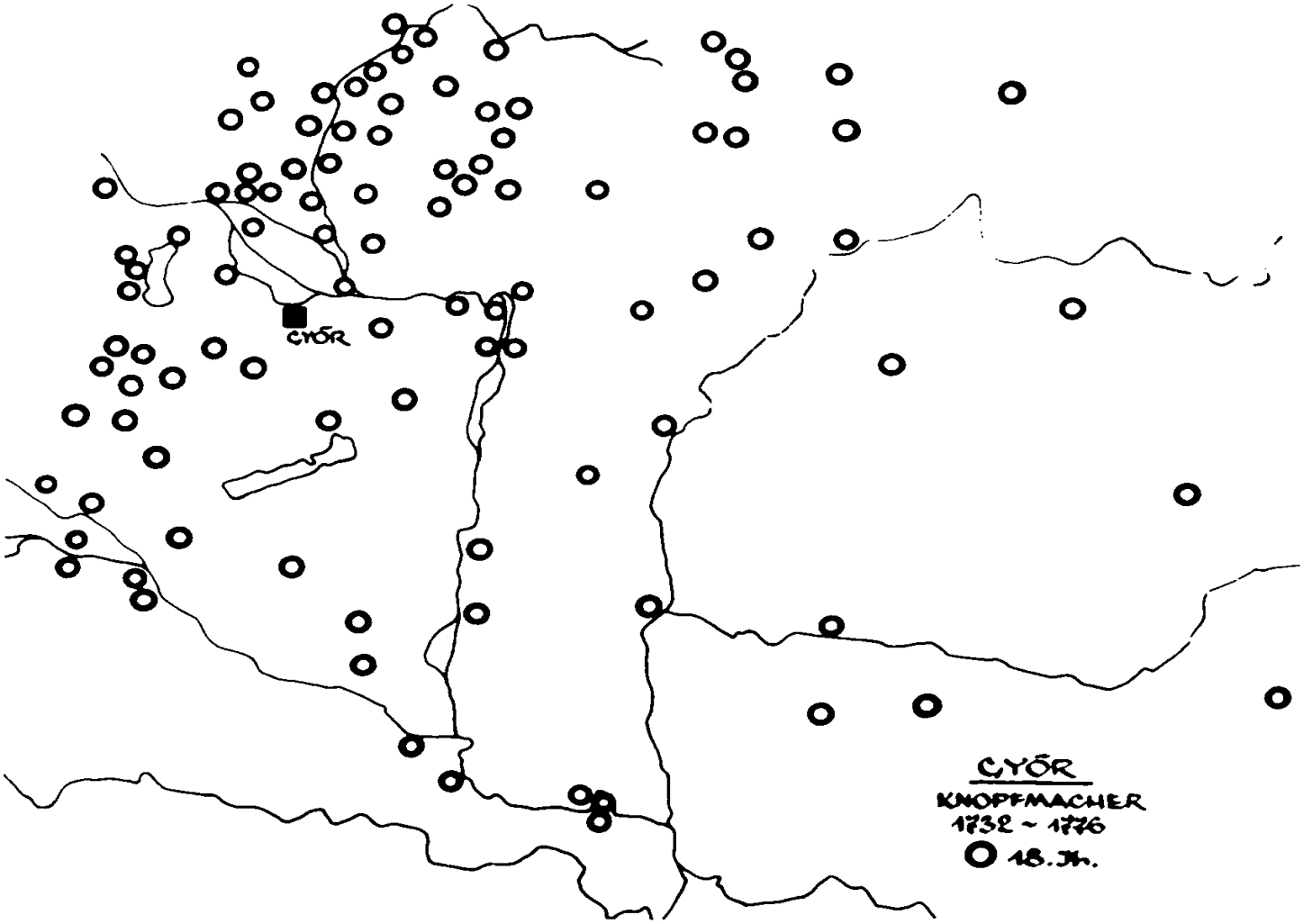
[3] Budapest Történeti Múzeum — Kiscell, Inv.No. 441, 15312, 12947, 8440, 13092. Bp. Fővárosi Lt. 1211. — Domonkos, Ottó: A főcéhek vonzaskörzetei (Einzugskreise der Hauptladen). In: V. Kézművesipartörténeti Szimpozium, Veszprém 1984, november 20—21. Veszprém 1985.

[4] Xántus János Múzeum — Győr, Inv.No. 72.15.2

[5] Balassa Bálint Múzeum — Esztergom, Inv.No. 1954-296-1

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689



Herbergsdaten der Knopfmacherzunft von Raab (Győr) 1732—1776.

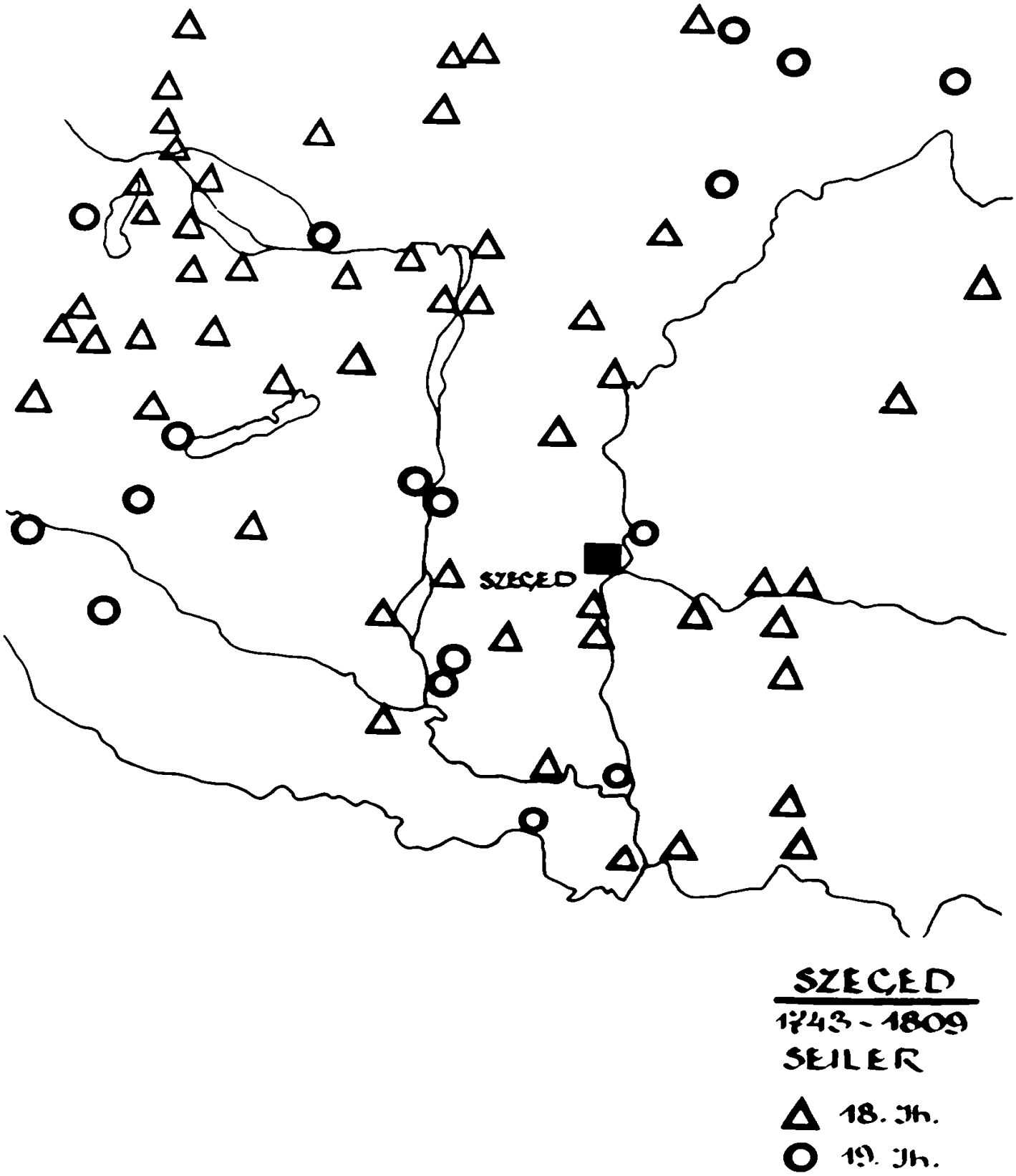
Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Landmeister der Hutmacherzunft aus Debrecen 1818—1867.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689



Daten der Szegediner Seilerzunft in den Herbergsbüchern 1743—1809.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

lich in *Félegyháza* besuchten zwischen 1765 und 1852 1377 Gesellen die Herberge (Jahresdurchschnitt 15,8), unter denen sich nur 3 Böhmen befanden, während alle übrigen ihr Handwerk im Land gelernt haben.

Für die ersten Jahrzehnte des 19. Jhs soll von den Städten im südlichen Raum Szabadka (Subotica) mit 41 Gesellen erwähnt werden[6]. Daß die Zahl der Gesellen in den zwei oben genannten Städten so verschieden ist, ist damit zu erklären, daß in Esztergom Leinweber, in Félegyháza die ungarischen Weber ihr Leinen erzeugten. Die Qualität war sehr unterschiedlich.

Bei den ungarischen *Kepernecksschneidern*, die mit ihrer Arbeit den Bedarf der Landbevölkerung an Mänteln und Jacken deckten und für deren Verzierung sorgten, war der Qualitätsmaßstab so hoch gesteckt, daß die Zunft in *Debrecen* verordnete, die Gesellen dürften nicht in die Fremde ziehen, weil nirgends die Arbeit so gut verrichtet werde wie in Debrecen. Unweit von Debrecen, in *Nagykálló*, finden wir in den Kürschner-Herbergsbüchern zwischen 1819 und 1872 104 Personen aus 56 Ortschaften verzeichnet, darunter aber nur eine Person aus Debrecen. Ein Pole war aus Krakau, die andern Gesellen kamen aus den nördlichen und östlichen Komitaten nach Kálló[7].

Debrecen, die große Bauernstadt, erlebte um die Wende vom 18. zum 19. Jh. eine merkwürdige Veränderung. Bis zum Ende des 17. Jhs beschäftigte die Stadt im Land die meisten Handwerker. Die während der Türkenherrschaft entvölkerten Randgebiete, Ackerland und Wiesen, erwarb die Stadtgemeinde im 18. Jh. Im letzten Drittel des 18. und am Anfang des 19. Jhs wurden diese Gebiete dann unter der Bevölkerung gemäß dem Bürgerrecht und der Größe ihrer Grundstücke aufgeteilt. So kamen viele Handwerker zu 20—30 ha Ackerland und zu großen Wiesen. Viele verließen daraufhin ihren gelernten Beruf und widmeten sich in der Getreidekonjunktur ihrem Ackerland. Die einstige Handwerkerstadt wurde so zu einer großen Bauernortschaft[8]. So arbeitete z.B. von 1800—1878 in den *Schmieden* 40—30 Meister; der Jahresdurchschnitt der Gesellen war 25, was für den ganzen Zeitraum 1419 Personen ausmachte. Unter ihnen ist nur ein Ausländer aus Böhmen[9]. Diese Rückentwicklung hat den Handwerkerstand der umliegenden Städte zur Bewegung genötigt.

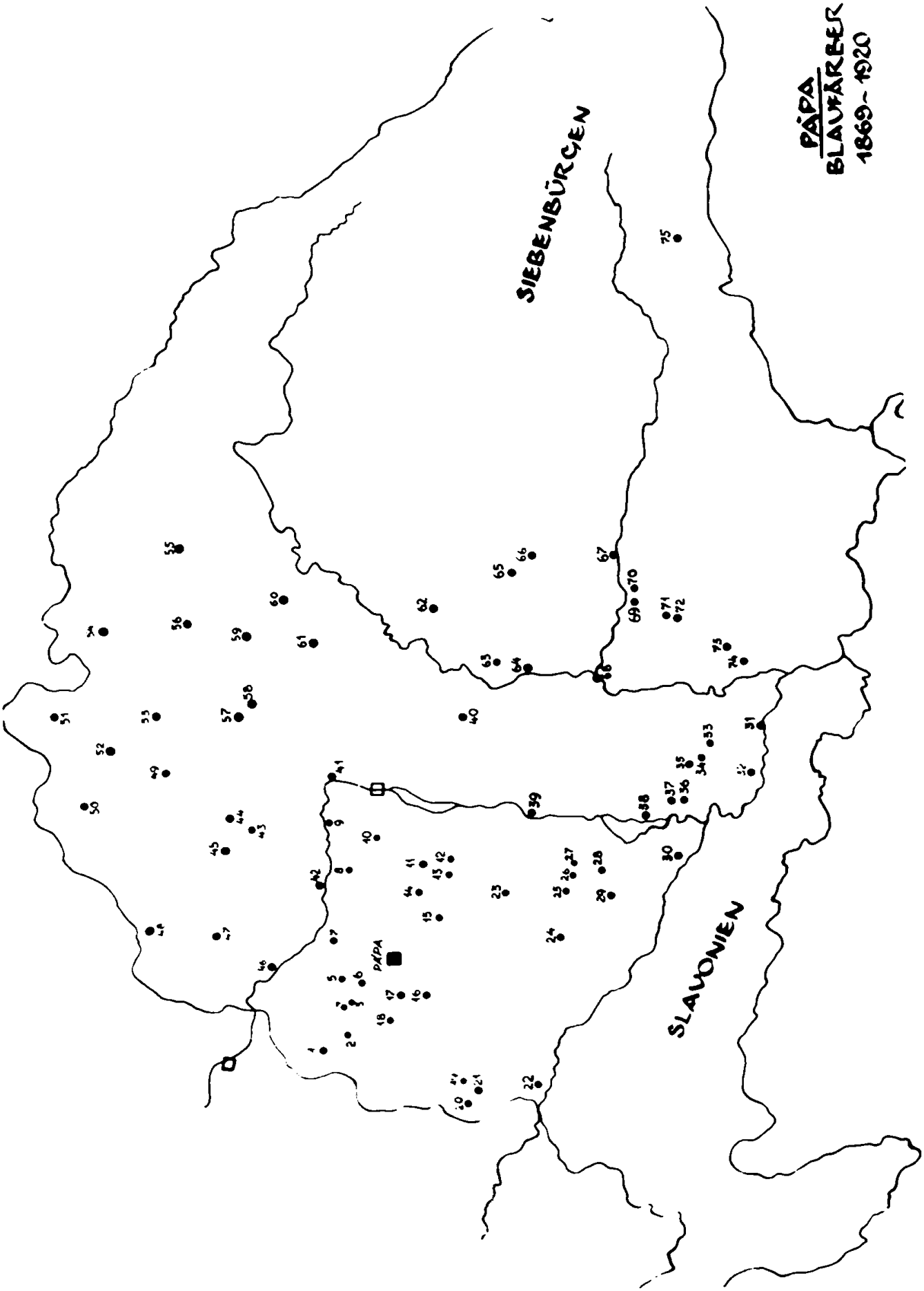
Charakteristisch ist es für die ungarischen Stadtbewohner, daß sie den die Mode bringenden deutschen *Hutmachern* kein Recht auf Niederlassung gewährten; diese mußten sich vielmehr in der Mitte des 19. Jhs ihr Heim in einer Entfernung von 30—50 km aufbauen.

In Südungarn entwickelte sich *Szeged* als ein wichtiges Handwerkszentrum in der Mitte des 18. Jhs. Wegen seiner militärischen Bedeutung hatte während der Besetzung das Zunftleben aufgehört, doch war die Neuorganisation schnell erreicht worden. Mit Hilfe der Zentralregierung wurde in der Bačka und im

[6] Kiskun Múzeum — Kiskunfélegyháza, Inv.No. 63.508.1
[7] Szabolcs megyei levéltár — Nyiregyháza, 54/e
[8] Debrecen története 2. Debrecen 1981.
[9] Hajdú-Bihar megyei levéltár — Debrecen, IX.17/10

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689



Herkunftsorte der Blaufärbergesellen in Pápa 1869—1920.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Temeser Banat ein bedeutender Anbau von Nutzpflanzen unternommen, bzw. Anbauversuche gefördert. Ein gutes Ergebnis erzielte man beim Flachsanbau, was das *Seilerhandwerk* in Schwung brachte. Szeged war ein wichtiges Bearbeitungszentrum und es mußten außer den Fuhrwerken auch die Fischerei und die Schiffahrt mit Seilen versorgt werden.

Am Anfang des 19. Jhs finden wir natürlich in den entstehenden vereinigten Zünften überall die *Seiler*. Von den nach Szeged kommenden Wandergesellen sind 65% Ausländer, vor allem aus Österreich, Böhmen, Mähren, Sachsen, Bayern usw.; nur 30% kommen aus heimischen Städten und aus den Bergwerksstädten, die viele Seile brauchten und auch anfertigten. Zu diesen 30% trugen die aus den südlichen Landesteilen (Slavonien, Temeser Banat, Bačka) kommenden Gesellen ein Drittel bei. An der Spitze standen Temesvár, Eszék und Apatin. Nach der Aufhebung der Zunftorganisation (1872) wurde die in Szeged gegründete Flachs- und Jutefabrik landesweit berühmt[10].

In der Gesellenherberge der *Schmiede* und *Wagner* des bedeutenden Marktfleckens *Miskolc* haben zwischen 1831 und 1859 405 Personen aus 120 Ortschaften des Landes logiert und hier Arbeit erhalten. Das gibt einen sehr niedrigen Jahresdurchschnitt von nur 14 Personen, was der Zahl der Meister entspricht. So mußten die Meister in vielen Fällen ohne Lehrlinge und Gesellen nur mit Hilfe der Familienangehörigen arbeiten. Ausländer war unter den Wandergesellen nur ein Geselle aus Krakau. Im Jahre 1857 forderten die Gesellen, statt um 4 Uhr erst um 5 Uhr früh die Arbeit beginnen zu dürfen, was aber die Meister geschlossen ablehnten[11]. Die von Miskolc wandernden Gesellen orientierten sich im 19. Jh. in Richtung Temeser Banat und auch in die südlichen Städte.

Große Aufmerksamkeit verdient in den 1860er Jahren das Wirkungsfeld der auf Manufakturebene gehobenen *Blaufärberei* in *Pápa*. Die Aufzeichnungen umfassen auch die ersten zwei Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, als die Färberei schon als Kleinfabrik produzierte und 200 Wandergesellen beschäftigte. Unter den 6 Werkstätten der Stadt lag sie an der Spitze. 27 Personen sind hier Ausländer (aus Österreich, Böhmen und Mähren), die übrigen sind einheimische Ungarn. Die wandererfahrenen Gesellen arbeiten hier als Lohnarbeiter im Unternehmen und haben Arbeit für Jahre. Die Geschichte dieser Fabrik ist bestimmt durch großen Patriarchalismus, ein Erbe der früheren Zunftverfassung[12].

Zwischen 1870 und 1880 vermindert sich landesweit die Zahl der Gesellen, aber es werden viele kleine Werkstätten gegründet. Die Dauer der Wanderung von 10—20—30 Jahren ist am meisten in jenen Berufen sichtbar, die Investitionen verlangen, z.B. die Schön- und Schwarzfärberei, die Rotgerberei und das Schmiedehandwerk. Bei den letztgenannten Handwerken wandern entweder die Gesellen oder sie bieten ihre Dienste den Gemeindeschmieden auf dem Land an.

---

[10] Somogyi Könyvtár — Szeged, Céhek 337.

[11] Bodgál, Ferenc: A miskolci kovács-kerékgyártó céh (Die Schmiede- und Wagner-Zunft von Miskolc). In: A Herman Ottó Múzeum évkönyve V. Miskolc 1965.

[12] Domonkos, Ottó: Fejezetek a nyugatmagyarországi kékfestés történetéből. (Aus der Geschichte der westungarischen Blaufärberei). Ethnographia 72 (1961) 200—236.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Die Industriealisierung beginnt erst spät in der Mühlenindustrie und die Kleiderkonfektionierung kommt erst gegen 1870 in Schwung, aber von Anfang an hatte dieser Industriezweig mit dem Import zu konkurrieren. Die Lage wird dadurch noch ungünstiger, daß in der 1. Hälfte des 19. Jhs die Handwerker von den Städten und Marktflecken auf das Land wandern. Diese Wanderung steigert sich noch nach der Aufhebung der Zünfte (1872). Die Folge war sehr weitverbreitet der sogenannte „Doppelberuf" (Handwerk-Feldarbeit), der durch die Statistik des Jahres 1880 sehr deutlich belegt wird und einen Niedergang des Handwerks markiert: In den Werkstätten arbeiten 62% der Meister allein oder mit Familienmitgliedern, 21% mit einem Gesellen, was eine hohe Zahl von Selbständigen (291.890 oder 83%) ausmacht[13]. Diese große Zahl der Kleinunternehmer gibt uns auch Antwort darauf, wie die dörfliche Tracht, die bäuerliche Wohnkultur, überhaupt dieses bunte Bild im Verlaufe des 19. Jhs geschaffen wurde und sich bis in das 20. Jh. erhalten konnte.

Erhalten blieben auch die charakteristischen Werkzeuge der Handwerker des 18.—19. Jhs, von denen unsere Museen eine bedeutende Sammlung besitzen[14]. Die aufbewahrten Musterbücher und Rezeptbücher dokumentieren auch den Einfluß der Wandergesellen auf die Techniken, die Motive und auf die Mode. Die Gesellen waren auch Vermittler verschiedenen Zunftbrauchtums und von Redensarten. Im Gesellenbuch der Ödenburger Seifensieder stehen mehrere solcher weisen Redensarten:

„Wenn Seiffensieden wäre so süß,
Als wen ich eine Jungfrau küß
So will ich imer Seiffensieden
und bey keiner Jungfrau liegen."

Die Wandergesellen mußten die Wahrzeichen kennen. In Ödenburg war in der Schwelle des Rathauses ein kinderkopfgroßer Quarzit eingetieft, in Győr stand auf dem Hauptplatz der „Stock am Eisen." Auf dem Kundschaftsbrief der Stadt Semlin in Slavonien ist im Jahr 1770 die Ansicht der Stadt gedruckt, unter der steht:

„Wann die Gesellen wandern ein,
Sollen sie betrachten ein bein
Auf dem Stadthaus von ein Riesen
Welches genugsam ist bewiesen."

Die weitere Forschung im südöstlichen Raum muß in kleineren Regionen erfolgen, wo das Quellenmaterial erschlossen und aufgearbeitet werden kann. Erste Ergebnisse aus Ungarn und den Nachbarstaaten liegen bereits vor.

---

[13] Matlekovics, Sándor: Magyarország közgazdasági és közművelődési állapota ezeréves fennállásakor ... VIII. Budapest 1898.

[14] Domonkos, Ottó: Kézművesipari műhely- és szerszámkataszter (Kataster der Handwerks-Werkstätten und -Werkzeuge). In: A magyarországi céhes kézművesiapar forrásanyagának katasztere, I. Budapest 1975, 162—179.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

Nomos Verlag | 978-3-95479-697-7
Downloaded from rsw.beck-shop.de | 01/11/2019 09:41:16 AM
via free access

00055689

SCHOLA MIGRATIONIS
Überlegungen und Thesen zur neuzeitlichen Geschichte der Gesellenwanderungen aus der Perspektive quantitativer Untersuchungen

Rainer S. Elkar, Siegen

Die Studien zur Geschichte der Gesellenwanderungen sind in den letzten Jahren zahlreicher geworden. Eine größere Neigung zu quantifizierenden Untersuchungen hat zugleich der Handwerksgeschichte im allgemeinen nicht nur von wirtschaftshistorischer, sondern auch von sozialgeschichtlicher Seite neuen Antrieb gegeben und den ersten, wegweisenden statistischen Arbeiten von Schanz, Ammann, Lenhardt und Lerner ihre gebührende Wertschätzung erwiesen, wobei etliche von ihnen benutzte Quellen durch Kriegseinwirkung verloren gingen[1]. Interdisziplinarität ist geboten: vor allem zur Volkskunde und Literaturgeschichte, zur Soziologie und Ethnologie sind Brücken geschlagen worden[2]; und

[1] G. Schanz: Zur Geschichte der Gesellenwanderungen im Mittelalter. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 28 (1877) 313—343. — H. Lenhardt: 150 Jahre Gesellenwandern nach Frankfurt a.M. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Handwerks nach den Fremdenbüchern des Frankfurter Buchbinderhandwerks von 1712—1868. Frankfurt a.M. 1938. — F. Lerner: Eine Statistik der Handwerksgesellen zu Frankfurt a.M. vom Jahre 1762. In: VSWG 22 (1929) 174—193. — H. Ammann: Gesellenwanderungen am Oberrhein im späten Mittelalter. In: Probleme der Geschichte und Landeskunde am linken Oberrhein. Niederschrift über die Tagung der Arbeitsgemeinschaft für westdeutsche Landes- und Volksforschung Bad Bergzabern 1965, Masch., Bonn 1966, S. 65—80. — Auf eine vollständige Bibliographierung sei an dieser Stelle verzichtet; stattdessen sei verwiesen auf die folgenden jüngeren Veröffentlichungen mit entsprechenden Literaturhinweisen: E. Somkuti, I. Éri, P. Nagybákay (Red.): Internationales handwerksgeschichtliches Symposium Veszprém 20.—24.11.1978, hg. v.d. Ungarischen Akademie der Wissenschaften — Veszprémer Akademische Kommission. Veszprém 1979. — Z. Fülep, P. Nagybákay, É. Somkuti (Red.): II. Internationales handwerksgeschichtliches Symposium Veszprém 21.—26.8.1982, 2 Bde, hg. v.d. Ungar. Akad. d. Wiss. — VAK. Veszprém 1983. — W. Reininghaus (Hg.): Quellen zur Geschichte der Handwerksgesellen im spätmittelalterlichen Basel. Basel 1982. — R.S. Elkar: Wandernde Gesellen in und aus Oberdeutschland. Quantitative Studien zur Sozialgeschichte des Handwerks vom 17. bis 19. Jahrhundert. In: U. Engelhardt (Hg.): Handwerker in der Industrialisierung. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert. Stuttgart 1984, S. 262—293. — H. Schultz: Überblick und Fallstudie Mecklenburg-Schwerin. Berlin/Ost 1984. — K. Schulz: Handwerksgesellen und Lohnarbeiter. Untersuchungen zur oberrheinischen und oberdeutschen Stadtgeschichte des 14. bis 17. Jahrhunderts. Sigmaringen 1985. — K. Wesoly: Lehrlinge und Handwerksgesellen am Mittelrhein. Ihre soziale Lage und ihre Organisation vom 14. bis ins 17. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1985. — H. Bräuer: Handwerksgesellen in sächsischen Städten des 15. und 16. Jahrhunderts. Untersuchungen zu ihrem sozialen Platz, ihrer Organisation und gesellschaftlichen Bewegung. Diss. Prom. B (Masch.) Leipzig 1986.

[2] Vgl.: R.S. Elkar (Hg.): Deutsches Handwerk in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Sozialgeschichte — Volkskunde — Literaturgeschichte. Göttingen 1983.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

gerade in diesem kulturwissenschaftlichen Zusammenhang ist es auffallend, wie sehr Rudolf Wissells noch aus dem eigenen Erleben erwachsene These vom Bildungswert der Wanderschaft sich nachgerade zu einem Topos umbildet:

> „Die Wanderjahre waren einst die Hochschule des Handwerks, eine Art Hochschulstudium in der freien Schule des Lebens, von einer entsprechenden Organisation in bestimmten fachlichen Bahnen gehalten — ein Hochschulstudium, wie es für das Handwerk, ja für die Mehrzahl aller Berufe durch nichts mehr ersetzt werden kann"[3].

Nicht selten wurde Wissells Bemerkung als eine umfassende Funktionsbeschreibung von Gesellenwanderungen verstanden, so daß zu fragen ist, ob denn der Migration von abhängigen (d.h. nicht selbständigen) handwerklichen Arbeitskräften nicht weitere und umfassendere Antriebsmomente, Motive und Ausprägungen zu eigen waren, als sie hier sichtbar werden, ob sie nicht besser durch ein Bündel von Einfluß- und Bestimmungsgrößen dargestellt und erklärt werden könne, ein Gesamtzusammenhang, in dem Bildung und Ausbildungsergänzung nur einen bestimmten Anteil verkörperten.

Solchen Fragen soll nunmehr in drei Schritten nachgegangen werden:

— Zum ersten sind grundlegende Dimensionen der Gesellenmigration zu beschreiben, ihr langfristiger Frequenzverlauf, die regionale Mobilität sowie demographische Einflüsse.
— Zum zweiten ist zu überprüfen, inwiefern die Gesellenmigration durch Spannungen und Krisen des politisch-ökonomischen Systems und des Arbeitsmarktes gesteuert wird.
— Zum dritten bleibt zu überlegen, inwieweit handwerksspezifische Erfahrungen, die wesentlich mit handwerklicher Produktionsweise, Gruppenkultur und Sozialisation zusammenhängen, die Gesellenmigration bestimmten.

1. Grundlegende Dimensionen der Gesellenmigration

Serielle Quellenbestände liefern wichtige Basisinformationen, an die sich weitere Analysen anschließen lassen. Die langfristige Entwicklung und die Schwankungen der Gesellenzahlen sowie die regionale Ausdehnung der Migration werden in der Regel gut sichtbar, demographische Zusammenhänge bieten sich als ein weiteres Untersuchungsfeld an.

Nach einer ersten Auswertung umfangreicher quantifizierbarer Quellenreihen aus Bamberg, Leipzig, Marburg, Nürnberg, Regensburg, Schwäbisch Hall und Tübingen, mit vorerst weiterreichenden Untersuchungen der Haller und Nürnberger Quellengruppen[4], läßt sich bemerken, daß die statistisch grundlegende

[3] R. Wissell: Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit. 2. Ausg., erw. u. bearb. v. E. Schraepler, Bd. 1, Berlin/West, S. 301.

[4] Einen Teil dieser Quellen (v.a. zu Nürnberg und Regensburg) habe ich ausgewertet in meinen Beiträgen zu dem Sammelband von Engelhardt (wie Anm. 1) und in meinem eigenen Sammelband (wie Anm. 2), dort unter dem Titel: Umrisse einer Geschichte der Gesellenwanderungen im Übergang

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Forderung nach vergleichbaren und homogenen Quellenstrukturen selbst innerhalb des historischen Zusammenhangs auch nur einer Stadt vor dem 19. Jahrhundert nur mit beträchtlichen Abstrichen einlösbar ist[5]. Verallgemeinernde Schlüsse über „die" Walz, undifferenzierte geographische Ausdehnungen des Beobachtungsraumes und nachfolgende Generalisierungen, zumal wenn sie nicht hinreichend durch quantifizierende Studien abgesichert sind, bedürfen von vornherein einer skeptischen Einschätzung.

1.1. *Lange Zeitreihen*

Lange Zeitreihen, die ein oder mehrere Jahrhunderte umgreifen, erweisen sich als seltene Glücksfälle für migrationsgeschichtliche Untersuchungen, zumal wenn sie — wie die Totenbücher der Reichsstadt Hall[6] — noch eine verhältnismäßig einheitliche „Hand des Schreibers" zeigen.

Die Totenbücher der größten Haller Pfarrei St. Michael, die als traditionelle Hauptkirche das städtische Kerngebiet rechts des Kochers zum überwiegenden Teil abdeckte, verzeichnen im Zeitraum von 1606 bis 1807 1455 Handwerker. Lediglich 22,9% dieser Handwerker waren nicht in der Fremde gewesen, über drei Viertel hatten eine Wanderschaft unternommen. Übrigens teilten auch Frauen die Erfahrung von zeitweiliger Mobilität, jedoch in anderer Weise. Viele kamen vom Land in die Stadt und traten dort in Dienste; 84 heirateten Haller

---

von der Frühen Neuzeit zur Neuzeit, S. 85—116. Ich verzichte daher an dieser Stelle auf ausführliche Quellenzitate. Eine Auswertung der übrigen Quellengruppen wird in Kürze folgen; ich gebe jedoch schon in diesem Zusammenhang erste Hinweise.

[5] Eine nützliche Übersicht über serielle Quellen zur Geschichte der Gesellenmigration und den entsprechenden bisherigen Forschungsstand bietet: W. Reininghaus: Wanderungen von Handwerkern zwischen Hohem Mittelalter und Industrialisierung. Ein Überblick über Ergebnisse der Forschung. Beitrag zur Tagung des Ludwig-Boltzmann-Instituts für historische Sozialwissenschaft (Salzburg) und der Internationalen Gesellschaft zur Erforschung der materiellen Kultur des Mittelalters (Krems) unter dem Thema „Horizontale Mobilität und Migration vom Mittelalter bis zum Ende des Ancien Régime", Salzburg 3.—5. Oktober 1985. Ein entsprechender Tagungsband ist in Vorbereitung.

[6] So sind folgende Pfarreien und Zeiträume im StadtA Schwäb. Hall dokumentiert: St. Michael (1606—1807), St. Katharina (1635—1807), St. Johann (1635—1702), St. Nicolai (1703—1805), St. Urban (ehemals „Unser liebe Frau" — „ecclesia suburbana", 1635 bis Ende 18. Jhdt.). St. Katharina und die ehemalige Johanniterkirche befinden sich in der Katharinenstadt links des Kochers; in den dortigen Pfarren wie in St. Nicolai waren einstmals die ärmeren Handwerker beheimatet. St. Urban lag außerhalb. Es wäre reizvoll gewesen, gerade diese Handwerkerschicht in die Analyse einzubeziehen, doch war die Datenbasis nicht mit der von St. Michael vergleichbar. Im Bereich von St. Michael wiederum wohnte — auf der rechten Seite des Kochers — der größte Teil der Bevölkerung einschließlich der wohlhabenderen Schichten; es war die Hauptkirche der Stadt. Über die Bevölkerungsgeschichte von Hall liegt eine — mit Einschränkung — gelungene Studie vor, die auch die Analyse der Totenbücher einbezieht: G. Wunder: Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216—1802. Sigmaringen 1980. Leider fehlen in dem Werk die Anmerkungen, so daß nuanciertere Fragestellungen zur Geschichte der Gesellenwanderungen auf keinem wissenschaftlichen Apparat aufbauen können. Aus diesem Grund wurden alle Daten der im Sprengel von St. Michael verstorbenen Handwerker von neuem in die Datenverarbeitung eingegeben, ein Weg, den Wunder einst nicht beschritt. Dem Landeskirchlichen Archiv in Stuttgart danke ich für die Fernleihe folgender Mikrofilme: KB Hall 1387—1390.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Bürger, die meisten kehrten jedoch wieder in ihre Heimat zurück. Immerwährende Seßhaftigkeit gehörte also keineswegs zu den Lebenserfahrungen der Haller Bürgerschaft; für die Handwerker war sie zweihundert Jahre lang eher ein Ausnahmefall.

Die Gesellen verkörperten das mobilste Element, dessen zahlenmäßiger Anteil in den meisten Städten schwer zu bemessen ist — gerade wegen dieser Mobilität. Lerners Statistik der Frankfurter Handwerksgesellen bietet gleichsam nur eine Momentaufnahme aus dem Jahre 1762. Demnach stammten nur 15% der Gesellen aus Frankfurt am Main, 85% waren Fremde mit geringen Aussichten auf Dauerbeschäftigung[7]. Solche Gesamteinsichten sind selten, in der Regel ist man darauf angewiesen, Frequenzreihen für einzelne Berufe zu ermitteln.

In den beiden Städten Nürnberg und Regensburg bieten die Gesellenlisten der Zinngießer, Goldschmiede, Lebküchner und Kürschner sowie der Drechsler und Zeugmacher besonders langfristige Einblicke[8]. In der Zeit zwischen 1589 und 1815 kamen bei den Regensburger Drechslern 93,3% der Gesellen aus der Fremde, bei den Zeugmachern waren es nur 82,2% zwischen 1660 und 1804. In Nürnberg wuchs die Anzahl fremder Gesellen bei den Zinngießern von 76,9% zwischen 1612 und 1640 auf 86,5% zwischen 1687 und 1743 an. Eine ähnliche Entwicklung verzeichneten die Lebküchner: Zwischen 1646 und 1746 kamen 75,2% aus dem weiteren Umkreis, zwischen 1849 und 1868 schließlich 85,1%. Bei den Kürschnern (1709—1799) und bei den Goldschmieden (1674—1799) betrugen die entsprechenden Kontingente gar 93,6% und 94,6%, doch handelt es sich offensichtlich um Quellentypen, die hauptsächlich auswärtige Gesellen erfaßten. Selbst diese einzelnen Eindrücke verstärken das Bild, daß in der Tat während der frühen Neuzeit mit einer hohen Anwesenheitsdichte fremder Gesellen in verschiedenen oberdeutschen Städten zu rechnen war und daß die fremden Gesellen die ortsansässigen bei weitem übertrafen.

Die genannten Anteile auswärtiger Gesellen fügen sich übrigens auf unterschiedliche Weise in den gesamten Frequenzverlauf der jeweiligen Branchen ein. Bei den Nürnberger Zinngießern nahm die Gesamtzahl tendenziell ab, die Anteile fremder Gesellen wuchsen hingegen an. Bei den Nürnberger Lebküchnern hingegen blieb die Gesamtzahl annähernd unverändert mit ebenfalls steigenden Prozentsätzen an auswärtigen Arbeitskräften. In Regensburg verminderten sich die Frequenzen im allgemeinen. In Nürnberg deutete sich in verschiedenen Bereichen eine Zunahme an, so bei den Kürschnern, Schustern und Goldschmiedegesellen, nicht aber bei den Goldschmiedelehrjungen.

Schon auf einer so schlichten Analyseebene rücken gewerbetypische und lokale Eigentümlichkeiten der Gesellenrekrutierung und des Wanderverhaltens in den Vordergrund.

---

[7] F. Lerner: Statistik (Anm. 1).

[8] Quellenangaben bei Elkar: Wandernde Gesellen (Anm. 1). Zeitrahmen: Nürnberg, Zinngießer 1612—1867, Goldschmiede 1673—1799 (Lehrjungen: 1630—1829), Lebküchner 1646—1868, Kürschner 1720—1863; Regensburg, Drechsler 1589—1815, Zeugmacher 1660—1804, Zimmerleute 1694—1754, Kupferschmiede 1724—1805.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

1.2 *Regionale Mobilität*

Räumliche Einzugs- und Ausdehnungsbereiche stehen meist im Mittelpunkt migrationsgeschichtlicher Abhandlungen. Fast alle seriellen Quellen lassen genauere Einblicke in die Beziehungen zwischen Stadt und Land, zwischen einzelnen Städten und Regionen zu, geben eine Vorstellung von der Arbeitskräfterekrutierung aus den Nahbereichen, aus mittleren Distanzen und aus weit entfernten Regionen. Städte übten eine Sogwirkung aus. Viele Landhandwerker hofften in der Stadt einen angeseheneren Status und ein besseres Einkommen zu erzielen; und doch läßt sich das Stadt-Land-Verhältnis nicht ausschließlich in dieser Richtung beschreiben, vielmehr müssen gewerbespezifische Unterschiede und Überbesetzungsprobleme berücksichtigt werden. So war für die Frankfurter Faßbinder (Küfer/Böttcher) im Unterschied zu den Schlossern der Reichsstadt eine starke Nahwanderung aus ländlichen, kleinstädtischen und dörflichen Bereichen typisch[9]. Stadt-Land-Beziehungen konnten infolge von Branchenkonjunkturen auch umkippen: Bei den Nürnberger Lebküchnern erfolgte nach einer Wanderschaft in die Stadt häufig eine Niederlassung auf dem Land. Vor allem im späten 18. und im 19. Jahrhundert konnte das Landhandwerk durchaus mit dem Stadthandwerk an Qualität und Absatzchancen konkurrieren[10]. Bei den Schuhmachern ist das Bild nicht ganz einheitlich: grundsätzlich handelte es sich um ein besonders starkes Landhandwerk, das gerade auf dem Land und kaum noch in der Stadt Niederlassungschancen bot; gleichwohl gibt es Beispiele für einen besonders starken Zuzug in die Städte; Nürnberg einerseits, Braunschweig und Wolfenbüttel andererseits sind solche Beispiele[11].

Eine Stichprobenanalyse von 42.956 migranten Arbeitskräften, die sich zwischen 1823 und 1881 in Bamberg einfanden, ergibt — bei insgesamt 90 Handwerksberufen — ein allgemeineres Bild der Mobilität: nur wenige unter ihnen bildeten Kontingente, die über 2% des Gesamt hinausreichten, meist lagen die Werte unter 1%[12]. Die Verteilung der 14 Spitzenreiter lieferte folgende Rangskalierung:

1. Schneider	12,6%	8. Weber	3,8%
2. Schuhmacher	11,2%	9. Müller	3,3%
3. Schreiner	8,7%	10. Bierbrauer	3,2%
4. Schlosser	6,2%	11. Hafner	3,2%
5. Kübler (Küfer)	4,3%	12. Maurer	2,7%
6. Bäcker	4,0%	13. Buchbinder	2,1%
7. Schmiede	3,6%	14. Metzger	2,0%

[9] K. Wesoly: Lehrlinge und Handwerksgesellen (Anm. 1), S. 263—290.

[10] M. Ebert: Geschichte des Nürnberger Lebkuchens vom Handwerk zur Industrie. In: Mitteilungen des Vereins f.d. Geschichte d. Stadt Nürnberg 52 (1963/64) 491—531. — Elkar: Wandernde Gesellen (Anm. 1), S. 281 ff.

[11] Das zeigen Auswertungen der Einschreibbücher der Schustergesellen im Nürnberger Landgebiet: StadtA Nürnberg E 5 I — Schuhmacher 30 und 31. — T. Penners: Bevölkerungsgeschichtliche Probleme der Land-Stadt-Wanderung, untersucht an der ländlichen Abwanderung nach Braunschweig und Wolfenbüttel um die Mitte des 18. Jahrhunderts. In: Braunschweigisches Jb. 37 (1956) 56—134.

[12] StadtA Bamberg C 9 / 21. Eine vollständige Darstellung der Ergebnisse ist für 1987 vorgesehen.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Allgemeine Gegebenheiten — wie die starke Überbesetzung der drei ersten Berufe — und regionale Besonderheiten — wie die große Bedeutung der Bierbrauerei in Bamberg mit Folgewirkungen für die Faßherstellung — konkurrierten in Bamberg wie auch anderswo miteinander, so daß einige grundsätzlichere Bemerkungen über die branchentypische Dimensionen der Wanderschaft angebracht sind:

Überall gehörten die *Metallhandwerker* zu den weitgereisten Gesellen; edelmetallverarbeitende Branchen und technisch höher entwickelte Berufe wie Uhr- und Instrumentenmacher ragten besonders hervor[13]. Auch im *Bauhandwerk* wurden weite Distanzen zurückgelegt, jedoch nicht immer: Im Landhandwerk beschränkte man sich auf geringere Entfernungen, dasselbe gilt für verkehrsferne Regionen wie z.B. das Siegerland und das Wittgensteiner Land[14]. Eine ausgeprägte Fernwanderung zeigten die *Buchbinder*[15], die sich gern an den großen buchproduzierenden Zentren orientierten, den Universitätsstädten und Residen-

[13] Belegt bei Elkar: Wandernde Gesellen (Anm. 1). — Ders.: Umrisse einer Geschichte der Gesellenwanderungen im Übergang von der Frühen Neuzeit zur Neuzeit. In: Elkar: Deutsches Handwerk (Anm. 2), S. 85—116. — A. Bartelmeß: Geschichte des Nürnberger Schlosserhandwerks bis 1945. In: Ders., R. Kahsnitz (Bearb.): Das Nürnberger Schlosserhandwerk von den Anfängen bis 1985. Nürnberg 1985, S. 27 ff. — Reininghaus: Quellen (Anm. 1) — Vor allem bei den Goldschmieden waren die Beziehungen besonders weitreichend und zum Teil international, dies belegen eine Reihe von Ausstellungskatalogen, die auch die ältere Literatur referieren: G. Spies: Braunschweiger Goldschmiede, in: Ders. (Hg.), M. Puhle (Red.): Brunswiek 1031 — Braunschweig 1981. Braunschweig 1981, S. 275—338. — G. Schiedlausky: Die Nürnberger Goldschmiedekunst als Forschungsaufgabe. In: G. Bott (Hg.): Wenzel Jamnitzer und die Nürnberger Goldschmiedekunst 1500—1700. München 1985. — Auffällig ist auch die hohe Bereitschaft unter den Goldschmieden, ihren Berufsnachwuchs in der Fremde in die Lehre zu geben. Vgl. hierzu: Lehrjungenbuch der Goldschmiede zu Leipzig (1550—1848), StadtA Leipzig Goldschmiede B 2: eine Auswertung wird augenblicklich zur Veröffentlichung vorbereitet.

[14] Vgl.: Lerner: Statistik (Anm. 1). — W. Gerber: Die Bauzünfte im alten Hamburg. Hamburg 1933. — H. Moser: Die Steinmetz- und Maurerzunft in Innsbruck von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Innsbruck 1973. — Es ist jedoch nicht grundsätzlich von einer weiten Wanderung der Bauberufe auszugehen. Wo Zimmerleute für den gesamten Hausbau zuständig waren, konnten die spezifischen Bauordnungen — zumal in verkehrsfernen Regionen — einengend auf die Entfaltung des Handwerks in überregionale Räume wirken; das Handwerk im Siegerland und im Wittgensteiner Land liefert hierfür Beispiele: R.S. Elkar: Umrisse einer Handwerksgeschichte in Wittgenstein und Siegerland vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. In: J. Hendricks (Hg.): Alte und neue Arbeitswelt im Siegerland und in Wittgenstein. Münster 1985, S. 16—38. Im Gegensatz zu diesen „engen" Kommunikationsräumen stehen die weiten Verbindungen der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bauhütten, die durch eine wahre Literaturfülle belegt sind; hierzu unlängst: B. Schock-Werner: Das Straßburger Münster im 15. Jahrhundert. Stilistische Entwicklung und Hüttenorganisation eines Bürger-Doms. Köln 1983; sowie die Beiträge derselben Verfasserin in: A. Legner (Hg.): Die Parler und der Schöne Stil 1350—1400, Bd. 3. Köln 1978, S. 55—65. Eine Folie für die Interpretation möglicher Gesellenwanderungen liefern: G. Binding, U. Mainzer, A. Wiedenau: Kleine Kunstgeschichte des deutschen Fachwerkhaus. Darmstadt 1975.

[15] Aus dem Buchbinderhandwerk sind eine beachtliche Anzahl von Einschreibbüchern erhalten, die z.T. bereits ausgewertet wurden; für Frankfurt a.M.: H. Lenhardt: 150 Jahre (Anm. 1). — Marburg: K. Rumpf: Vom „ehrsamen" Handwerk und den „löblichen" Gesellenbruderschaften. In: Hess. Bll. f. Volkskunde 55 (1964) 59—107. — Minden: M. Krieg: Einschreibbuch der kunstliebenden Buchbindergesellen. In: Mindener Heimatbll. 4 (1926) H. 9. — Allgemein: H. Helwig: Das deutsche Buchbinder-Handwerk, 2 Bde. Stuttgart 1962/65. — Weitere Einschreibbücher sind u.a. aufzufin-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

zen sowie den wohlhabenderen Reichs- und Landstädten. In den *Bekleidungsgewerben*, in den leder- und pelzverarbeitenden Berufen[16] bestand eine große Neigung zu ausgedehnter Wanderschaft, wobei die Kürschner herausragten. Bei den Schuhmachern und Schneidern, die in den meisten Herbergen reichlich vertreten waren, läßt sich dennoch der Eindruck unterschiedlich migranter Gruppen gewinnen: ein Teil bewegte sich im Nahbereich, ein Teil in fernen Distanzen. Die starke Überbesetzung wirkte sich so aus, daß etliche mit sicherer Anbindung an den Herkunftsort auf Stör- und Gelegenheitsarbeit hofften.

Unsere Stichprobe zeigt, daß die oftmals attestierte geringe Mobilität in den *Nahrungsmittelberufen* nicht verallgemeinert werden sollte[17]. Spezialisiertere Handwerke — wie Lebküchner, Konditoren und Zuckerbäcker — bewegten sich ohnehin in weiteren Regionen. Bemerkenswert ist schließlich das Wanderverhalten der Doppelberufe: In Bamberg wie in Schwäbisch Hall verband sich der Beruf des Brauers oft mit dem des Küfers[18]; vor allem in Hall zeichnet sich unter dieser Voraussetzung der Eindruck ab, daß die starke Mobilität der *holzverarbeitenden Berufe* sich dann auswirkte.

Die Tischler bzw. Schreiner, die Drechsler und Ebenisten brachten weite Wanderrouten hinter sich[19]. Je näher das Handwerk in die Dimensionen der Kunst

---

den in Braunschweig, Lüneburg, Regensburg und Tübingen (von den beiden letzteren sind EDV-Auswertungen in Vorbereitung bzw. abgeschlossen). Die (v.a. hinsichtlich der Wanderschaft) dünnere Quellenlage in den übrigen Druck- und Papierberufen hat dementsprechend weniger Studien hervorgebracht, umso auffälliger sind die vorzüglichen Arbeiten von J. Rychner, von ihm zuletzt: J. Rychner: Genève et ses typographes vus de Neuchâtel 1770—1780. Genève 1984.

[16] Zu den Kürschnern, Färbern, Strumpfwirkern s.: Elkar (Anm. 1 u. 12). — Zu den Schuhmachern: G. Jaritz: Gesellenwanderungen in Niederösterreich im 15. und 16. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Tullner „Schuhknechte". In: Somkuti u.a.: Internat. handwerksgesch. Symp. 1978 (Anm. 1), S. 50—61. — Zu den Schneidern: Wissell: Des alten Handwerks (Anm. 3), S. 454—457; auch: K.-S. Kramer: Altmünchener Handwerk. Bräuche, Lebensformen, Wanderwege. In: Bay. Jb. f. Volkskunde 1958, S. 111—137. — Das unterschiedliche Migrationsverhalten der Schneider und Schuhmacher hängt womöglich mit den unterschiedlichen Bedingungen des Stadt- und Landhandwerks zusammen und den Möglichkeiten der Störarbeit; Hinweise für diese Annahme ergeben sich aus den Nürnberger Quellen und den Bamberger Gesellenregistern.

[17] Vgl. G. Emig: Die Berufserziehung bei den Handwerkerzünften in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt und im Großherzogtum Hessen vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur Einführung der Gewerbefreiheit. Frankfurt 1967. — F. Lerner (Red.): Lebendiges Fleischerhandwerk. Ein Blick in Vergangenheit und Gegenwart, hg. v. Deutschen Fleischer-Verband. Frankfurt a.M. 1975. — A. Bartelmeß, G. Lämmermann (Bearb.): Chronik des Nürnberger Bäckerhanderks 1302—1982, hg. v. Bäckerinnung Nürnberg. Nürnberg 1981, S. 38 ff.

[18] Totenbücher Hall (wie Anm. 6). — Gesellenregister Bamberg (wie Anm. 12).

[19] Zum Wandern der Schreiner/Tischler, auch der Büttner/Böttcher/Faßbinder/Küfer wichtige Hinweise bei Wissell: Des alten Handwerks (Anm. 3), S. 338—350. — M. Fehring: Sitte und Brauch der Tischler unter besonderer Berücksichtigung hamburgischer Quellen. Hamburg 1929. — Zu den internationalen Verbindungen des Hofhandwerks und der Ebenisten: M. Stürmer: Handwerk und höfische Kultur. Europäische Möbelkunst im 18. Jahrhundert. München 1982. M. Stürmer befaßt sich dabei ausführlich mit der Roentgen-Werkstadt. Hierzu die sehr gründliche Publikation von D. Fabian: Kinzing und Roentgen Uhren aus Neuwied. Leben und Werk der Uhrmacherfamilien Kinzing und der Kunstschreiner Abraham und David Roentgen. Bad Neustadt 1983. Aufgrund bestimmter konfessioneller Einflüsse bestanden enge Bindungen in die Schweiz (s.a. unten Anm. 15) und nach Herrenhuth.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

rückte, um so internationaler wurde die Wanderschaft. Die Musikinstrumentenmacher, vor allem die Lauten- und Geigenbauer aus Schwaben[20], gründeten in Österreich und Italien ganze Handwerkerdynastien, die wiederum in ein mitteleuropäisches Kommunikationssystem integriert waren. Ähnliches gilt für die chirurgischen und optischen Instrumentenmacher, die Zirkelschmiede und Kompantenmacher[21]. Kunst und Wissenschaft erhöhten das Sozialprestige einzelner Berufe, dessen suchten sich auch die zum Teil recht wenig angesehen *Bader* und *Wundärzte* zu versichern. Sie wanderten mit spezifischen Ausbildungsinteressen in die Universitätsstädte[22], bei ihnen ist auch häufiger eine regelrechte Auswanderung aus dem Handwerk ins Militär oder in den Hofdienst zu beobachten.

Viel zu wenig wurden bislang die Wechsel und Austauschbeziehungen zwischen einzelnen Regionen beachtet, die allgemeinere Einsichten über die Kommunikationsstränge des frühneuzeitlichen Handwerks versprechen. Am einfachsten lassen sich noch die Ladenverbindungen erkennen. Sie waren in Sachsen besonders ausgeprägt, orientierten sich doch die meisten Mittel- und Kleinstädte an den Hauptladen in Dresden, Leipzig, Chemnitz, früher auch Zwickau[23]. Ähnliche, freilich noch nicht durch quantifizierende Untersuchungen belegte Einsichten dürften sich für den württembergischen Raum gewinnen lassen[24].

Das Erschließen größerer Kommunikationsräume bereitet deshalb Schwierigkeiten, weil Austauschbeziehungen nur bei deckungsgleichen Quellen belegt werden können. Solche Reihen lassen sich besonders günstig unter den Handwerksakten der Buchbinder finden. Abgeschlossen konnte bislang eine Detailuntersuchung über die Wechselbeziehungen zwischen den Leipziger und Nürnberger Kürschnergesellen werden. Sie erstreckt sich auf den Zeitraum von 1733 bis 1799. In diesem Zusammenhang ließ sich feststellen, daß es bei den Kürschnern eine ausgeprägte Ost-West-Wanderung in Richtung Franken gab. Dabei lassen sich die Beziehungen zwischen Franken und Sachsen erst dann umfassend interpretieren, wenn ein weiterer Raum einbezogen wird: Schlesien. Sachsen und Schlesier machten in Nürnberg zwischen 1709 und 1799 50,77% aller fremden

---

[20] Vgl.: W.L. von Lütgendorff: Die Geigen- und Lautenmacher vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Nachdr. d. 6. durchges. Aufl., 2 Bde. Tutzing 1975. — A. Layer: Die Allgäuer Lauten- und Geigenmacher. Augsburg 1978.

[21] StadtA Nürnberg E 5 I — Zirkelschmiede 28. — Über Instrumentenbau: G. Adams: Geometrische und graphische Versuche, ausgew., bearb. u. erläutert v. P. Damerow, W. Lefèvre. Darmstadt 1985.

[22] Entsprechende Hinweise danke ich Sabine Sander, Institut für Geschichte der Medizin, Robert Bosch Stiftung Stuttgart, die augenblicklich eine Untersuchung über die Ausbildung und das Migrationsverhalten württembergischer Bader und Wundärzte im 18. Jahrhundert anfertigt. — Über das Wandern der Bader nach Nürnberg: StadtA Nürnberg E 5 I — Bader 3,4,5. Während in Nürnberg nur eine langfristige Umstrukturierung der Wandertraditionen aufscheint, stellt S. Sander eine größere Flexibilität fest.

[23] Die Ladenorganisation wird meist schon durch den Aufbau des Quellenmaterials ersichtlich. Die großen Hauptversammlungen im sächsischen Handwerk werden über die Laden organisiert, wobei Zwickau in den neuzeitlichen Quellen kaum noch als Hauptlade vorkommt. Zuletzt s.: H. Bräuer: Handwerksgesellen (Anm. 1).

[24] J.F.C. Weisser: Das Recht der Handwerker nach allgemeinen Grundsätzen und insbesondere nach den Herzogl. Wirtembergischen Gesezen. Stuttgart 1780.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Gesellen aus, alle übrigen Kontingente folgten in weitem Abstand, darunter auch die Thüringer mit nur 8,01%. In Leipzig betrug der Anteil der Schlesier ein wenig mehr als in Nürnberg (21,50% zu 22,29%); die Franken hingegen waren eine unbedeutende Gruppe. Von einer ausgewogenen Wechselbeziehung konnte also gar nicht die Rede sein[25].

Während allgemein — mit Ausnahmen — die süddeutschen Gesellen wenig nach Norddeutschland wanderten, verschoben sich die Verhältnisse gerade im sächsischen Raum. Er verkörperte eine Drehscheibe zwischen Nord, Nordost und Süden. Die alte Ammannsche These der Trennung zwischen dem Norden und dem Süden in den Gesellenwanderungen greift hier also nicht[26].

Ohne auf genauere Details einzugehen, muß noch darauf hingewiesen werden, daß auch Äußerungen der handwerklichen Gruppenkultur Migrationsrichtungen beeinflußten: Verrufe einzelner oder mehrerer Städte, unterschiedliche Anerkennung von Ehrbarkeit störten oder förderten bestimmte Wanderungsströme und Kommunikationen.

1.3. *Demographische Einflüsse*

Es liegt nahe, die unterschiedlichen Frequenzen der Gesellen auf dem Hintergrund bevölkerungsgeschichtlicher Entwicklungen zu interpretieren. Vor allem die Überbesetzung des Handwerks im 19. Jahrhundert scheint eng mit dem großen Anstieg der Bevölkerungszahlen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zusammenzuhängen.

Bei genauerem Hinsehen fällt indessen auf, daß direkte Korrelationen zwischen demographischem Zuwachs und Gesellenfrequenz eher unwahrscheinlich sind. In Bamberg wurden zum Beispiel zwischen 1824 und 1869 42.956 männliche migrante Arbeitskräfte registriert, die meisten von ihnen waren Gesellen. Angesichts der hohen Gesellenzahlen zwischen 1844 und 1846 (1225, 1225, 1150) sowie zwischen 1861 und 1864 (1313, 1362, 1371, 1336) und einem dazwischen liegenden sowie einem nachfolgenden rapiden Rückgang auf 754 und 875 Gesellen läßt sich ein unmittelbarer Zusammenhang mit dem steten Bevölkerungswachstum von 17.250 im Jahr 1818 auf 25.559 im Jahr 1864 nicht erkennen[27].

Die völlig unterschiedlichen Tendenzen der Gesellenzahlen in den einzelnen Berufen und an verschiedenen Orten, sogar das Absinken der Frequenzen in einzelnen Handwerken läuft der Vorstellung direkter Einflüsse vollends zuwider.

---

[25] Außer den bei Elkar: Wandernde Gesellen (Anm. 1), aufgeführten Quellen wurden zusätzlich ausgewertet: StadtA Leipzig, Kürschner B 52, B 54, C 17; Bäcker B 5; Barbiere B 1, B 11; Barett- und Strumpfmacher A 1; Beutler C 3; Gürtler B 9, B 13, B 16; Kammacher B 9, B 10; Maurer B 1; Schlosser B 1; Stellmacher B 1; Töpfer C 4; Zinngießer B 1; Zinn- und Silberplattenknopfgießer B 3; Färber B 1, B 2, B 6, B 7; Tuchbereiter C 3; Gold- und Silberarbeiter B 3. Dem Handwerksgeschichtlichen Arbeitskreis an der Universität Leipzig danke ich für wichtige Hinweise anläßlich der 2. Tagung zur sächsischen Handwerksgeschichte. Hierzu demnächst: R.S. Elkar: Sachsen und Franken — Zwei Zentren der Gesellenwanderungen. Bindungen und Verbindungen vom 17. bis zum 19. Jahrhundert.

[26] H. Ammann: Gesellenwanderungen (Anm. 1).

[27] Gesellenregister Bamberg (wie Anm. 12).

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Anders verhält es sich mit den demographischen Störfaktoren: Kriege und Seuchen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges bewirkten in Nürnberg Dezimierungen im handwerklichen Nachwuchs und Arbeitskräftepotential. Auch die Schlesischen Kriege wirkten sich spezifisch auf die Gesellenwanderung nach Leipzig und nach Nürnberg aus. In beiden Städten läßt sich beobachten, daß der Beginn des Siebenjährigen Krieges 1756 schlagartig die Wanderbereitschaft abbremste, daß im Kriegsverlauf jedoch Wanderbereitschaft und -zurückhaltung ebenso schwankten wie in anderen, ruhigeren Perioden, freilich bei einem deutlich niedrigeren Mobilitätsniveau. Auffällig ist schließlich, daß während dieses Krieges (1756—63) die Anzahl von Sachsen in Nürnberg abnimmt, daß dieser Rückgang aber nicht so deutlich ausfällt wie in Leipzig selbst. Der Schluß liegt nahe, daß die Sachsen einerseits in der Fremde verharrten und andererseits ihre Heimat nicht verließen. Der Krieg veranlaßt also die Gesellen nicht zu einer Landflucht, sondern senkte die Wanderwilligkeit[28].

Fassen wir die Ergebnisse dieses ersten und wegen der zu beschreibenden Grundlagen längsten Betrachtungsabschnittes zusammen:

Offensichtlich treten schon auf einer phänomenologischen Ebene bei einer Untersuchung der Gesellenwanderungen sehr individuelle Züge handwerklichen Migrationsverhaltens und handwerklicher Arbeitskräfterekrutierung hervor, individuell deshalb, weil lokale, regionale und gewerbetypische Ausprägungen von Gesellenwanderungen nicht nur vorherrschen, sondern auch in ihrer Verschränkung Vergleichbarkeiten erschweren. Dennoch handelt es sich stets um denselben Typ von Mobilität. Es liegt daher nahe, im Hinblick auf die Gesellenwanderungen von einer kollektiven Individualität zu sprechen, deren Steuerungsmechanismen noch genauer zu bestimmen sind.

2. Gesellenmigration und die „Ökonomie des Mangels"

Wenn der Begriff der kollektiven Individualität nicht nur offenkundige Dysfunktionalitäten zusammenbinden soll, ohne sie tatsächlich aufzuheben, bedarf es einer inhaltlichen und theoretischen Absicherung und Ausgestaltung. Dabei ist es durchaus denkbar, daß die beschriebenen Widersprüchlichkeiten in der Entwicklung der Gesellenfrequenzen, daß die unterschiedliche Intensität von Mobilität nur deswegen so betont hervortreten, weil sie von keinem systematisierenden, theoriegeleiteten Ansatz erklärt werden.

Abgesehen von einer Reihe geografischer und soziologischer Theorien, die sozialgeschichtliche Entwicklungen allenfalls am Rande berücksichtigen, haben Historiker selbst sich bislang wenig mit einer theoriebezogenen Interpretation

[28] Vergleich auf der Basis von Elkar: Wandernde Gesellen (Anm. 1), und StadtA Leipzig, Akten des Kürschnerhandwerks (Anm. 25).

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

der Gesellenmigration befaßt[29]. Das bestechendste und durchdachteste Konzept wurde vor nicht allzu langer Zeit von Klaus J. Bade vorgetragen, der die Gesellenwanderungen — verkürzt gesprochen — in den Zusammenhang einer „Ökonomie des Mangels" bringt[30]. Die wirtschaftlichen Grundvorstellungen stammen von Labrousse und Abel[31]. Die Argumentationslinie, daß durch die verschiedenen wirtschaftlichen Krisen europäischen Ausmaßes das „Alte Handwerk" selbst in eine Existenzkrise gedrängt wurde, in der es schließlich unterging, diese Sicht auf den „Herbst des Alten Handwerks", begegnet auch bei Michael Stürmer, dessen Erkenntnisse wesentlich Bade beeinflußten[32]. Es ist notwendig, die Grundthese kurz zu referieren:

Eingeleitet wurde der Niedergang des Handwerks von einer Nachfrage- und Absatzkrise um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als ein Mangel an Güternachfrage das Handwerk in eine erste wirtschaftliche Bedrängnis brachte. Die Meister regulierten bei starrem Marktgefüge ihre Ertragslage durch eine flexible Beschäftigungspolitik. Im Hinblick auf die letzte und entscheidende Krise des Handwerks im 18. Jahrhundert muß nach Bade zunächst festgehalten werden, daß die erste Jahrhunderthälfte von einer ausgesprochenen handwerklichen Prosperität und einer guten Beschäftigungs- wie auch Einkommenslage für die Gesellen gekennzeichnet war. In der zweiten Jahrhunderthälfte führte der Bevölkerungsdruck und bestimmte Bewegungen auf dem Agrarmarkt zu Hungerkrisen und zu einer scharfen Überbesetzungskrise im Handwerk; es ist jener Zeitraum, in dem ein scharfer Wanderzwang die Gesellen auf der Straße hielt, in dem die Meister häufig die Gesellen „über den Rand" der sozialen und ökonomischen Sicherung hinausstießen.

Gerade für diese späte Periode der Gesellenwanderung hält Bade ein Bündel von Indikatoren und Argumenten bereit, die seiner These angemessen sind. Unterstellt man die tendenzielle Verelendung des Handwerks in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, so diente — wie zum Teil schon in früheren Zeiten — die Gesellenmigration als Spannungsabfluß. Die Verlängerung der Wanderzeit je nach der Überbesetzung des Handwerks, die schikanösen Kontrollen der Anzahl von Wanderjahren in der Absicht, bei den geringsten Normabweichun-

---

[29] Einen wichtigen Impuls zur historischen Migrationsforschung gibt: P. Moraw (Hg.): Unterwegssein im Spätmittelalter. Berlin 1985 (Zschr. f. historische Forschung, Beih. 1). Demnächst auch der Tagungsband „Horizontale Mobilität" (Anm. 5), der insbesondere auf die Migrationstheorie von H.-J. Hoffmann-Nowotny eingehen wird: Ders.: Migration. Ein Beitrag zu einer soziologischen Erklärung. Stuttgart 1973.

[30] K.J. Bade: Altes Handwerk, Wanderzwang und Gute Policey: Gesellenwanderung zwischen Zunftökonomie und Gewerbereform. In: VSWG 69 (1982) 1—37.

[31] Hauptsächlich: W. Abel: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis. Hamburg, Berlin 1974. — C.E. Labrousse: Esquisse du mouvement des prix et des revenus en France au XVIIe siècle, 2 Bde. Paris 1933 (u. spätere Arbeiten). — Wichtig nunmehr: P. Kriedte: Spätfeudalismus und Handelskapital. Göttingen 1980, der auch kritisch die anglomarxistische Debatte (Dobb, Sweezy, Thompson u.a.) reflektiert.

[32] M. Stürmer (Hg.): Herbst des Alten Handwerks. Quellen zur Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts. München 1979.

Bayerische Staatsbibliothek München

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

gen die Jahreszählung von neuem beginnen zu lassen, die Gebührenerhöhungen für fremde Gesellen mit Niederlassungsabsichten bei entsprechend hohen Vergünstigungen für einheimische Meistersöhne, die mangelnde Bereitschaft, vorschriftsmäßig gewanderte Gesellen auch aufzunehmen, all dies hielt die Gesellen mobil, verdrängte sie aus dauernden Beschäftigungsverhältnissen und verhinderte schließlich die Meisterwerdung selbst.

Bades Argumentation ist stringent, aber dennoch problematisch:
Zunächst bereitet die Übernahme der Abelschen Konjunkturgeschichte selbst Schwierigkeiten: Sie ist im wesentlichen auf synoptischem und weniger auf induktivem Wege entstanden, sie zieht vor allem Einsichten aus unterschiedlichen Regionen zusammen und erstellt auf diesem Wege ein Gesamtbild für Europa wie für Deutschland. Damit werden aber regionale Konjunkturen, welche die deutsche Wirtschaftshistorie des 18. Jahrhunderts so vielfältig und so verwirrend machten, harmonisiert. Auf handwerksgeschichtlicher Ebene verfährt Bade — notgedrungen — ähnlich, er fügt empirische Belege zusammen, die seine Theorie stützen, die aber zum Zeitpunkt seiner Studie nicht in allzu reicher Zahl vorlagen und kaum unter größeren systematischen Zusammenhängen entstanden.

Wenn schon, wie sich zeigen ließ, der Bevölkerungsdruck nicht überall und nicht in gleicher Weise auf den Gesellenzahlen unterschiedlicher Handwerksberufe lastete, so kann auch nicht von einem vergleichbaren Druck der ökonomischen Krisen des „type ancien" ausgegangen werden. Dies behauptet natürlich auch Bade nicht, vielmehr weist er ausdrücklich darauf hin, daß es beträchtliche lokale und regionale Unterschiede in der Nutzung des Instruments „Wanderzwang" gab. Ökonomie und Arbeitsmarkt des Alten Handwerks waren indessen vielfältiger strukturiert, als daß der Wanderzwang das einzige Mittel gewesen wäre, um Überbesetzungen und Mangel im Nahrungserwerb in den Griff zu bekommen:
In Nürnberg, zum Teil auch in Leipzig verminderte man zum Beispiel bei den Goldschmieden die Annahme von Lehrlingen, während in Nürnberg die Anzahl fremder Gesellen noch weiterwuchs[33]. Die Einführung neuer Techniken war meist noch in den goldenen Zeiten des Handwerks, Ende des 17. und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgt, sie erwiesen sich aber auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als fruchtbare Erwerbsquelle. Zeitweilig in Franken, vor allem aber in Thüringen und Sachsen spielte zum Beispiel die Strumpfwirkerei eine herausragende Rolle: Just in dieser Wachstumsbranche sanken während der Krisenjahre des 18. Jahrhunderts die Gesellenzahlen in Nürnberg[34].

Die Handwerker empfanden die Manufakturisten als eine Bedrohung — sicherlich zurecht. Es ist aber nicht zu übersehen, daß Handwerksgesellen auch in Manufakturen arbeiteten, wie Reuter für Franken nachgewiesen hat[35]. In Leipzig

[33] StadtA Nürnberg E 5 I — Goldschmiede 79. — StadtA Leipzig Goldschmiede B 2.
[34] StadtA Nürnberg E 5 I — Strumpfwirker 7.
[35] O. Reuter: Die Manufaktur im fränkischen Raum. Stuttgart 1961 (Schriften zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Bd. 3).

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

nahm das Manufakturwesen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen weiteren Aufschwung: Gold- und Silbergespinste, Samt- und Seidenwaren, Woll- und Baumwollerzeugnisse, Posamenten, Hüte, Spielkarten, Buntpapier, Blasinstrumente, Rauch- und Schnupftabake, Wachstuche, Wachsleinwand und Tapeten wurden manufakturiell produziert. Die dafür nötigen Arbeitskräfte waren selbstverständlich nicht nur Frauen und Kinder sowie ungelernte Arbeiter, sie rekrutierten sich auch aus den Bereichen der Gesellenschaft. 1723 und 1764 verbot der Kurfürst nachdrücklich die Abwerbung solcher Fachkräfte nach Preußen[36].

Schließlich bereinigte der handwerkliche Markt selbst etliche ökonomische Disparitäten: Handwerke gingen samt Meistern und Gesellen unter, ohne daß zuvor ein besonderer Migrationsdruck zu erkennen gewesen wäre, so die Posamentierer in Augsburg nach Einführung der Bandmühlen[37]. In anderen Fällen kümmerte das Handwerk dahin — bei Meistern wie bei Gesellen; ein deutliches Beispiel lieferte hierfür das Zeugmacherhandwerk in Regensburg[38].

Verschärfter Wanderzwang und ein wachsendes migrantes Arbeitskräftepotential verkörperten keine eindimensionalen Größen. Ein wichtiges, von Bade nicht angeführtes Beurteilungskriterium liegt in der durchschnittlichen Beschäftigungsdauer begründet. Die Zeit, die arbeitslos ‚unterwegs' verbracht wurde, die Dauer der Beschäftigungsverhältnisse, eventuell die Tendenz zur zunehmenden Abkürzung von Zeitkontrakten, all dies müßte als zusätzliches Kriterium für die Beurteilung einer „Ökonomie des Mangels" herangezogen werden. Es gelten also die Kriterien einer historischen Arbeitsmarktforschung, die noch allzu wenig auf die Geschichte der Gesellenwanderungen übertragen wurden[39]. Vor der Einführung von Wanderbüchern im 19. Jahrhundert geben Kundschaften Einblicke in die durchschnittliche Dauer eines Arbeitsverhältnisses. Klaus Stopp hat für die Zeit zwischen 1731 und 1812 hauptsächlich Arbeitsverhältnisse bemerkt, die bis zu einem halben Jahr dauerten (bis 3 Monate: 27,78%, bis 6 Monate 24,10%). Dieses Kontingent macht über die Hälfte aller Kontrakte aus. Längerfristige Beschäftigungsverhältnisse waren deutlich seltener (bis 1 Jahr: 17,91%, bis 1,5 Jahre: 8,57%, bis 2 Jahre: 7,14%)[40]. Stopp gibt keine Hinweise zur Relation von Beschäftigung und Arbeitslosigkeit, auch nicht über entsprechende diachrone

---

[36] Vgl.: J.G. Schulz: Beschreibung der Stadt Leipzig. Leipzig 1784. — K. Czok: Das alte Leipzig. 2. verb. Aufl., Leipzig 1985. — H. Schlechte: Die Staatsreform in Kursachsen 1762—1763. Quellen zum kursächsischen Retablissement nach dem Siebenjährigen Kriege. Berlin/Ost 1958.

[37] R. Reith: Zünftisches Handwerk, technologische Innovation und protoindustrielle Konkurrenz. Die Einführung der Bandmühle und der Niedergang des Augsburger Bortenmacherhandwerks vor der Industrialisierung. In: R. Müller (Hg.): Aufbruch ins Industriezeitalter, Bd. 2. München 1985, S. 238—249.

[38] Elkar: Wandernde Gesellen (Anm. 1).

[39] T. Pierenkemper, R. Tilly (Hg.): Historische Arbeitsmarktforschung. Entstehung, Entwicklung und Probleme der Vermarktung von Arbeitskraft. Göttingen 1982 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Bd. 49).

[40] K. Stopp: Die Handwerkskundschaften mit Ortsansichten. Beschreibender Katalog der Arbeitsattestate wandernder Handwerksgesellen (1731—1830), Bd. 1. Stuttgart 1982.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Verschiebungen in den Anteilen. So wird Helmut Bräuers Hinweis wichtig, daß die produktiven Phasen während der Wanderung bei den Chemnitzer Gesellen um die Mitte des 19. Jahrhunderts klar überwogen. Bei einer durchschnittlichen Gesamtwanderzeit von 40,8 Monaten entfielen 83,9% auf Anstellungszeiten und nur 16,1% auf die Arbeitssuche[41]. Wurden auf diese Weise noch Gesellen „über den Rand" gedrängt?

In diesem Zusammenhang ist anzumerken, daß der Mittelwert der Wanderschaftsdauer bei den Bürgern der Reichsstadt Hall sich über annähernd zweihundert Jahre hinweg kaum veränderte. Die Generation jener Handwerker, die zwischen 1611 und 1635 geboren wurde und mithin noch den Dreißigjährigen Krieg erlebte, wanderte etwa 7,09 Jahre. Die nachfolgende, zwischen 1636 und 1660 geborene Generation wanderte etwas weniger: 5,62 Jahre, wobei dies schon einen extremen Einzelwert darstellt, da ansonsten die Wanderzeit über 6½ Jahre betrug. Eine Verlängerung der Wanderdauer infolge eines erhöhten Mobilitätsdruckes läßt sich nur schwerlich bemerken.

Ein Bamberger Herbergsbuch[42] belegt für die besonders „kritische" Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts, daß es kaum Gesellen gab, die älter als 34 Jahre waren und auf die Walz zogen. Die Untersuchungen von Bräuer und Stopp vermitteln vergleichbare Einsichten. Berücksichtigt man schlußendlich das durchschnittliche Heiratsalter der Haller Handwerker, so verdichtet sich abermals der Eindruck, daß — mit berufstypischen Abweichungen — nur wenige Gesellen auf der Wanderschaft ein Alter von 30 Jahren überschritten[43]. Auch dieser Befund läßt folgern, daß der Mobilitätsdruck nicht so weit reichte, eine Mehrzahl der Gesellen ohne sichere Beschäftigung mobil zu halten.

Und doch gibt es abermals Einschränkungen und weitere Differenzierungen: Was die Haller Totenbücher anbelangt, so ist dort ganz eindeutig fixiert, daß die Heirat nach der Wanderschaft erfolgte. In Bremen, in Sachsen, um nur zwei gründlicher erforschte Beispiele zu nennen, gab es jedoch verheiratete Gesellen; in Sachsen bedurften solche Gesellen zuweilen sogar der Zustimmung ihrer Frauen, wenn sie sich auf die Walz begeben wollten[44].

Ein weiterer Aspekt bedarf ebenfalls — ganz in der Linie der Argumentation Bades — gründlicherer Forschungen: Was Handwerker in einem Alter von 30 und mehr Jahren nicht mehr ausübten, war unter Umständen nur die in besonderer Weise ritualisierte und registrierte Form des Wanderns, eine Reise mit Kund-

[41] H. Bräuer: Gesellenmigration in der Zeit der industriellen Revolution. Meldeunterlagen als Quellen zur Erforschung der Wanderbeziehungen zwischen Chemnitz und dem europäischen Raum. Karl-Marx-Stadt 1982.

[42] StadtA Bamberg B 81 Nr. 81, Zeitraum 1789—1799, Auswertung: Elkar: Wandernde Gesellen (Anm. 1), S. 268—272.

[43] Totenbücher Hall (wie Anm. 6). Die meisten Haller Handwerker heirateten in einem Alter von 26 Jahren, bei den Bäckern und Schustern lagen die Werte etwas unter diesem Alter.

[44] K. Schwarz: Der Familienstand der Handwerksgesellen in Bremen während des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Jb. d. Wittheit zu Bremen 16 (1972) 43—63. — H. Bräuer: Handwerksgesellen in sächsischen Städten (Anm. 1), S. 66.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

schaft oder Paß nach Handwerksbrauch. Die Pendler in den Nahbereichen bleiben so außerhalb des Beobachtungsfeldes, soweit sie nicht im 19. Jahrhundert sich der Dienst- oder Arbeitsbücher versichern mußten; mehr noch aber sind die „ortlosen" Kontingente zu berücksichtigen. Ob der Bettel sich wirklich aus einer hohen Anzahl überalteter ehemaliger Wandergesellen zusammensetzte, ist bislang ungeprüft[45].

3. Wanderzwang und berufliche Sozialisation — Konturen des Habitus?

Verschiedene skeptische Anmerkungen vermögen nicht den konzeptionellen Wert des Theorems von der „Ökonomie des Mangels" aufzuheben; sie stoßen vielmehr grundsätzlichere Überlegungen an.

Knut Schulz hat nach wie vor recht mit seiner Feststellung, daß das Gesellenwandern noch keine seiner Bedeutung angemessene Behandlung gefunden habe[46]. Er meint damit eine Gesamtdarstellung, zu deren Konturierung er freilich wesentlich beiträgt. Schwierigkeiten liegen offenkundig im Zugriff auf die Thematik und in den entsprechenden Realisierungsmöglichkeiten begründet. Ein Zugriff, der heutigen sozialwissenschaftlichen Anforderungen genügt, trifft auf die Hindernisse des „vorstatistischen" Zeitalters: Nur selten sind für komplexe Faktorenanalysen die notwendige Variablenvielfalt, die erforderliche Datendichte und -verknüpfbarkeit gegeben. Trotz dieser eher ungünstigen Voraussetzungen gilt es, exogene und endogene Faktoren der Migration, makro- und mikroökonomische, bzw. makro- und mikrosozialwissenschaftliche Analysen aufeinander abzustimmen. Dies ist bislang zu wenig geschehen, wobei es geboten scheint, daß makroanalytische Theorieansätze verstärkt lokale und branchentypische Besonderheiten berücksichtigen müssen und den Gang der Differenzierungsprozesse auf dieser Ebene als endogene Veränderungen im Handwerk wahrzunehmen haben.

Helmut Bräuer hat dies kürzlich in einer sehr knappen, aber durchaus treffenden Definition von Gesellenmigration akzentuiert. Er spricht davon, daß die Gesellenwanderung eine „Konsequenz aus dem Widerspruch zwischen Entwicklungsstand, -gang und -spezifik der Produktivkräfte einerseits und den gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen andererseits" verkörpere, daß sie „im Wesen der Zunft ihre Basis" habe, „durch den Einfluß anderer Mobilitätsvorbilder berührt" werde, „ohne jedoch die ursprüngliche sozialökonomische Bezugsebene jemals zu verlieren"[47]. Die von Bräuer angedeuteten Perspektiven sind wichtig.

---

[45] In den Zeitschriften des 18. Jahrhunderts wird von Bettlertrupps berichtet, die sich in Scharen über die Territorialgrenzen begaben, hierzu: R.S. Elkar: Franken im Bild seiner Journale — ein Überblick am Ausgang des Alten Reichs. In: 121. Jahresbericht des Historischen Vereins Bamberg 1985, S. 187—232, insbes. S. 206 ff.

[46] K. Schulz: Handwerksgesellen (Anm. 1), S. 265.

[47] H. Bräuer: Handwerksgesellen (Anm. 1), S. 35.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Nicht so sehr die Entstehung des Wanderns an sich ist von heuristischem Interesse als vielmehr die Frage, wann denn die Ökonomie des Handwerks selbst Migration als Regulativ begriff. Inzwischen zeichnet sich Einvernehmen darüber ab, daß der „Wanderzwang", den ursprünglich die Zünfte, später erst der frühmoderne Staat ausübte, ein Phänomen ist, das zwar durch die Überbesetzung des Handwerks besonders virulent wurde, das aber bereits vor den großen Überbesetzungskrisen des 17. und 18. Jahrhunderts anzusiedeln ist. Freilich bestehen einige Unterschiede in der zeitlichen Einordnung des Entstehens einer erzwungenen Migration: Schulz setzt sich besonders deutlich von Wissell ab und erklärt die Entstehung des Wanderzwanges als kennzeichnend für den Zeitraum zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert. Er verweist überdies auf Ordnungen des frühen 17. Jahrhunderts, die das Wandern grundsätzlich noch als freie Entscheidungsmöglichkeit der Gesellen verstanden. Bräuer hingegen gewahrt „zünftigen Druck" schon im frühen 16. Jahrhundert, indem er bislang unbekannte Quellen zu spezifischen Wanderverpflichtungen aus den Stadtarchiven in Leipzig und Zwickau heranzieht. Die Differenz zwischen beiden Positionen[48] umschließt mindestens ein halbes, womöglich sogar ein ganzes Jahrhundert.

Sollte eine neue Diskussion über den Zeitpunkt einer Einführung des Wanderzwanges entstehen, so sollte sie sich einem spannenderen Aspekt zuwenden als dem bloßen Gesichtspunkt der Chronologie: In beiden Positionen liegt eine Argumentation mit endogenen Faktoren begründet, d.h. daß die handwerkliche Produktionsweise selbst und nicht ausschließlich ihre Rahmenbedingungen ein hervorgehobenes Interesse verdient.

Diese Bemerkung richtet sich auch auf die inzwischen so beliebte Ansicht, daß der Wanderzwang als Ventil handwerklicher Überbesetzung — exogen — maßgeblich von einem Bevölkerungsdruck hervorgerufen wurde. Gegen eine dementsprechend monokausale Begründung sind verschiedene Bedenken anzumelden:

Die Bevölkerungsverluste des Dreißigjährigen Krieges trafen den mitteleuropäischen Raum sehr unterschiedlich. Es folgte ein zwar beträchtliches, aber regional wiederum verschiedenes Bevölkerungswachstum[49]. Bislang liegen kaum nennenswerte Untersuchungen vor, die Umfang und Intensität der Einführung von Wanderordnungen mit den Zonen besonders starker Bevölkerungszunahme korrelieren. Ebenso gilt es, ein ökonomisches Argument zu berücksichtigen: ver-

[48] K. Schulz: Handwerksgesellen (Anm. 1), S. 268, u.a. mit Hinweis auf die Straßburger Leineweberordnung von 1601. — H. Bräuer verwirft ebenfalls die älteren Positionen von Wissell und Isenburg und führt differenzierend die Überlegungen von Elkar weiter; dabei setzt er folgenden wichtigen Akzent: „Im Gegensatz zum 15. Jh. kennt die Mehrzahl der Handwerks- und Gesellenordnungen des 16. Jh. als Strafmaß die Formel, daß der betreffende Geselle am Ort nicht gefördert wird, also zur Wanderung gezwungen war [. . .]." H. Bräuer: Handwerksgesellen (Anm. 1), S. 35 u. 163. — H. Isenburg: Altes Brauchtum im Handwerk: Das Gesellenwandern und was damit zusammenhing. Münster i.W. 1936. — R.S. Elkar: Umrisse einer Geschichte der Gesellenwanderungen (Anm. 13), S. 91.

[49] Hinweise bei Kriedte: Spätfeudalismus (Anm. 31), S. 128.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

mehrt doch ein Anstieg der Bevölkerungszahl zugleich das Nachfragepotential, so daß möglicherweise die handwerkliche Auftragslage sich besserte. Diese Problematik kann nur durch regionale und branchenbezogene Studien eingelöst werden, so wie sie Bernd Habicht vor kurzem vorlegte[50]. Er stellt fest, daß in der Tat das Bevölkerungswachstum zwischen 1689 und 1815 das Nachfragevolumen vermehrte trotz der Kriegsphasen im 18. Jahrhundert. Verknappungen im Arbeitskräfteangebot waren denkbar: 1798 mißbilligten es die Nürnberger Ahlenschmiede, daß ein Meister unter Umgehung des Umschaugebots einen Gesellen einstellte, weil noch „verschiedene Wittweiber" versorgt werden müßten[51]. Es bleibt zu prüfen, ob es nicht mehr solcher branchentypischen Einzelfälle gab. Habicht beobachtet eine allgemeine Tendenz, im südlichen Niedersachsen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Zugangsbedingungen zur Meisterschaft zu erleichtern und die Gildegelder zu senken. Selbst wenn die Fremden nicht so zuvorkommend wie die Einheimischen behandelt wurden, ist eine solche Handlungsrationalität nicht recht mit den gängigen Vorstellungen von der Nahrungsstandsicherung und den Auswirkungen von Überbesetzungskrisen in Einklang zu bringen.

Die sehr unterschiedliche Entwicklung der Gesellenfrequenzen — sowohl was die Gesamtzahlen als auch was die migranten Arbeitskräfte anbelangt — zwingt zu einer genaueren Beobachtung des vielfältig differenzierten handwerklichen Mikrokosmos.

Das Handwerk befand sich nicht ausschließlich in einer fortschreitenden Malaise, sondern ebenso in einer dynamischen Umstrukturierung, die neuen Branchen und neuen Arbeitskräften Chancen verhieß. Andererseits sollte nicht übersehen werden, daß sich die Beschäftigungslage der Arbeitskräfte in einem Rahmen bewegte, den eine schwankende Nachfrage bzw. Bereitstellung von Gütern und Dienstleistungen kennzeichnete. Die Meister hatten sicherlich solch endogene Konjunkturlagen ihrer Branchen weit eher vor Augen als langfristige exogene Trends in der Dimension des Bevölkerungswachstum zum Beispiel. Sie reagierten dementsprechend marktbezogen, wobei die Mobilität des Arbeitsmarktes *eine* mögliche Reaktion darstellte. Die Produzenten konnten das Angebot reduzieren und die Preise erhöhen, was bislang wenig untersucht wurde, sie konnten — worauf bereits hingewiesen wurde — die Lehrlingsannahme vermindert, was perspektivisch ebenfalls den Arbeitsmarkt entlastete, und sie konnten auf Zusatzgeschäfte, andere Produktpaletten und sogar Produktionsformen ausweichen; manche Zünfte waren diesbezüglich längst nicht so starr, wie ihnen häufig unterstellt wird[52].

---

[50] B. Habicht: Stadt- und Landhandwerk im südlichen Niedersachsen im 18. Jahrhundert. Ein wirtschaftsgeschichtlicher Beitrag unter Berücksichtigung von Bedingungen des Zugangs zum Markt. Göttingen 1983.

[51] StadtA Nürnberg, Rugamt 39: Rugsamtprotokolle 1798, 5. Januar, Blatt 5 r.

[52] Bemerkenswert der Einstieg der Ulmer Zinngießer in den Fayencehandel: L. Balet: Das alte Zinngießerhandwerk in Ulm a.D. In: Cicerone IV (1912) 887—892.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Der Blick auf die handwerkliche Produktionsweise zeigt, daß ein mobiler Arbeitsmarkt keine hauptsächliche Folge exogener Einflüsse darstellte. Die gewaltige Arbeitslosigkeit, die sich in Bamberg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgebaut hatte und knapp die Hälfte aller mobilen Arbeitskräfte umschloß, stand in keinem Verhältnis zum Bevölkerungswachstum von Stadt und Umland. Ein mobiler Arbeitsmarkt entsprach durchaus der Handlungsrationalität des in Branchen und Einzelberufe differenzierten Handwerks, das in sehr spezifischer Weise auf regionale, lokale, saisonale, kurze und mittelfristige Konjunkturen reagierte. In Reutlingen gab es während des 19. Jahrhunderts einzelne Handwerker, die stets im Winter arbeiteten, dementsprechend nur in dieser Jahreszeit Arbeitskräfte annehmen konnten. Plötzliche Verdichtungen der Auftragslage durch öffentliche Bauten, Kriegswirtschaft — man denke an die Monturen herstellenden Schneider — u.a.m. füllten die Werkstätten mit Gesellen und Hilfskräften, plötzliche Einbrüche bewirken das Gegenteil. Die Meister kalkulierten eher mit diesen „kleinen Konjunkturen", wobei sie allem Anschein nach auf ein recht unterschiedlich strukturiertes Arbeitskräftepotential zurückgreifen konnten, das im 19. Jahrhundert selbst in kleinsten Städten sichtbar wurde[53], möglicherweise aber schon in früheren Jahrhunderten bestand, da es einer Grundkonstellation mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Sozial- und Wirtschaftsgeschichte entstammte: dem Verhältnis von Stadt und Land.

Das Land bot immer ein Potential an Reservearbeitskräften nicht zuletzt im zünftigen Bereich. Die städtischen Zünfte suchten häufig das Umland in entsprechender Abhängigkeit zu halten, indem sie die Produktions-, Angebots- und Absatzmöglichkeiten einzugrenzen und zu reglementieren trachteten[54]. Andererseits war man dennoch besorgt, einen Ausbildungsstandard zu gewährleisten, um aus dem Landgebiet qualifizierte Arbeitskräfte zu rekrutieren, wenn es die Auftragslage gebot. Der mobile Arbeitsmarkt war mithin zweidimensional: Er umfaßte einen Nahbereich und einen Anteil migranter Arbeitskräfte, die sich auf der großen Walz in ferne Regionen befanden. Was die Rekrutierung aus den Nahbereichen anbelangte, die unterschiedslos in denselben seriellen Quellen aufscheinen, die auch die Fernwanderer erfassen, so standen diese Handwerker häufig den migranten Dienstboten männlichen oder weiblichen Geschlechts und sonstigen Hilfskräften vom Lande näher als den nach Handwerksbrauch wandernden Fremden. Eine Verklammerung zwischen beiden Erscheinungsformen der handwerklichen Mobilität war dort gegeben, wo die Zünfte bereit waren, Wanderungen innerhalb der Reichweite einer Hauptlade oder selbst nur einer Lade als den Usancen entsprechend anzuerkennen. Einer exakten empirischen Abgrenzung beider Elemente stehen allerdings beträchtliche Quellenschwierig-

[53] So rekrutierte die Siegerländer Kleinstadt Hilchenbach handwerkliche Arbeitskräfte aus einem Umkreis von durchschnittlich nicht mehr als 40 km, es handelte sich größtenteils um saisonale Arbeitskräfte; hierzu: Elkar: Umrisse einer Handwerksgeschichte in Wittgenstein und Siegerland (Anm. 14).

[54] Vgl.: A. Eckhardt: Die staatliche Zunftpolitik in Nassau-Oranien. In: Nassauische Annalen 79 (1968) 48—119.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

keiten entgegen. Im 19. Jahrhundert traten beide Dimensionen endgültig auseinander, saisonale Lohnarbeiter und das Pendlertum konturierten sich deutlicher, wobei es durchaus Parallelen zu älteren Formen saisonaler Migration gab, etwa zu den Arbeitskräften, die aus Italien in die Schweiz und aus dem Tessin in den Süden Deutschlands zogen[55].

Bleibt denn — so läßt sich bei diesem Stand der Erörterung fragen — von der so einleuchtenden Bildungsthese Rudolf Wissells nichts mehr übrig, war die Gesellenmigration ausschließlich eine Konsequenz der wirtschaftlichen Gegebenheiten handwerklicher Produktionsweise?

Konzentriert man das Erkenntnisinteresse hauptsächlich auf den Komplex des Ausbildungserwerbs, der Ausbildungsergänzung und des Technologietransfers, so sind in der Tat Zweifel an der Berechtigung der Wissellschen Annahme angebracht. Handfeste Belege in der bezeichneten Richtung sind ungewöhnlich dürftig: In der reichhaltigen Memoirenliteratur und in den übrigen biographischen oder autobiographischen Zeugnissen lassen sich kaum eindeutige Aussagen über die Aneignung technischer Neuigkeiten und deren Einführung in die betriebliche Praxis an einem anderen Ort finden, soweit es die „normale" Handwerksarbeit und nicht etwa das Hofhandwerk anbelangt, wobei an diesem Punkt nicht verhehlt wird, daß der Verfasser dieser Ausführungen auf umfangreiche Gegenbeweise hofft. Vielmehr zeigen all diese biographisch motivierten Quellen einen hohen Grad von Anpassung an die Bildungsideale der Intelligenz, konkreter noch an die Einstellungen, Normen und Werte, welche aus der Reiseliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts bekannt sind[56]. Aus diesem Zusammenhang rühren auch die vielfältigen Bemühungen ökonomischer Abhandlungen und der Ratgeberliteratur, das Reisen der Handwerker zu einer hohen Schule für das notleidende Handwerk zu machen[57]. Solche Vorstellungen resultierten keineswegs aus der handwerklichen Produktionsweise, sondern sind eher Teil einer merkantilen staatlichen oder bildungsbürgerlichen Aufklärungsstrategie.

Gewichtige Argumente für das „Lernen auf der Walz" scheinen sich aus forschungsergebnissen der Sachvolkskunde und der Kunstgeschichte der Gewerbe zu ergeben. Wählt man ein Beispiel aus dem Grenzbereich zwischen Kunst und Handwerk, so wird die Problematik offenkundig: Von dem Freudenberger Uhrmacher Stahlschmidt sind eine Reihe von Uhren überkommen, deren äußere

---

[55] Hierüber berichtete A. Schluchter auf der Salzburger Tagung (Anm. 5), eine Veröffentlichung ist vorgesehen.

[56] R.S. Elkar: Reisen bildet. Überlegungen zur Sozial- und Bildungsgeschichte des Reisens während des 18. und 19. Jahrhunderts. In: B.I. Krasnobaev, G. Robel, H. Zeman (Hg.): Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforschung. Berlin/West 1980, S. 51—82.

[57] Der wichtigste Anstoß, die Problematik ausführlicher zu erörtern, ging von dem Preisausschreiben aus, das die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen unter folgendem Titel veröffentlichte: „Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwerksgesellen möglich sind, befördert, und die dabey vorkommenden Nachtheile verhütet werden?" In: Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen 1798, 103. Stück, S. 1017 ff. Ausführlichere Erörterung dieser Literatur bei Bade: Altes Handwerk (Anm. 30).

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Gestalt in die eindrucksvolle Nähe der Kinzing- und Roentgen-Uhren aus Neuwied gerückt werden müssen. Von ihm sind auch hinreichende Belege seiner Wanderschaft überliefert; Neuwied erreichte er allerdings nie, persönliche Kontakte während der Walz sind ausgeschlossen[58]. Ebenso gut hätte er im heimatlichen Siegerland sein Können an eingeführten Meisterstücken schulen können. Ähnliches läßt sich bei den Uhren des Hilchenbacher Uhrmachermeisters Herz bemerken, der wiederum einen bestimmten Typus nachgestaltete. Bei Künstlern läßt sich Schulbildung besser belegen, weswegen den Arbeiten der Goldschmiede und der Zinngießer als kunsthandwerklichen Produkten stets besonderes Interesse entgegenkam, aber auch in deren Kreisen scheint die Nachgestaltung eines Typus häufiger vorgekommen zu sein als die unmittelbare Erlernung einer Technik oder die Nachahmung eines Vorbildes auf der Wanderschaft[59]. Technologischer Transfer vollzog sich aller Wahrscheinlichkeit nach in anderen Bahnen, wobei die Wege der unmittelbaren Werkspionage nicht zu übersehen sind[60].

Was die Herstellung von Handwerksprodukten für den alltäglichen Bedarf anbetraf, so scheint Innovationsbereitschaft nicht notwendig von Wert gewesen zu sein. Die von Bärbel Kerkhoff-Hader, Ingolf Bauer und Rudolf Weinhold so gründlich vorangebrachte Keramikforschung weist eher in die Richtung, daß sich die Produzenten am besten an den traditionellen Bedürfnissen des lokalen Marktes, d.h. an ihren Käufern orientieren mußten, um zu reüssieren; die Abnehmerinnen bzw. Abnehmer der Hafnerware oder des Westerwälder Steinzeugs wünschten wiederum die gewohnten Erzeugnisse in solider und erwarteter Qualität[61].

Trotz dieser skeptischen Bemerkungen ist ein Plädoyer für die Erfahrungen des ehemaligen Wandergesellen Wissell angebracht, sprach er doch keineswegs in

---

[58] O. Bäumer: Aus den Papieren und Aufzeichnungen eines alten Freudenberger Uhrmachermeisters. In: Heimatland. Beilage zur Siegener Zeitung 2 (1927) Nr. 2. Zum Vergleich: D. Fabian: Kinzing und Roentgen Uhren (Anm. 19). Die uhrengeschichtlichen Hinweise verdanke ich Ian Fowler, Friesenhagen.

[59] Es bedarf hier keiner endlosen Bibliographierung zur Kunstgeschichte des Zinngusses und dessen Verbreitungsformen. Wichtig ist der Hinweis, daß der Nürnberger Zinngießer Caspar Enderlein die vorbildlichen Arbeiten von Briot nachformte, ohne daß er persönlichen Kontakt zu Briot hatte. Reiche Literaturnachweise bei: H.-U. Haedeke: Zinn. 3. erw. Aufl., München 1983. Im übrigen s.a.: J.F. Hayward: Virtuoso Goldsmiths and the Triumph of Mannerism 1540—1620. London 1976. — C. Henmarck: Die Kunst der europäischen Gold- und Silberschmiede von 1450 bis 1830. München 1978.

[60] Vgl.: W. Kroker: Wege zur Verbreitung technologischer Kenntnisse. Berlin 1971. — Wenngleich aus einem anderen Zusammenhang, aber doch methodisch interessant: H. Witthöft: Preußische Handelsspionage in Lüneburg 1768/69. In: V. Schmidtchen, E. Jäger (Hg.): Wirtschaft, Technik und Geschichte. Festschrift f. A. Time. Berlin/West 1980, S. 213—230.

[61] Vgl. deren Beiträge im vorliegenden Band, überdies: I. Bauer: Hafnergeschirr aus Altbayern. München 1976. — Ders.: Treuchtlinger Geschirr. München 1971. — B. Kerkhoff-Hader: Lebens- und Arbeitsformen der Töpfer in der Südwesteifel. Bonn 1980 (Rheinisches Archiv 110). — R. Weinhold: Meister — Gesellen — Manufakturier. Zur Keramikproduktion und ihren Produzenten in Sachsen und Thüringen zwischen 1750 und 1830. In: Ders. (Hg.): Volksleben zwischen Zunft und Fabrik. Berlin/Ost 1982, S. 165—250.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

erster Linie von einem Verwertungswissen, sondern von Sozialisationserfahrungen[62]. Diese Perspektive ist bislang unberücksichtigt geblieben, sie verdient es, ernster genommen zu werden:

Lehrzeit[63] wie Gesellenzeit verkörperten feste Abschnitte im Leben eines Handwerkers. Seit Jahrhunderten stand ihm eine künftige Mobilität vor Augen, wenn nicht außergewöhnliche Umstände sie verhinderten. Er blickte auf sie wie die männliche Jugend nach Einführung der Militärpflicht auf die bevorstehende Zeit in der Kaserne. Gerade die Wanderschaft wirkte sich bei dem Handwerker in einer bestimmten Lebensphase als verhaltensnormierende und persönlichkeitsbildende Einrichtung aus, vergleichbar der Schulzeit der Intellektuellen — als eine *schola migrationis.* Die Wanderschaft war geeignet, Kulturerfahrungen zu vermitteln. Das bedeutete, daß der junge Handwerker typische Gedanken und Wahrnehmungen internalisierte, Gebräuche und Verhaltensweisen einübte, die seine Gruppenkultur konstituierten. Er verwandelte ein kollektives in ein individuelles Erbe. Solange Wanderschaft als Institution wirkte und fortdauerte — und dies reichte mindestens bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, wenn einmal von der Wiederbelebung in der Gegenwart abgesehen wird[64] — so lange funktionierte Wanderschaft als ein System unendlicher Verdopplung der Gruppenkultur oder — um den entsprechenden Begriff von Bourdieu zu verwenden — als *Habitus*[65].

Daß die Wanderschaft der Gesellen sich habituell verfestigen konnte, lag sicherlich in der Tatsache begründet, daß Handwerker nicht die einzige gesellschaftliche Großgruppe waren, welche die Erfahrung einer vorübergehenden, auf das Lebensalter bezogenen Mobilität machten. Nach der Entstehung dieses Habitus zu fragen, heißt, den Entstehungszusammenhang einer allgemeineren Mobilität seit dem Mittelalter ergründen zu wollen. Die spezifische Form der Gesellenwanderung freilich läßt sich nicht von der handwerklichen Produktionsweise ablösen, sie hat so lange Bestand wie die Makrostrukturen dieser Produktionsweise erhalten bleiben, sie kann aber in konkreten (lokalen, branchenbezogenen, sogar individuellen) Einzelfällen sich erübrigen, wo die Mikrostrukturen sie entbehrlich machen. Auf dieser Ebene und in diesem Zusammenhang werden mikroökonomische wie endogene Erklärungen besonders relevant.

Das Konzept einer solchen *schola migrationis* vermag manche offenen Fragen und vermeintlichen Ungereimtheiten zu erhellen: Wenn im Bereich der Fernwanderung von Handwerkern häufig dieselben Kommunikationsräume aufschei-

---

[62] Zum hier anvisierten Begriffsfeld: R.S. Elkar: Historische Sozialisationsforschung und Regionalgeschichte. In: F. Kopitzsch (Hg.): Erziehungs- und Bildungsgeschichte Schleswig-Holsteins von der Aufklärung bis zum Kaiserreich. Neumünster 1981, S. 15—59.

[63] Hierzu speziell wie auch in dem allgemeiner angesprochenen Kontext: A. Grießinger: Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegung und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert. Frankfurt a.M., Berlin-W., Wien 1981.

[64] Aus der Erfahrung des Ehrbaren Zentralleiters des Rolandschachtes verfaßt: R. Richter: Der Rolandschacht. Die Zunft der reisenden Bauhandwerker. Stuttgart o.J. (1982).

[65] P. Bourdieu: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a.M. 1974 (franz. Orig. 1970).

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

nen, die zum Teil mit alten Handelsrouten des Hoch- und Spätmittelalters deckungsgleich sind, so zum Beispiel die engen Verbindungen zwischen Schlesien und Franken über Sachsen, die räumliche Gemeinschaft des Oberrheins mit Ausstrahlungen an den Mittelrhein, in die Welschschweiz und donauabwärts bis Ulm, von Württemberg weiter bis nach Ungarn, so bilden sich diese Räume in den mentalen Traditionen des Habitus fort, werden gleichsam vererbt. Wenn zu bemerken ist, daß eine Wanderung immer von neuem auf Städte zielt, deren Wirtschaftskraft fast schon erloschen ist, so lassen sich abermals habituelle Auswirkungen bemerken.

Auch die Beziehungen zwischen Stadt und Land gehören zu einem kollektiven Kulturbewußtsein. Überzeugende Argumente zur Gruppenkultur des Handwerks und der „generativen Grammatik" des Habitus haben auch Reinhold Reith und Andreas Grießinger vorgelegt, indem sie auf die Streikrituale verwiesen[66].

Skeptisch modifizierende Einschränkungen, die am Konzept der „Ökonomie des Mangels" als einem überwiegend auf Makrostrukturen bezogenen, exogenen Modell angebracht wurden, bedürfen allerdings auch beim Theorem des handwerklichen Habitus der Beachtung; eigentlich wird eine volle analytische Schärfe erst dann erreicht, wenn beide Erklärungsansätze aufeinander bezogen werden: Der Habitus der Wanderschaft ist Bestandteil handwerklicher Produktionsweise und folgt deren Handlungsrationalität, d.h. daß sich Wanderrouten ändern konnten, daß durchaus auch auf der Wanderschaft Verwertungswissen erworben werden konnte. Nicht anders lassen sich die Berufswechsel während der Wanderschaft erklären, die in Schwäbisch Hall belegbar sind. Mit dem Ende traditioneller handwerklicher Produktionsweise endet der habituelle Rahmen des Handwerks, doch er endet nicht in einer ökonomischen Katastrophe, Industrialisierung genannt, sondern in einer Diffusion in neue Produktionsweisen[67].

---

[66] Grießinger (wie Anm. 63) und: A. Grießinger, R. Reith: Obrigkeitliche Ordnungskonzeptionen und handwerkliches Konfliktverhalten im 18. Jahrhundert. Nürnberg und Würzburg im Vergleich. In: Elkar: Deutsches Handwerk (Anm. 2), S. 117—180. Hieran übte kürzlich P. Fleischmann in seiner Besprechung in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 72 (1985) 345 ff. Kritik, die sich insbesondere auf die Quellenarbeit der beiden Autoren konzentriert. Angesichts der Tatsache, daß der Rezensent selbst — trotz seiner eben erschienenen Doktorarbeit — offenkundig nur über beschränkte Quellenkenntnisse verfügt, verdienen die reichen Quellenstudien beider Autoren ein umso höheres Interesse.

[67] Diese Perspektive wird besonders einprägsam und nuanciert dargestellt von: K.H. Kaufhold: Handwerkliche Tradition und industrielle Revolution. In: Ders., F. Riemann (Hg.): Theorie und Empirie in Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift f. W. Abel. Göttingen 1984, S. 169—188.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Vermittlung von Handwerkstechniken und -formen am Beispiel des Töpferhandwerks

Bärbel Kerkhoff-Hader, Bonn

Zu den Bereichen der Alltagskultur, die in den letzten Jahrzehnten eine umfängliche Bearbeitung erfahren haben, gehören die Töpferwaren, resp. das Töpferhandwerk. Das Volkskunst-Syndrom früherer Untersuchungen kann auf dem Gebiet der Sachforschung als ebenso überwunden gelten wie die Auseinandersetzung fast ausschließlich mit Brauchformen und Zunftgeschichte auf dem Gebiet der Handwerksforschung. Die Forschungslage hat sich in dieser Zeit, in der gleichzeitig eine fundamentale Theoriediskussion um Inhalte und Zielsetzungen volkskundlicher Forschung stattgefunden hat, derart geändert, daß es heute u.a. zu den Grundforderungen gehört, daß eine Objektanalyse das gesamte von Töpfern hergestellte Warenrepertoire zu umfassen hat und es eine Vielzahl von Arbeiten gibt, in denen die Produkte des Handwerks in die Untersuchung seiner lokalen oder regionalen Voraussetzungen und seiner jeweils spezifischen Handlungsformen im Bereich von Herstellung, Handel und Sozialgefüge eingebunden sind[1].

Einem so angelegten Forschungskonzept entspricht eine Frage wie die nach der Vermittlung von Handwerkstechniken und -formen. Auf der Grundlage bisher geleisteter Arbeit sollte es auch möglich sein, sie exemplarisch zu beantworten. Die Frage ist handlungsorientiert. Das bedeutet zunächst, daß weder die abstrahierende Analyse einer materialspezifischen Produktion in ihrem Kausalzusammenhang von Herstellungsphasen und Materialzustand noch die endgültige formalästhetische oder funktionsgebundene Gestalt eines Produktes als solche sinngebend sind, sondern die handlungsbestimmenden Faktoren im Herstellungsverlauf und die am Gefäß ablesbaren Handlungsmodalitäten, die die Tradierung von Kenntnissen über Arbeits- und Produktgestaltung bewirken und bezeugen.

Jede keramische Form ist durch den technologischen und ästhetischen Aufwand definiert, mit dem sie realisiert wurde. In ihrer gegen unendlich zu denkenden Wiederholung aber bestimmen ihre primären Gestaltmerkmale und Gebrauchseigenschaften den Form- und Funktionstypus der Warengruppe, der sie angehört. Der Soziologe Rolf Linde veröffentlichte 1972 eine wissenschaftsgeschichtliche Studie zum Thema „Sachdominanz in Sozialstrukturen". Wohl auf diesen Titel anspielend schlug auf dem Regensburger Volkskunde-Kongreß 1981, auf dem es um den „Umgang mit Sachen" ging, Hermann Bausinger vor, diese Sentenz umzukehren in „Sozialdominanz in Sachstrukturen" (Köstlin/Bausin-

[1] Vgl. die Ausführungen zur Forschungsgeschichte in: Kerkhoff-Hader 1985: 49—61; desgl. die von W. Endres zusammengestellte Literatur zur Keramikforschung in: Bayer. Blätter für Volkskunde, Teil I—VIII, zuletzt Jg. 12, Heft 2, 1985 (weitere Angaben in Kerkhoff-H. 1985: 78 f.).

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

ger 1983: 304). Trotz der jeweiligen antithetischen Akzentuierung führen beide Aussagen auf das schon 1895 von Emile Durkheim formulierte enge Verhältnis von a. Handlungen, b. Handlungsmustern oder Institutionen und c. Sachen zurück (Linde 1972: 17). Folglich besteht demnach kein kategorialer Unterschied zwischen dem Typus eines Gegenstandes, der aufgrund normativer Selektion aus einem breiten Spektrum potentieller Varianten entstanden ist, und rechtlichen oder sittlichen Verhaltensnormen, weil es in beiden Fällen „um typisch verfestigte oder kristallisierte Arten gesellschaftlichen Handelns" geht (Linde 1972: 17). Die — relative — Stabilität eines Typus garantieren jene normativen Komponenten, durch die Handlungsmuster und Wertstellungen „objektiviert" werden. Beide, Handlungsmuster und Wertstellungen, repräsentieren Handwerks- und Nutzungstraditionen. Veränderungen und Neuerungen von Arbeitstechniken und Produktformen bedeuten dagegen das Aufbrechen des überkommenen Repertoires und Neuorientierung. Sie haben sich wandelnde oder neu konstituierende Faktoren in der Herstellung und/oder in der Bedürfnisstruktur der Konsumenten als Grundlage.

Der strukturelle Aufbau der Handlungseinheit „Herstellung von Töpferwaren" steht mit der Handlungseinheit „Gebrauch von Töpferwaren" zwar in einem inneren Zusammenhang, geht aber über das Beziehungsgefüge „Hersteller — (Händler) — Käufer" hinaus und ist im gesamtgesellschaftlichen Rahmen zu sehen. Beispiele sind die Mechanisierung des Formprozesses durch den Einsatz von Topfpressen und die daraus resultierende Gefäßnormierung; der Wandel der Nahrungsgewohnheiten durch die Verbreitung der Kaffeebohne und ihrer Surrogate und das Aufkommen spezieller Kaffeekannen; sowie Molkereigründungen als wirtschaftspolitische Maßnahme und das Auslaufen von Gefäßtypen für die bäuerliche Milchverbreitung in Töpfereien.

Die im keramischen Objekt realisierten kulturellen Standards — seien es ideelle Konventionen über das Aussehen eines Stoßbutterfasses oder einer Kaffeekanne, technisches Know-how über Tonaufbereitung oder Salzglasur, Vorschriften über Maßeinheiten oder Formqualität u.v.a.m. — bedürfen der Vermittlung. Das gilt auch für die Negation eines überlieferten Standards, z.B. durch Vorschriften über die Abschaffung der gesundheitsschädlichen Bleiglasur. Die Vermittlung vollzieht sich in einem dynamischen, kommunikativen Prozeß. Ob dieser nun direkt in personaler Interaktion (z.B. verbal mittels einer Arbeitsanweisung von Mutter zu Tochter beim Henkeln eines Gefäßes oder nonverbal durch demonstratives Vormachen) oder indirekt über ein Medium als Informationsträger (z.B. an einer Kanne ablesbare Gefäßproportionen) verläuft, die „soziale *Vermittlung* und *Vermitteltheit* kulturaler Befunde" (Bausinger 1971: 242; Hervorhebung durch B.) ist unübersehbar. Zugleich ist kulturelle Vermittlung nicht nur sozial, sondern auch zeitlich und geographisch determiniert. Scheidet man, wie H. Gerndt vorschlägt, diese sich im kulturellen Vermittlungsprozeß überlagernden Komponenten in kategoriale Raumhypothesen, so entspricht dem sozialen Raum als Interpretationsebene die Kommunikation, dem zeitlichen Raum die Tradition und dem geographischen Raum die Diffusion (Gerndt 1981: 123—125). Diese Erklärungsmodelle stehen nur in scheinbarem Widerspruch zu der Aussage, daß Vermittlung generell als sozialer, kommunikativer Prozeß zu verstehen sei. Es ist eine

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

1 Krugbäckergehöft in Niersbach/Krs. Bernkastel-Wittlich mit Wohnhaus, Scheune, Stall und Töpferofen, gemalt von L. Blatt 1940; Privatbesitz.

2 Werkstattbild: Drei Generationen einer Familie bei traditioneller Frauenarbeit (Dekorieren der Ware), Speicher/Krs. Bitburg-Prüm 1973.

3 Werkstattbild: Mit der Ausgliederung des Handwerks aus dem Wohnbereich übernahmen auch Töpfer zuweilen Frauenarbeit (hier: Vater mit seinen beiden Söhnen), Speicher 1931.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Frage von Standort und Erkenntnisziel. Nicht nur die Unterweisung eines Töpferlehrlings 1985 in einer bestimmten Werkstatt in der Formung eines Kannenausgusses besitzt diese Qualität, sondern auch das Beibehalten provinzialrömischer Formmerkmale wie den „Kleeblattausguß" in fränkischen Töpfereien des Rheinlandes bis in das 6. Jahrhundert oder die Ablösung der frühmittelalterlichen „Knickwandtöpfe" durch „Kugelbauchtöpfe" im Hochmittelalter und ihre Verbreitung in Mitteleuropa unterlagen diesem Modus agendi (Kerkhoff-Hader 1981: 235—237).

Der Vermittlungsvorgang ist in der Realität weitaus differenzierter als es die Sender-Empfänger-Prämisse eines Kommunikationsmodells zu erkennen gibt. Paul Stieber hat in seinem grundlegenden Beitrag über „Form und Formung — Versuch über das Zustandekommen der keramischen Form" eine ganze Reihe von „Regelkreisen" nachgewiesen, die diesen Prozeß steuern, und in kybernetischen Diagrammen zusammengefaßt (Stieber 1972). Die Entflechtung des Ursache-Wirkungs-Komplexes zwischen Hersteller und Käufer bringt wichtige Hinweise auf die Feinstruktur der Vermittlung, z.B. auf den Aufbau von Handlungsmotivationen in ihrer Ambivalenz von Kausalität und Finalität und die Beteiligung des ganzen Menschen — körperlich, geistig, seelisch — in den Bewegungsabläufen einzelner Herstellungsphasen. Entscheidend ist auch der Hinweis auf die fortlaufend entstehenden Kontrollsituationen, in denen das durch Hände und ggf. bei einer fußgetriebenen Töpferscheibe auch Füße (Effektoren) erreichte Arbeitsergebnis durch Hände, Augen und Ohren (Rezeptoren) ins Gehirn gemeldet, mit Vorstellungen, Vorschriften etc. rückgekoppelt und verglichen und zur Fortsetzung der Arbeit in neue Impulse umgesetzt werden (Stieber 1972: 16—19). Das sich Einbringen des Individuums in die Verwirklichung des erwarteten Produktes (s.o.) führt u.a. zur Variationsbreite eines Gefäßtypus[2].

Nun kann man einen solchen Vorgang in seiner Vielgestaltigkeit, wie es die Vermittlung ist, in einzelne Bestandteile zerlegen oder — wie hier geschehen — mit zusammenfassenden Begriffen (z.B. formelle und informelle Vermittlung) strukturieren und in Ordnungssysteme einbringen, um Übersichtlichkeit zu schaffen. In dieser Codierung erhält der pragmatische Vorgang einen hohen Grad an Abstraktion. Dagegen ist das Hauptproblem bei der praxisbezogenen, beschreibenden Darstellung, daß sie linear fortschreitet, während in der Realität ein andauerndes Ineinandergreifen von unterschiedlichen Faktoren den Vermittlungsprozeß in seinem ad-hoc-Erfolg oder seiner Langzeit- und Breitenwirkung bestimmen. Mit einer Reihe von Beispielen aus der Steinzeugtöpferei, vornehmlich des 18.—20. Jahrhunderts, soll im folgenden versucht werden, für die aufgeworfenen Fragen zur Vermittlung von Handwerkstechniken und -formen einen breiteren Praxisbezug herzustellen und z.T. auch optisch zu verdeutlichen[3].

---

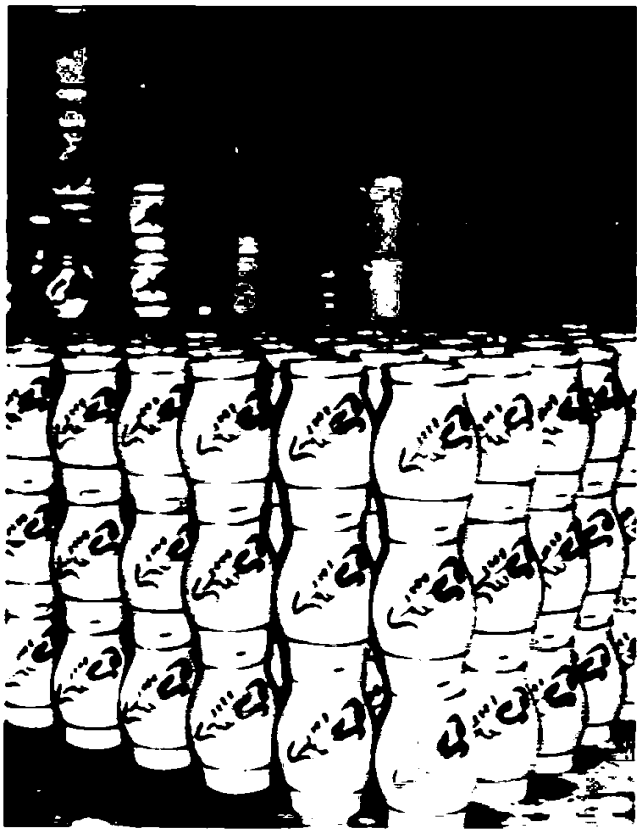
[2] Der Ingenieur Paul Stieber (Begründer des Deutschen Hafner-Archivs am Bayer. Nationalmuseum München) behandelte das zwischen Volkskunde und Naturwissenschaften angesiedelte Thema mit großer Sachkenntnis und Gründlichkeit: Sein Aufsatz sei nachdrücklich der Lektüre empfohlen.

[3] Der Bildanteil gegenüber dem mündlichen Referat, das auf die Visualisierung der Argumentationen angelegt war, ist hier auf ca. 40% reduziert, aber doch noch so umfangreich, daß der optische Nachvollzug für fast alle abgehandelten Aspekte der Vermittlung möglich ist. Reduziert wurden vor allem größere Vergleichsreihen zur Sichtbarmachung von Regelhaftigkeit, Variationsbreite oder Abweichung.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

4 6 ▽ 7 5



4 Phase beim Aufziehen einer Flasche: Die Schulter-Hals-Zone wird ausgebildet, Speicher 1974. — 5 Zwischenhandlung: Das Ausloten der Ware beim Einsetzen in den Ofen (Schnur mit Tonklumpen), Speicher 1974. — 6 „Blauen" der Ware: 80—100 Kannen in der Stunde, Speicher 1969. — 7 Serienproduktion: Ungebrannte „Schweizer" Kannen, Speicher 1969.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Ein erstes Beispiel ist auf die institutionalisierte Vermittlung gerichtet. Bei ihr geht es um formulierte, normierende Richtlinien, die in ihrer beabsichtigten, wenn auch nicht immer eingetretenen Wirkung einschätzbarer sind als informelle Vermittlunsprozesse. Zu den formellen Vermittlungsinstitutionen des Töpferhandwerks sind Zünfte, Innungen und keramische Fachschulen zu zählen. Einen Zugang bieten z.B. Zunftstatuten in den Paragraphen, mit denen sie versuchen, Lehrzeiten und Meisterprüfungen oder die zugelassenen Warengattungen zu regeln. Hinweise über Vermittlungsmodalitäten geben auch die Zulassungsbestimmungen zur Zunft. Zwar fielen diese und andere Reglementierungen mit Blick auf die jeweilige soziale und wirtschaftliche Situation des Handwerks von Region zu Region verschieden aus, sie trugen aber insgesamt alle dazu bei, erreichte Leistungsnormen zu sichern und weiterzugeben[4].

Wenn auf dem Westerwald die „Kannenbecker Zunft-Ordnung" von 1775 nicht nur ein Meisterstück, sondern von allen Warengattungen ein Exemplar als Prüfungsleistung vorschrieb, so trug dies ebenso zur Festigung des Formenrepertoires und des handwerklichen Könnens bei wie die Festsetzung des Mindestalters für die Meisterwerdung (LHA Koblenz 1C 8148: 1775 §§ 6, 7). Mit 24 Jahren bekam man die halben, mit 28 Jahren die vollen Meisterrechte zugestanden. Bei der in dieser Zeit vorhandenen starken Überbesetzung des Kannenbäckerhandwerks hatte diese im Ansatz wirtschaftlich gedachte Bestimmung eine sozial stabilisierende und die qualitative Leistungsstärke des Handwerks stützende Wirkung. Gleiches gilt für die zu diesem Zeitpunkt ausschließliche Zulassung von Meistersöhnen zur Lehre und die Begünstigung von Eheschließungen unter Meisterkindern (§ 8). Eine zusätzliche Verschärfung lag in der Neuerung, daß nur jeweils ein Sohn eines Meisters das Handwerk erlernen durfte.

Wie häufig der Fall, überlagerten sich in diesen Zunftstatuten die Interessen von Zunft und Obrigkeit mit den konkreten Arbeits- und Lebensverhältnissen der Mitglieder. So bestimmte die Zunftordnung von 1775 auch: „Die Lehrzeit dieses Handwerks bestimmen Wir (Kurfürst Clemens Wenceslaus, Erzbischof von Trier, d. Verf.) auf fünf Jahre, in welcher der Meister den Lehrling zur Fertigung aller Zunft-Gattungen Waaren getreulich anführen, keineswegs aber, wie mehrmalen geklaget worden, mit Vernachläßigung der Lehre zu fremden Häußlichen- und Feld-Arbeiten gebrauchen solle" (§ 5). Im weiteren werden dann Strafen angedroht für den Fall, daß der Meister seiner Lehr-(=Vermittlungs-)pflicht nicht in ausreichendem Maße nachkam.

Da für das 18. und 19. Jahrhundert im allgemeinen von einer integrierten Arbeitssituation im Töpferhandwerk ausgegangen werden kann, in der der Arbeitsraum zugleich Wohnraum war oder die Töpfer auf dem Land auch bäuerliche Arbeiten zu verrichten hatten, ist zu fragen, ob eine strikte Trennung von Lehrlings- und Hausarbeit u.a. überhaupt vorstellbar ist (Abb. 1). Unter den gegebenen Umständen muß es widersinnig gewesen sein, Lehrlinge — seien es eigene Söhne oder in der Hausgemeinschaft lebende fremde Lehrlinge — bei

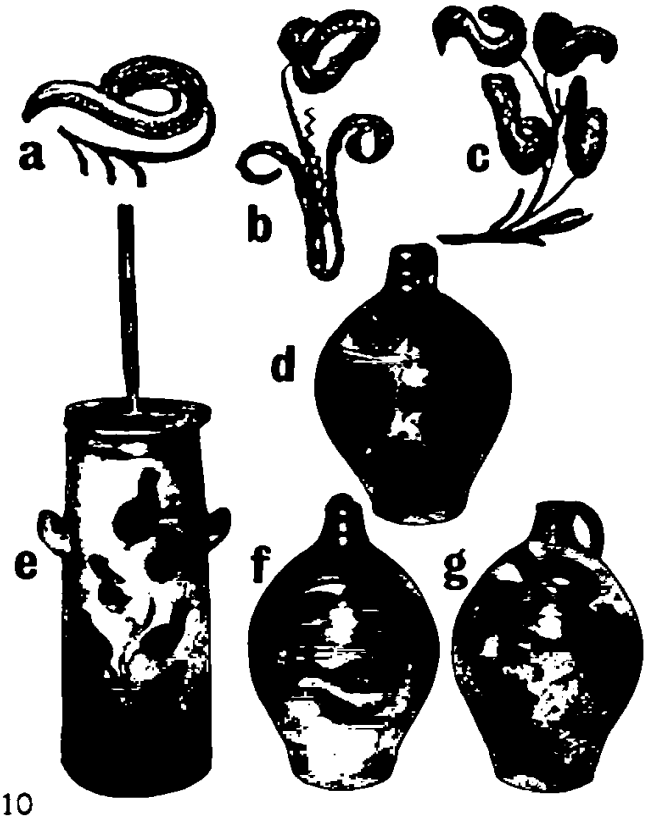
[4] Vgl. z.B. die abgedruckten Zunftstatuten in: Falke 1908: 119—125; desgl. Kerkhoff-Hader 1980: 291—303.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

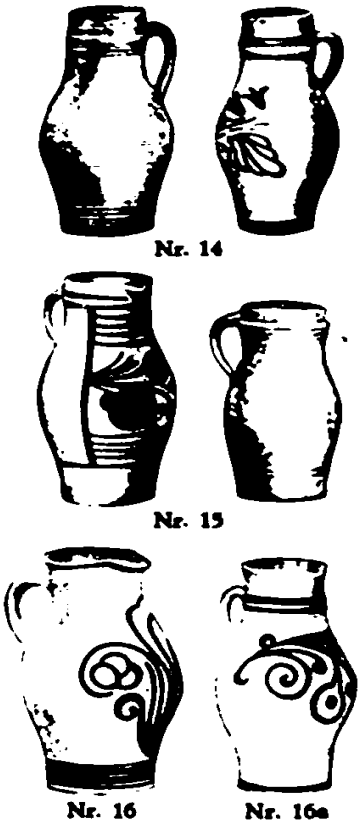
00055689

8

9



10



11

8 Henkelflasche, H 32,5 cm, Speicher 1920/30; Museum Bitburg, Inv.Nr. 1216. — 9 Doppelhenkeltopf, H 25,5 cm, datiert und gestempelt, Speicher 1915; Sammlung Plein, Speicher. — 10 Gefäßtypus und Malstil: Werkstatt- oder personengebundene Varianten, Südwesteifel 19./20. Jh. — 11 Angebotsvarianten: Bauchige Kannen für bestimmte Absatzgebiete, Adendorf 1. H 20. Jh.; Amt für Rhein. Landeskunde, Bonn.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

häuslichen oder anderen handwerksfremden Arbeiten gänzlich aussparen zu wollen. Da die Lehrjungen in der Regel aber eigene Söhne waren, kommt hinzu, daß formelles und informelles Lernen stark ineinander übergingen. Nach den empirischen Untersuchungsergebnissen ist es auch für die historische Realität angemessen, davon auszugehen, daß schon kleine Kinder für Hilfsarbeiten im Handwerk herangezogen wurden und auch die von der Handwerkstradition rechtlich ausgeschlossenen Nachkommen ein bestimmtes Maß an handwerklichem Können durch die häusliche Situation vermittelt bekamen. Das handwerkliche Wissen konnte sich im engen Zirkel familiärer Kommunikation tradieren und festigen. Dies führte zu Eigenständigkeiten innerhalb des von der Zunft gesteckten Rahmens.

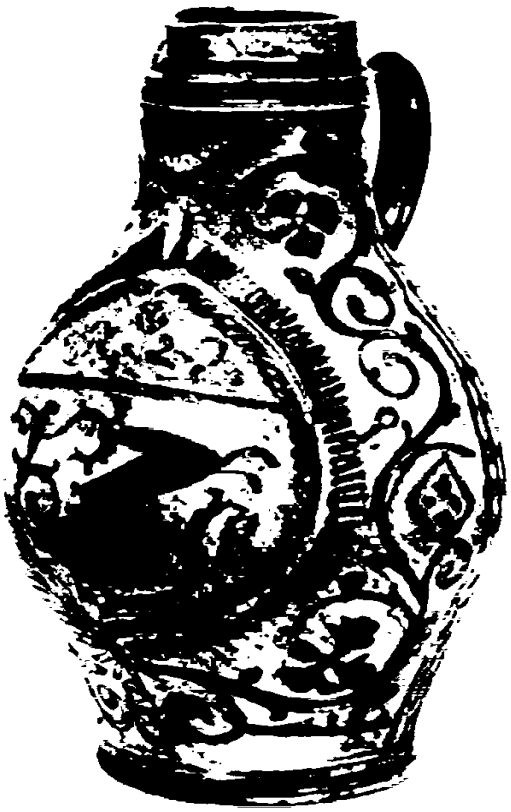
Ehefrauen und Töchter waren in diesen Traditionskreis in allen rheinischen Steinzeugzentren durch ihre spezifische Arbeitsleistung, die keine Zunftordnung nennt, eingebunden. Sowohl aus anderen archivalischen Quellen wie aus immer wiederkehrenden Bemerkungen in der Feldforschung ist gesichert zu entnehmen, daß das Bemalen, das „Blauen" der Ware, und andere Dekortechniken ebenso wie das Henkeln von Töpfen, Kannen und Krügen in älterer Zeit ausschließlich in den Händen weiblicher Familienmitglieder lag. Daraus ergab sich ein weiterer familiärer Traditionshorizont. Die primär sozialwirtschaftlich gedachte Begünstigung von Ehen unter Meisterkindern hatte eine innerorganisatorische Stützung des Handwerks zur Folge.

In den Familien lief die Tradierung von Arbeitstechniken und von Form- und Dekorrepertoires in erster Linie über Formen der direkten Kommunikation, d.h. über das Zuschauen und die sprachliche Anleitung bei der Arbeit, die ein Gewährsmann (Jg. 1909) in der Südwesteifel memorierte. Jahrzehnte später (1970) konnte er die erteilten Anweisungen seines Vaters ohne Zögern wiederholen, sofort vom Hochdeutschen in die Mundart fallend. Er beschrieb Phase für Phase die Entstehung einer bauchigen Henkelflasche vom Aufschlagen des Tonballens auf den Scheibenkopf über das Zentrieren und Aufbrechen bis zu dem Zeitpunkt, wo die charakteristischste Form der Südwesteifel auf dem Trockenbrett stand (Kerkhoff-Hader 1980: 139 f.).

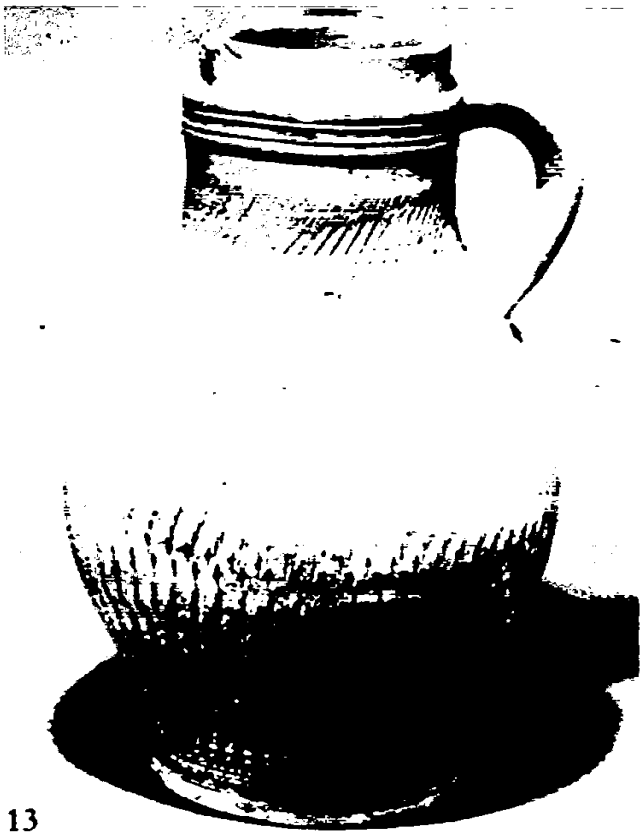
Wie ausgeprägt diese Vermittlungsprozesse durch familiäre Strukturen beeinflußt gewesen sein müssen, zeigen Untersuchungen zur Geschichte einzelner Töpferfamilien. Über Generationen überwog in den Krugbäckerdörfern der Südwesteifel in den Töpferfamilien die handwerksorientierte Heirat — auch nach Auflösung der Zünfte mit ihren wie im Kannenbäckerland die Ehe unter Krugbäckerkindern begünstigenden Bestimmungen (Kerkhoff-Hader 1980: 175—185; Zeichn. 26, 27). Die gefestigten Traditionsketten in weiblichen oder in männlichen Familienzweigen lösten sich erst auf, als es zu separaten Werkstattgründungen außerhalb des häuslichen Bereichs kam und Töpfer zuweilen auch das Henkeln und Blauen der Ware übernahmen oder in expandierenden Betrieben handwerksfremde Arbeiter Beschäftigung fanden. Die Erfassung der Lage von Töpfergehöften in Ortsstrukturplänen machte außerdem eine Tendenz zur Vergesellschaftung in bestimmten Dorfzonen offensichtlich, die z.T. auch sprachlich mit „Auf dem Aulend" oder „Krugecken" verifizierbar sind (Kerkhoff-Hader 1980: 88—92; Zeichn. 19—24).

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689



12



13

14

15

12 Bauchige Kanne, H 49 cm, datiert, Westerwald 1827; Bayer. Nationalmuseum, München Inv.Nr. 82/167 (Bauer 1982: Abb. 30). — 13 Bauchige Kanne, H 34 cm, Peterskirchen/Niederbayern vor 1850(?); Bayer. Nationalmuseum, München, Inv.Nr. 71/268 (Bauer 1976: Kat.Nr. 198). — 14 Bauchige Kanne, H 38,5 cm, wahrscheinlich Peterskirchen/Niederbayern um 1860(?); Bayer. Nationalmuseum, München, Inv.Nr. 71/269 (Bauer 1976: 206). — 15 Bauchige Kanne (Irdenware), H 30,5 cm, Niederbayern (Peterskirchen oder Kröning) um 1830/40(?); Bayer. Nationalmuseum, München, Inv.Nr. 70/47 (Bauer 1976: 164).

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

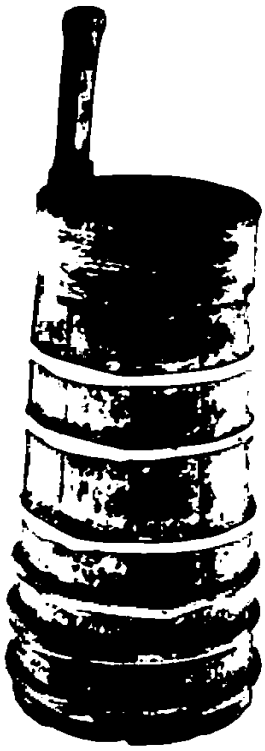
Zunft und Familie sorgten durch äußere und innere Formen der Organisation für Kontinuität im Vermittlungsprozeß. Das nachbarliche Nebeneinander der Töpferfamilien und die räumliche Nähe der Dörfer zueinander waren ein weiterer stabilisierender und normierender Faktor im Informationsfluß. Die Herausbildung von vergleichbaren Arbeitsgewohnheiten, von Familien-, Orts- und Regionalstilen ist in diesen Verflechtungen grundgelegt. Die eingangs zitierte Sentenz „Sachdominanz in Sozialstrukturen" und ihr Pendant „Sozialdominanz in Sachstrukturen" werden in solchen mikroanalytischen Forschungsergebnissen überdeutlich sichtbar. Übersehen werden darf aber dabei nicht, daß ein guter Teil der Normierung, die den Form- und Dekortypus festlegt, in der Versorgungsfunktion des Töpferhandwerks begründet liegt, das auf Serienherstellung, auf Massenproduktion und nicht auf Einzelfertigung hin angelegt ist. Von der heutigen Tagesleistung eines Steinzeugtöpfers an der elektrischen Scheibe ausgehend, der bei einem geregelten 8-Stunden-Tag 120—130 Zweiliterkannen zu drehen vermag, und von einer Blaumalerin, die in der Stunde 80—100 dieser Kannen bemalt, ist es ohne Frage einsehbar, daß es beim Drehen einer solchen Kanne oder bei ihrer Dekoration nicht immer wieder um neue Entscheidungen gehen kann, sondern um die ungezählte Wiederholung einer Gefäß- oder Dekorform, die „aus der Hand läuft" und Stück für Stück einen einheitlichen Typus tradiert (Abb. 6, 7).

Im Vermittlungsprozeß ist zunächst die aus einer Summe von Merkmalen abstrahierte Idealform gemeint. In der Realisierung fällt dieser Typus jedoch mit leichten bis starken Schwankungen unterschiedlich aus, denn es fließen regionaltypische, werkstattbezogene oder als personengebundene „Handschrift" zu erkennende Merkmale ein. Dementsprechend differenzieren sich engere Traditionskreise aus. Das identische Formgefühl, das aus den beiden bauchigen Henkelflaschen (f) und (g) auf Abb. 10 spricht, läßt den Schluß auf einen gemeinsamen Herkunftsort in der Südwesteifel (Bruch) zu. Derselbe Töpfer wird sie gedreht haben, doch blieb er bisher unbekannt. Trotz der Variation zwischen den stilisierten Blütenranken, einschließlich der Einzelblüte 10a, muß auch die Bemalung in einer Hand gelegen haben. Sie zeigt den persönlichen Spielraum eines Dekortypus, der sich hier gegen 10c, d, e und gegen 10b abgrenzt. Ihnen allen gemeinsam ist die weich schwingende Pinselführung. Darin muß direkt oder indirekt die Vermittlung einer Maltechnik gelegen haben, ganz im Gegensatz zum Duktus auf Abb. 8 und 9, der aus präzise gemalten Formteilen den Dekor aufbaut. Malweise und Gefäßformen sind charakteristisch für eine bestimmte Werkstatt in Speicher. Auf Abb. 3 ist links im Bild die hochliegende, fast kugelförmige Bauchung der Flaschen und im Vordergrund rechts die Form des Doppelhenkeltopfes wiederzuerkennen. Die Eindeutigkeit der Zuschreibung garantieren nicht nur viele weitere Vergleichsstücke und Stempel, sondern unübersehbar das Siegerkranzmotiv 1915 (mit Soldatenkreuz) und 1931: eine Zeitspanne von 16 Jahren. An diesem Beispiel wird der mögliche Zugang zur Mentalität (zeitgebunden/männlich) deutlich. Zugleich steht das Motiv für die symbolische Vermittlungsfunktion von Gegenständen über ihren Gebrauchswert hinaus. Eine andere Art ihrer medialen Funktion zeigt die Abb. 11, einem Adendorfer Katalog entnommen. Sie spiegelt das zwischen Hersteller und Käufer

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

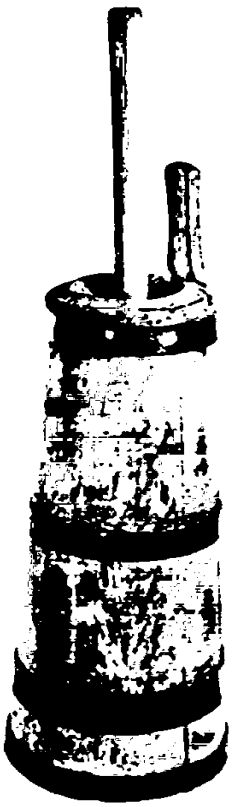
00055689

16



17

18



19

16 Stoßbutterfaß, H 45 cm (o. Deckel), Südwesteifel 19./20. Jh.; Museum Bitburg, Inv.Nr. 930. — 17 Stoßbutterfaß (Holz mit Weidenreifen), H 63 cm, Umgebung von Lüneburg (Fundort); Landwirtschaftsmuseum Lüneburger Heide, Hösseringen. 18 Stoßbutterfaß, H 41 cm (o. Deckel), Westerwald (oder Hunsrück oder Adendorf b. Bonn) Anf. 20. Jh.; Rhein. Freilichtmuseum, Kommern, Inv.Nr. 62/2126. — 19 Stoßbutterfaß (Holz mit Eisenreifen), H 43 cm, Rheinland; Rhein. Freilichtmuseum, Kommern, Inv.Nr. 63/599.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

abgeklärte Formverständnis eines Kannentypus in unterschiedlichen Absatzgebieten wider (vgl. Fuß- und Randzonen, Umrißlinien). Der Katalog bezeichnet Nr. 14 als „Frankfurter Kannen", Nr. 15 als „französische Kannen", Nr. 16 als „Österreicher Kanne(n)" und Nr. 16a als „Belgische und Holländer Kanne(n)" (Preisliste Adendorf).

Die optische Präsenz der im keramischen Objekt als Endergebnis konservierten Arbeitsleistung macht diese den Überlegungen zur Vermittlungsfrage unmittelbar zugänglich. Das darf nicht den Blick dafür verstellen, daß es lediglich der Endzustand einer langen Reihe von Handlungen ist, die direkt oder indirekt daran beteiligt waren. Der eigentliche Tradierungshorizont ist weiter und differenzierter. Die Frage nach der Vermittlung von Technik und Form stellt sich in gleichem Maß für alle Durchgangsstadien im Entstehungsprozeß eines Gegenstandes, für alle vorbereitenden Arbeiten, für alle Zwischenhandlungen, für die benutzten Geräte und Hilfsmittel einschließlich ihrer Herstellung, für Werkstattbau und Brennofenkonstruktion sowie für Instandhaltungsarbeiten. In der *empirischen* Forschung ist der Sozialbezug eines jeden Vorgangs, einer jeden Handhabung, eines jeden Gegenstandes offensichtlich. Bei Langzeitbeobachtungen werden Variationen und langsame — oder abrupte — Veränderungen in den Handlungseinheiten erkennbar. In der *historischen* Forschung verlieren die keramischen Gegenstände in der Regel als materielle Relikte ihren konkreten Bezug zur Lebenswelt von Hersteller und Benutzer. Meist mangelt es außerdem an lückenloser Überlieferung, so daß dem Befund nach nicht im eigentlichen Sinn von einer Kontinuität der Handwerkstradition gesprochen werden kann, sondern von einer Kontinuation in der Vermittlung von Techniken und Formenrepertoires, und auch die ehemals u.U. flächenhafte Verbreitung der betreffenden Phänomene ist nur noch punktuell in Gestalt von Leitformen zu erfassen[5]. Ein solcher Fall eines zeitlich und geographisch weiträumigen Tradierungshorizontes ist das stabgetriebene Töpferrad, das in den rheinischen Steinzeugzentren z.T. bis in dieses Jahrhundert zum Aufziehen der Gefäße benutzt wurde. Es ist nach Rieth „geradezu eine Begleiterscheinung der römischen Zivilisation. Überall dort, wo ehemals römische Provinz war, treffen wir diese schweren, lange und leicht schwingenden Räder an, worauf auch sprachliche Zusammenhänge hinweisen" (Rieth 1960: 54/55). Die Verbindung von Wort und Sache stellen Bodenfunde aus provinzialrömischen Werkstätten bei Speicher in der Südwesteifel her. Die aus Holz gebauten Töpferräder sind hier wie in anderen Gebieten zerfallen, erhalten blieben aber Mühlsteine, die in sekundärer Verwendung wie die Räder mit einem Stab in Bewegung gesetzt wurden (Rieth 1960: 51; Kerkhoff-Hader 1980: 33, 132—134). Die 1500 Jahre bis zu den eisernen Rädern des 19. Jahrhunderts überbrücken nur wenige Quellen an verstreuten Orten. Dennoch muß ein bisher nicht geklärter Vermittlungsprozeß zwischen den römischen Töpferrädern und denjenigen der Krug- oder Kannenbäcker des 19. Jahrhunderts vorausgesetzt werden. Anzunehmen ist, daß sich im späten Mittelalter, als sich die

[5] Vgl. die schematische Darstellung kultureller Vermittlungsprozesse in analytischen Schnitten bei Gerndt 1981: 124.

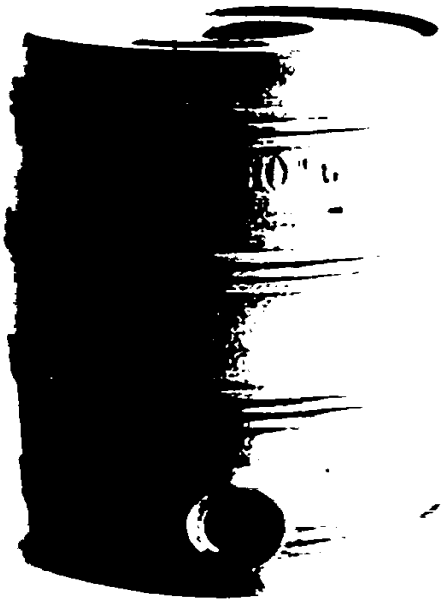
Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

20 ◁

21 ▷

22 ◁



23 ▷

20 Der Faßbinder, Kupferstich aus: Christoff Weigel, Abbildung der Gemein-Nützlichen Haupt-Stände, Regensburg 1698. — 21 Honigfaß (Holz mit Weidenreifen), H 77 cm, Böddenstedt/Krs. Uelzen (Fundort); Landwirtschaftsmuseum Lüneburger Heide, Hösseringen. — 22 Faß, H 42 cm, gestempelt, Speicher, Anf. 20 Jh.; Sammlung Plein, Speicher. — 23 Faß, H 41,5 cm, gestempelt, Speicher, um 1900; Sammlung Plein, Speicher.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Herstellung von Steinzeugwaren aufgrund spezieller Tonvorkommen an verschiedenen Orten herausbildete, das Töpferrad in seinem Überlieferungs- und Verbreitungsradius auf diesen Spezialzweig des Töpferhandwerks einengte. Weder die Blockscheibe noch die sie ablösende Spindelscheibe, die in den Irdentöpfereien liefen, fanden Eingang in die Steinzeugtöpferei, denn das Rad hatte für sie arbeitstechnische Vorzüge. Es ist bezeichnend, daß mit der im 18. Jahrhundert verstärkt einsetzenden Wanderungsbewegung Westerwälder Steinzeugtöpfer das Töpferrad auch nach Bayern kam (Bauer 1980: 44). Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann die Ablösung des Töpferrades durch einen neuen Scheibentyp, im aufstrebenden Wirtschaftsklima des Kannenbäckerlandes eher als in den retardierenden Krugbäckerdörfern der Südwesteifel — trotz behördlicher Bemühungen (Kerkhoff-Hader 1980: 134—135).

Die Diffusion der Steinzeugherstellung ist ein geeignetes Beispiel, um raumdynamische Prozesse innerhalb eines Handwerkzweiges aufzuzeigen. In den letzten Jahren sind immer wieder neue Ergebnisse zu den Migrationsbewegungen der Steinzeugtöpfer vorgelegt worden[6]. Insbesondere für das 18. Jahrhundert lassen sich aufgrund der Quellenlage die Auslösungsmomente zwischen sozialer Notlage der Handwerker und den jeweiligen landesherrschaftlichen Interessen im Zeichen des Merkantilismus ausloten und der oftmals schwierige Neubeginn beobachten. Im Zuge dieser Abwanderungsbewegung ließen sich Westerwälder Kannenbäcker in Adendorf bei Bonn, in der südwestlichen Eifel, auf dem Hunsrück, bei Saarbrücken, in Betschdorf im Elsaß und in vielen süddeutschen Orten nieder. Kannenbäcker aus dem kurtrierischen Westerwald wurden u.a. bewogen, sich in Peterskirchen in Niederbayern niederzulassen (Albrecht 1981: 29—64). Zu den prototypischen Formen des Westerwaldes gehörte der Typus der Kanne auf Abb. 12. Interessant ist es nun, wie sich der am neuen Ort einsetzende Akkulturationsprozeß in der produzierten Ware niederschlug. Die Standardisierung der Grundform war im Westerwald gerade auch durch die auswärtigen Abnehmermärkte erfolgt. In Niederbayern weicht aber der Formtypus im Laufe der 150jährigen Produktion in Peterskirchen mehr oder weniger auf (vgl. Bauer 1976: 230—239). Instabilität und Deformierungen zeugen von einer Formunsicherheit, die auf unklare Vermittlungsverhältnisse schließen lassen. Die Distanz zum Westerwald bewirkte ein Nachlassen des Drucks auf die Formtradition, und andererseits führte die unmittelbarere Konfrontation mit konkurrierenden Waren zu Neuerungen.

Der sogenannte „Zackerldekor" der Kannen auf Abb. 13 und 14 deutet auf Einflüsse Lausitzer Steinzeugkannen hin, die Einfaltung des Ausgusses zu einer sog. „Kleeblattmündung" auf Abb. 14 auf die Übernahme von einer in Österreich gängigen Kannenform. Die deutliche Orientierung an der rheinischen

[6] Albrecht 1981: 29—64; Franz Baaden: Das Kannenbäckerland und seine Ausstrahlungen. In: Die Schaulade 5 (1981) 2—8; Bauer 1980: 44—53; Kerkhoff-Hader 1980: 37—56; Heinrich Freitag u. Burchard Sielmann: Die Töpferfamilie van der Zander — Konkurrenz für Langerwehe. In: Rhein. Jahrbuch f. Volkskunde 24 (1982) 93—126; Marcel Schmitter: Die elsässischen Steinzeugtöpfer. In: Rhein. Jahrbuch f. Vkde. 24 (1982) 37—64; u.a.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

24

25

26

27

24 Kaffeekannen, a. H 18 cm, Villeroy & Boch/Mettlach, 2. H. 19. Jh.; Landesmuseum, Trier, Inv.Nr. 15/203. — b. H 16 cm, Binsfeld/Krs. Bernkastel-Wittlich, 1. H. 20. Jh.; Privatbesitz. — 25 Kaffeekanne (Steingut), H 25 cm, Wessel/Bonn-Poppelsdorf 1880—1890; Freilichtmuseum, Kommern, Inv.Nr. 75/2291. — 26 Trinkkrug (Feinsteinzeug), H 19 cm, hergestellt bei Villeroy & Boch/Mettlach nach einem Entwurf von L. Foltz, um 1850; Sammlung Villeroy & Boch, Mettlach. — 27 Trinkkrug, H 12 cm, Westerwald, um 1855/85; Privatbesitz.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Form in der Irdentöpferei (Peterskirchen oder Kröning) belegt hingegen das Exemplar auf Abb. 15. Der für niederbayerische Irdenware typische Spritzdekor wurde hingegen beibehalten.

Anders konnte der Prozeß dort verlaufen, wo bei der Zuwanderung ein gefestigter Formtypus existierte. Das zeigte sich, als sich im 19. Jahrhundert eine Hunsrücker Töpferfamilie in der Südwesteifel niederließ. Obwohl man dort wie auf dem Westerwald und in Adendorf bei Bonn für ein Stoßbutterfaß eine ausgeprägt konische oder gebauchte Form kannte, paßte man sich den Erwartungen der Abnehmer des Eifeler Steinzeugs an und übernahm die schlanke, fast zylindrische Form (Abb. 16, 18).

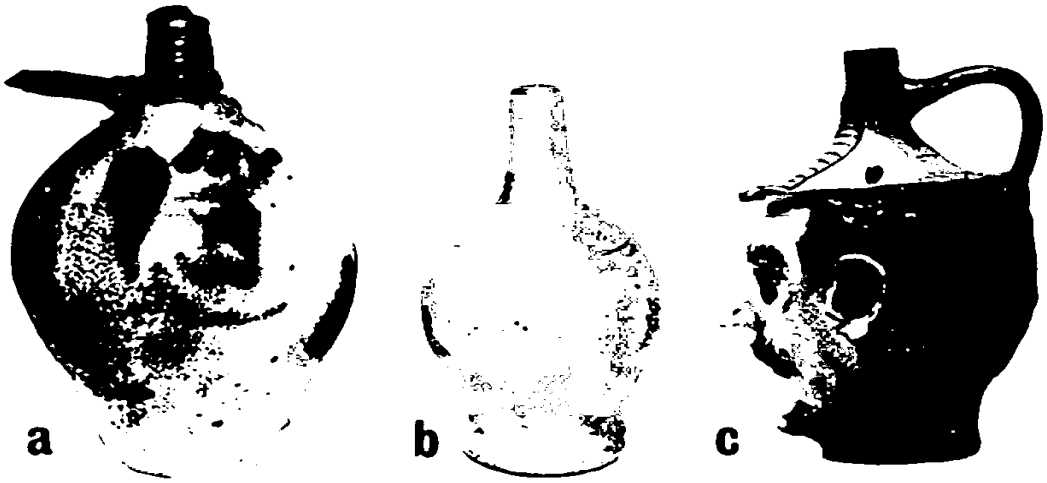
Diese Stoßbutterfässer fordern auf, Aspekte materialübergreifender Vermittlung zu beobachten. Auffallend ist, daß die Mehrzahl der Butterfässer in ihrer formal-dekorativen Ausgestaltung horizontal gegliedert ist. Vergleichsobjekte aus Holz geben Aufschluß darüber, was bei den Steinzeuggefäßen gemeint ist. Was bei ihnen handwerkstechnische Voraussetzung ist, nämlich die Dauben durch Weiden- oder Eisenreifen zu binden, hat sich bei den keramischen Gefäßen — losgelöst von jeder Zweckbestimmung — als stilisiertes Dekorelement übertragen (Abb. 16—19). Die regelhafte Wiederholung solcher Adaptionen ist an den eigentlichen Faßformen ebenfalls abzulesen (Abb. 20—22). Graduelle Varianten reichen von den die Holzmaserung und Nietstellen der Eisenreifen imitierenden Exemplaren über stilisierende Reliefbänder zu sich verselbständigenden Ornamentbändern (Abb. 20—23). Der Formalisierungs- oder Abstrahierungsprozeß endet mit der Auflösung des erkennbaren Zusammenhanges.

Veränderungen in der Wirtschafts- und Lebensweise der Abnehmer bewirkten jeweils einen Wandel im Warenangebot der Töpfer. Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts Molkereien die Butterherstellung übernahmen, war die Nachfrage nach Stoßbutterfässern rückläufig. Zur gleichen Zeit aber setzte sich das Kaffeetrinken auf dem Land durch. Dies stellte die Töpfer trotz der Konkurrenz von Porzellan, Steingut und Email mit der Gestaltung von Kaffeekannen vor eine neue Aufgabe. Die Bestandsaufnahme in der Südwesteifel belegt sehr unterschiedliche Lösungsversuche (Kerkhoff-Hader 1980: Abb. 300—309). Sie zeugen von der Unsicherheit im Formfindungsprozeß, da es noch keine gruppenorientierte Übereinkuft gab. Insbesondere bereitete die Ausformung und Angarnierung von Tüllen Schwierigkeiten. Bei einer Reihe von Kaffeekannen kam es zu einer für die in örtlicher Abgeschiedenheit lebenden Töpfer ungewöhnlichen Lösung, einer aus einer Blattform herauswachsenden Tülle. Es ist die Nachbildung einer Industrieform, die rückblickend eine Art Allgemeinbesitz in der 2. Hälfte des 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert war. Doch in der Mikroanalyse deuten sich Wege der Vermittlung in die Wirkstuben der Krugbäckerhöfe an. Als Modell für diese vegetabile Tüllenform könnten seriell hergestellte Steinzeugkaffeekannen von Villeroy & Boch in Mettlach gedient haben, die von Händlern in die Eifeldörfer verhandelt worden sind (Abb. 24 a+b). In zweiter Linie sind auch Steingutkannen aus der Porzellan- und Steingutfabrik Ludwig Wessel in Bonn-Poppelsdorf als Vorbild denkbar (Abb. 25).

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts übernahmen industriell gefertigte, künstlerische Tonwaren als Innovationsträger eine nicht zu übersehende Vermittlungs-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689



28

Preise für Wiederverkäufer

der Steinzeug-Milchentrahmungssatten in runder und viereckiger Form, sehr einfacher Construction,

„ohne Wasserkühlung"

von Jac. Plein-Wagner Söhne, Steinzeugwaarenfabrik in Speicher (Rheinland).

Über 250,000 Stück im Gebrauch.

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

Fig. 3 gesetzlich geschützt

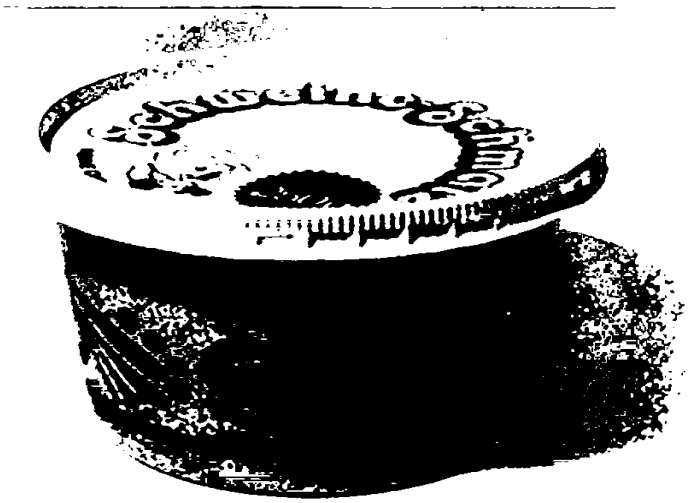
D. R. G. M. Nr 93578.

runde Satte Auslauf unten — runde Satte (mit Ziehdeckel) Seitenauslauf — viereckige Satte Seitenauslauf

Preise der runden Satten (Figur 1) Auslauf unten.

Größe	Nr 1	Nr. 1½	Nr 2	Nr 3	Nr 4	Nr 5	Nr 6	Nr 7	Nr 8	
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

29



30

28 Flaschen, sog. „Enghalskrüge", aus der Südwesteifel, a. H 26 cm; henkellos in sekundärer Verwendung mit Haltegriff (Kordel m. Aststück) als Tiermedizinflasche benutzt, 19./20. Jh.; Museum Bitburg, Inv.Nr. 1408. — b. H 24 cm; für den gleichen Zweck wie 28a hergestellte neue Gebrauchsform, 20. Jh.; Museum Bitburg, o. Nr. — c. H 23,5 cm, Bildniskopf als Feiertagsarbeit, 1885; Privatbesitz. — 29 Preisliste für Steinzeugsatten aus Speicher, um 1901/02; Privatbesitz. — 30 „Schmalztopf" im Steinzeug-Look (Kunststoff), H 6 cm, gekauft 1984 in Düsseldorf; Privatbesitz.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

funktion im traditionellen Töpferhandwerk. Für eine ganze Reihe von nach Entwürfen des Künstlers L. Foltz bei Villeroy & Boch hergestellten Gefäßen wurde dies von I. und W. Endres aufschlußreich nachgewiesen (Endres 1983: 281—315). Auffallend im ganzen ist der freie Umgang mit den personen- bzw. betriebsgebundenen Neuschöpfungen. Schon bei Villeroy & Boch griff man wiederholt in die künstlerische Konzeption ein, indem man bei den aus farbigen Feinsteinzeug hergestellten Gefäßen die farblich kontrastierenden Reliefauflagen veränderte, z.B. das Rahmenwerk variierte, mehrfigurige Szenen — z.T. widersinnig — teilte oder Motive hinzufügte. In einigen aufstrebenden handwerklichen Steinzeugbetrieben auf dem Westerwald setzten sich diese Veränderungen fort. Man kopierte die Appliken, paßte sie nach Gutdünken in Format und Ausgestaltung den in dieser Zeit des Historismus beliebten Trinkkrügen an und setzte sie in die sich gut einführende, für die Massenherstellung von grauem, salzglasierten Steinzeug geeignete Technik des Eindrehens in Negativformen um (Abb. 26, 27). Diese Art der Aneignung entsprach traditionellem handwerklichen Denken, welches das Plagiat nicht und den Musterschutz noch nicht kannte, und verhalf so den Entwürfen von L. Foltz zu einer Popularität auf breiter Ebene.
Der Gedanke an „gesunkenes Kulturgut" (Naumann) ist bei den vorangegangenen Beispielen naheliegend, doch wäre es eine kurzsichtige Interpretation, die die wechselseitige Einflußnahme von Handwerk und Industrie oder Handwerk und Kunst(-handwerk) außer acht lassen würde. Für Tüllenkannen in der Art der Kaffeekanne von Villeroy & Boch gab es u.a. Vorbilder im rheinischen Steinzeug der Renaissance (Falke 1908: Abb. 87, 88). Auch die reliefverzierten Gefäße aus Feinsteinzeug derselben Firma griffen mit der Auflagetechnik und szenischen Gliederung der Motive Merkmale historischen Steinzeugs (16./17. Jh.) auf. Insofern knüpften die Nachbildungen vom Westerwald durch die Vermittlung der V&B-Erzeugnisse mit neuer Technik in der formalen Ausgestaltung an die eigene Tradition an, während sich der Gefäßtypus von den „Pinten" der Renaissance über die „Walzenkrüge" des Barock im Handwerk selbst überliefert hatte.

Impulse zu Veränderungen und Neuerungen, ob aus der unmittelbaren Lebenserfahrung der Töpfer hervorgehend oder im Zusammenhang mit zeitgenössischen Trends stehend, richten sich gegen den gruppenspezifisch gesicherten Kenntnisstand. Ihre Umsetzung in Handlung ist zunächst immer ein Akt individueller Kreativität ehe u.U. eine Verallgemeinerung einsetzt. Zwei Beispiele sollen diesen Aspekt der Vermittlung noch ins Blickfeld rücken.

Zum festen Formenschatz rheinischer Steinzeugtöpfer gehörten vom 18.—20. Jahrhundert bauchige Henkelflaschen (Abb. 10). Auf den Bauernhöfen der Südwesteifel fanden sich mehrfach Flaschen mit abgeschlagenem Henkel, die noch dazu dienten, krankem Vieh Medizin einzuflößen. Um sie dabei besser halten zu können, befestigte man am Hals eine Kordel mit oder ohne Griffholz (Abb. 28 a). Aus der praktischen Erfahrung — die Krugbäcker der Region waren ausnahmslos zugleich Bauern — entstand bei einem von ihnen eine neue Gebrauchsform: eine Medizinflasche mit langem Hals (zum besseren Einflößen) und eingezogener Fußzone (zur leichteren Handhabung) (Abb. 28 b; vgl. Kerkhoff-Hader 1985: 68). Dagegen ließ der spielerische Umgang mit derselben Form bei einem anderen Töpfer die antropomorphe Gestalt einer Henkelflasche entstehen. Noch

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

1973 brachte die Feldforschung entscheidende Hinweise: Es war am Fastnachtssonntag des Jahres 1885, als ein junger Töpfer in humoriger Stimmung den Kopf seines Nachbarn modellierte[7]. Beide, die optimierte Gebrauchsform und die als Portrait überhöhte, dekorative Gebrauchsform zeigen die Spannweite individueller Gestaltungskraft über die Vermitteltheit handwerklichen Könnens hinaus.

Das nachhaltige, richtungsweisende Aufbrechen des Traditionshorizontes unter Ausschöpfung des gesamten persönlichen Leistungsvermögens steckt einen neuen Rahmen der Vermittlung ab. Das zeigte die Analyse des Lebensbildes eines Töpfers aus der Südwesteifel, der im Laufe seines Lebens in sich die Tätigkeitsmerkmale eines Krugbäckers und Bauern, eines Fabrikanten und Kunsthandwerkers, eines Sammlers und Heimatforschers vereinigte (Kerkhoff-Hader 1982; vgl. dies. 1980: 178—182, 1985: 74/75). Sein größter und nachhaltigster Erfolg war gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Weiterentwicklung von flachen Schüsseln zu „Milchentrahmungssatten" mit Ablaufsieben (Abb. 29), mit denen er einen wesentlichen Beitrag zur größeren Effektivität in der Milchverwertung leistete. Weit mehr als seine Berufsgenossen war er in der Lage, Zeitströmungen aufzunehmen und selbständig zu verwerten. Das bedeutete im Vergleich zu ihnen ein Zugewinn an Handlungsstrategien (u.a. Schriftsprachlichkeit: z.B. Notizbuch, Warenkatalog) und Individualkultur (u.a. Geschichtsbewußtsein: z.B. archäologische Ausgrabungen, Nachbildung historischer Gefäße), die ihn in einen weiter gespannten Vermittlungskreis stellten. Diese Individualisierung vollzog sich nicht ohne Konfliktsituationen im tradierten Sozialgefüge der Krugbäcker und Abgrenzungsversuche (z.B. Stempeln seiner Ware) gegenüber Aneignungstraditionen im Sinne eines gemeinsamen handwerklichen Besitzstandes.

Die hier erörterten und exemplifizierten Aspekte handwerklicher Vermittlung von Technik und Form sollen ihren Abschluß mit einem Beispiel handwerklicher Vermitteltheit finden, das sich auf das Verhältnis zwischen Produkt und Verbraucher bezieht — ohne Beteiligung des Handwerks: Schmalz im graublauen Steinzeug-Look eines Kunststofferzeugnisses (Abb. 30). Die suggerierte Vertrautheit mit Material, Technik und Form als mögliche Entscheidungshilfe beim Einkauf erweist sich einschließlich der „unfachmännischen" Druckmulden der Daumen vom „Andrücken der Henkel" als entmaterialisiert. Eine neue, eine Metaebene der Vermittlung ist mit der Anmutung handwerklicher Tradition in diesem industriellen Verpackungsdesign erreicht.

[7] Der Töpfer, Mathias Pitsch aus Bruch, starb nach Aussagen des Gewährsmannes (Jg. 1904) 1926 65jährig. Er formte an demselben Tag noch einen Kopf vom Bruder des auf Abb. 28 c Modellierten, der datiert ist (15.2.1885), während die Flasche nur die Jahreszahl trägt. Bemerkenswert ist: An diesem Tag war tatsächlich Fastnachtssonntag (vgl. Grotefend 1971: 173)! Dies ist ein schönes Beispiel für echte „Feiertagsarbeit" und für Gedächtnistreue in der mündlichen Überlieferung.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Literatur:

Ludwig Albrecht 1981: Herkunft und Genealogie der Kannenbäcker und Pfeifenmacher zu Peterskirchen im Rottal. In: Der Storchenturm 31: 29—64.
Ingolf Bauer 1976: Hafnergeschirr aus Altbayern. München.
Ders. 1980: Steinzeug aus Bayern. 18. und 19. Jahrhundert. In: Beiträge zur Keramik 1. Düsseldorf: 44—53.
Ders. 1982: Handbuch und Führer zum Keramikmuseum Obernzell. München.
Hermann Bausinger [1971]: Volkskunde. Darmstadt.
Hermann Bausinger und Konrad Köstlin (Hrsg.) 1983: Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. Regensburg.
Irmgard und Werner Endres 1983: „. . . künstlerische Geschirre, wie verzierte Humpen . . .". Zur Geschichte einiger keramischer Trinkgefäße nach Entwürfen von Prof. L. Foltz. In: Verhandlungen des Histor. Vereins für Oberpfalz und Regensburg, 123. Bd.: 281—315.
Otto von Falke 1908, ²1977: Das Rheinische Steinzeug, 2 Bde. Berlin (Reprint Osnabrück).
Helge Gerndt 1981: Kultur als Forschungsfeld. München.
Hermann Grotefend 1971: Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit, 11. verb. Aufl. Hannover.
Bärbel Kerkhoff-Hader 1980: Lebens- und Arbeitsformen der Töpfer in der Südwesteifel. Bonn.
Dies. 1981: Schwarzgebrannte Keramik des Mittelalters im Rheinland. In: Schwarzgeschirr im Rahmen der volkstümlichen Keramik. Berichte und Referate, 13. Internationales Hafnerei-Symposion Sibiu-Păltinis 1980. Sibiu: 233—240.
Dies. 1982: Gruppenverhalten und Individualleistung. Dokumente und Selbstzeugnisse zum Leben des Krugbäckers und Steinzeugfabrikanten Jakob Plein-Wagner in Speicher. In: Rhein. Jahrbuch für Volkskunde 24: 163—196.
Dies. 1985: Das Töpferhandwerk als Paradigma in der Handwerksforschung. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 17: 49—81.
Rolf Linde 1972: Sachdominanz in Sozialstrukturen. Tübingen.
Adolf Rieth [1960]: 5000 Jahre Töpferscheibe. Konstanz.
Paul Stieber 1972: Form und Formung. Versuch über das Zustandekommen der keramischen Form. In: Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 1970/71: 7—73.

Quellen:

Amt für Rheinische Landeskunde, Bonn: Josef Ohrem, Steinzeugfabrik Adendorf, Preisliste Nr. 1, Süddeutschland und Mitteldeutschland (1. H. 20. Jh.).
Landeshauptarchiv Koblenz: 1C 8148 / Kannenbecker-Zunft-Ordnung 1775.

Fotonachweis:

Bayer. Nationalmuseum, München (12, 13, 14, 15); Werner Endres, Regensburg (26, 27); Bärbel Kerkhoff-Hader, Bonn (1, 2, 4—10, 16, 18, 19, 22—24, 28, 30); Landwirtschaftsmuseum Hösseringen (17, 21); Rhein. Freilichtmuseum Kommern (25); Unbekannt (3).

Für freundlich gewährte Hilfe bei der Beschaffung des Bildmaterials danke ich herzlich Dr. Ingolf Bauer, München, Dr. Werner Endres, Regensburg, Dr. Michael Faber, Kommern, Dr. Ayten Fadel, Bonn, Dr. Horst Löbert, Hösseringen.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Die Entwicklung des Handwerks und die kulturelle Vermittlungsfunktion von Handwerkern bei der „Europäisierung" Bulgariens im 19. Jahrhundert

Virginia Paskaleva, Sofia

Anhand der in den letzten Jahrzehnten in Bulgarien durchgeführten archäologischen Forschungen wie auch der bekannten schriftlichen Quellen können wir sagen, daß vom 9. bis 13. Jh. die Städte die wichtigsten Handwerkszentren waren. Es war eine beträchtliche Zahl von Handwerken verbreitet wie die Eisengewinnung, das Schmiede-, Goldschmiede-, Kupferschmiede-, Steinmetz-, Maurer-, Schnurmacher- und Töpferhandwerk, die Verarbeitung von Tierknochen, die Glasbläserei, die Herstellung von dekorativen Keramikplatten, die Ziegelbrennerei, Schmuckherstellung, Weberei, Schneiderei, Kürschnerei u.a. Die bei Ausgrabungen gefundenen Gegenstände zeugen von einer für ihre Zeit gut entwickelten und recht spezialisierten Handwerksproduktion. In großen Mengen sind Pflugscharen, Hacken, Schaufeln, Rechen, Messer, Schlüssel, Scheren, Lederbekleidung, Wolle und Leinen, Wasserkrüge, Schüsseln, Ziegel, bemalte Keramiktafeln und Waffen verschiedener Art gefunden worden, die in den bulgarischen Museen aufbewahrt werden.

Im Vergleich zu den vorangegangenen Epochen verzeichnete die Handwerksproduktion im 13. und 14. Jh. einen beachtlichen Fortschritt. Der gut organisierte Staat, der eine aktive Politik betrieb, zu nahen und ferneren Ländern enge Wirtschaftsbeziehungen pflegte und eine starke Armee unterhielt, schuf die Voraussetzungen für einen wirtschaftlichen Aufschwung des Landes und insbesondere für die Entwicklung des Handwerks (Angelov 1950: 430).

Die rasche Entwicklung der handwerklichen Produktion in Bulgarien im 13. und 14. Jh. wurde auch durch die wachsende Bevölkerungszahl und vor allem durch die Zunahme der Bevölkerung in einzelnen Städten wie Tărnovo, Plovdiv, Sofia, Varna, Silistra, Ohrid, Skopje u.a. begünstigt. Die Konzentration von immer mehr Menschen in den Städten war einer der wichtigen Faktoren für die Entwicklung der verschiedenen Handwerke, vor allem von solchen, die mit dem Lebensunterhalt der Menschen, ihrem Alltag und ihren Bedürfnissen verbunden waren. Ein wichtiger Umstand, der zum allgemeinen Aufschwung der Handwerksproduktion beigetragen hat, war der verstärkte Bergbau im Land, die erhöhte Förderung von verschiedenen Metallen (Eisen, Silber, Gold, Kupfer). Somit bestand für das Handwerk in Bulgarien im 13. und 14. Jh. auf Grund der guten Organisation des bulgarischen Staates mit seinen vielfältigen Bedürfnissen, der wachsenden Stadtbevölkerung und des Fortschritts im Bergbau ein günstiger Boden für seine Entwicklung und Vervollkommnung. Soweit ermittelt worden ist, gab es in dieser Periode eine recht beträchtliche Zahl von Handwerken — etwa 50 (Conev 1954: 56). Ebenso wurde ein erkennbarer Fortschritt in den Technologien einiger Handwerke im Vergleich zu den vorangegangenen Jahr-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

hunderten erzielt, und zwar besonders was die Herstellung verschiedener Waffenarten und Haushaltsgegenstände betraf.

Ende des 14. Jhs geriet Bulgarien jedoch unter osmanische Fremdherrschaft, unter der es fast fünf Jahrhunderte verblieb. Die osmanische Eroberung führte zu einer grundlegenden Wende im Wirtschaftsleben der Bulgaren. Nach den durch die Kriegshandlungen verursachten Verwüstungen erholte und entwickelte sich die Handwerksproduktion im 15. und 16. Jh. allmählich wieder. Die Eroberer sorgten für die Wiederbelebung der für die Wirtschaftsentwicklung der besetzten Gebiete notwendigen alten Handwerke und förderten die Entwicklung neuer. Sie nutzten die bestehenden Traditionen und Produktionsgewohnheiten, die Fähigkeiten und die Arbeitsorganisation der unterworfenen bulgarischen Bevölkerung.

Die großen Bedürfnisse und Forderungen der osmanischen Armee zur Zeit der Expansion auf der Balkanhalbinsel und in Mitteleuropa und besonders die in den bulgarischen Gebieten konzentrierten Garnisonen machten die Entwicklung verschiedener Handwerke bei strenger Produktionsspezialisierung notwendig. So dehnte sich die handwerkliche Produktion auf alle bulgarischen Gebiete aus und erfaßte besonders die Städte, wo sie sich immer mehr von der landwirtschaftlichen Produktion loslöste und in Handwerkergenossenschaften (Zünften) organisiert wurde.

Die Zunft (*esnaf* — Mehrzahl des arabischen Wortes *sinef*, was soviel wie Art, Teil, Klasse bedeutet) verwandelte sich in die umfassendste wirtschaftliche und soziale Organisation im osmanischen Feudalsystem (Todorov 1972: 110 f). Sie wurde vom Staat geleitet und unterstützt durch die Kontrolle über die Reglementierung der Produktion und den Verkauf der Fertigerzeugnisse. Andererseits sah die Bevölkerung in ihr eine berufliche, soziale und gesellschaftliche Stütze. In Sofia gab es zum Beispiel im 17. Jh. die im Vergleich zur Einwohnerzahl nicht geringe Zahl von etwa 60 Zünften (Iširkov 1912: 57—62).

Im zweiten Viertel des 19. Jhs erreichte die Handwerksproduktion auf bulgarischem Boden ihre höchste Entwicklung. Das äußerte sich in der verstärkten Differenzierung und Spezialisierung der Handwerke, in der wachsenden Beschäftigtenzahl, dem zunehmenden Produktionsvolumen und der technischen Vervollkommnung. Aus den Informationen, die wir über einzelne Städte und die in ihnen vertretenen Handwerke besitzen, ist zu ersehen, daß es in den 70er Jahren des 19. Jhs in Bulgarien etwa 100 selbständige Handwerke gab. Es entstanden neue Gebiete, die auf eine bestimmte Handwerksproduktion spezialisiert waren (Aleksandrov 1905: 5).

Der Umfang dieser Produktion ist schwer zu erfassen, da genaue statistische Angaben fehlen. So spärlich sie auch sind, geben sie doch ein annäherndes Bild von dem Zustand des Handwerks im 19. Jh. in Bulgarien. Städte wie Karlovo, Sopot, Gabrovo, Sliven, Kotel, Pirdop, Tărnovo, Trojan, Loveč, Koprivštica, Panagjurište u.a. überraschten die Reisenden, die sie besuchten, mit ihrem regen Handwerk und damit, daß Männer, Frauen und Kinder in der Produktion beschäftigt waren. Alte, bereits oben erwähnte traditionelle Handwerke erzeugten große Mengen Waren für den Markt. So gehörte zum Beispiel zu den ältesten Handwerken die Abatuchmacherei, d.h. die Produktion von grobem Wollstoff

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

(*aba*). Etwa Mitte des 19. Jhs führte Sliven jährlich etwa 170.000 Ballen Aba aus, das für seine gute Qualität und Festigkeit bekannt war (Tabakov III, 1929: 52). Ein Ballen enthielt 50 m Aba. In Koprivštica, das rund 7.000 Einwohner zählte, waren etwa 1.500 Personen mit der Herstellung von Aba beschäftigt (Prancov 1886: 21). In den 60er Jahren des 19. Jhs arbeiteten in Gabrovo 100 Gerber- und Kürschnermeister mit rund 400 Gehilfen (Končev 1929: 56). In Karlovo, das zu jener Zeit 12.000 Einwohner hatte, wurden jährlich 300.000 Schafs- und Ziegenfelle verarbeitet (Adgera 1897: 468).

Im großen und ganzen entwickelte sich die bulgarische handwerkliche Produktion im 18. und 19. Jh., d.h. in der Epoche, die wir Bulgarische Wiedergeburt nennen, in folgender Weise:

1. Die traditionellen Handwerke der Vergangenheit wurden weiterentwickelt und verbreiteten sich auf alle bulgarischen Gebiete. Die handwerkliche Produktion vergrößerte ihre Dimensionen und verbesserte sich qualitätsmäßig.
2. Das Handwerk arbeitete nicht mehr nur für den lokalen Markt, für den Austausch von Waren zwischen Stadt und Land, sondern auch für die Märkte des weiten Osmanischen Reiches und besonders für seine kleinasiatischen Provinzen. Einige Erzeugnisse wie bearbeitete Häute wurden auch in verschiedene europäische Länder ausgeführt.
3. Einen starken Auftrieb erhielten bestimmte Handwerke wie die Herstellung von groben Wollstoffen und besonders von Wollschnüren (*gajtani*) für das Besetzen von Kleidern durch die Aufträge der Hohen Pforte, vor allem nach der Reformierung der türkischen Armee. Ununterbrochen wuchsen die staatlichen Aufträge und damit die handwerkliche Produktion in einigen Zweigen, besonders bis zum Krimkrieg (1853—56).
4. In den Kassen der Zünfte sammelten sich zunehmend Finanzmittel an. Ein Teil davon wurde für die Ausbildung von jungen Menschen ausgegeben, die im Ausland „neue Handwerke" erlernen sollten. So schreibt Christo Ivanov, Kürschner von Beruf, 1859 in seinen Erinnerungen, daß er zu jener Zeit die Absicht gehabt habe, „einige Orte Europas" zu besuchen, um ein „europäisches Handwerk" zu erlernen (Ivanov 1984: 17). Er erlernte in Belgrad die Buchbinderei, worauf er nach Marseille ging und sogar versuchte, nach Amerika auszuwandern, doch schließlich kehrte er nach Bulgarien zurück und arbeitete als Buchbinder in der bekannten Druckerei Christo Danovs in Plovdiv. Allerdings konnte sich das für Bulgarien neue Handwerk nicht schnell verbreiten, da die türkische Regierung aus erklärlichen Gründen die Eröffnung von Druckereien in den bulgarischen Gebieten nicht genehmigte.

Ein anderes „neues" europäisches Handwerk bildete sich mit der Errichtung von Uhrtürmen (etwa 100 an der Zahl) in jenen Städten heraus, die zu Handwerkszentren geworden waren. Die Uhren maßen die Länge der Arbeitszeit der Handwerker, die Stunden, die für die Anfertigung einer bestimmten Warenmenge notwendig waren. Auf Grund der technischen Analyse der Uhren dieser Türme kann man sagen, daß sie die ersten automatischen Apparate auf bulgarischem Boden gewesen sind (Conev 1976: 7—6). Der Bau und die Verbreitung von Uhrwerken wirkte sich wohltuend auf die Verbreitung der angewandten Mechanik in den bulgarischen Gebieten aus. So trägt zum Beispiel der Turm, der 1835 in

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Bansko neben der Sveta-Troica-Kirche errichtet wurde, eine Uhr, die heute noch geht. Sie ist von dem bekannten Meister Todor Hadžiradonov gebaut worden, über den wir jedoch fast keine biographischen Angaben besitzen. Weder weiß man, wo er gelernt hat noch sonst etwas. Das von ihm gebaute Uhrwerk zeichnet sich aus durch eine bedeutend größere Kompliziertheit als die übrigen Uhren jener Zeit. Aber auch die anderen Turmuhren sind einzigartig. Die Anfertigung von Uhren war ein neues Handwerk, mit dem sich besonders talentierte Meister beschäftigten.

Als neues Handwerk wurde auch das Gießen und Verlöten der Metalle Zinn und Blei für die Herstellung der sogenannten *vetlenici* betrachtet. Das sind große Gefäße für die Produktion von Spirituosen und das Kochen von Rosenblättern, aus denen man Öl zu gewinnen begann. Überhaupt gestaltete sich die Rosenölgewinnung zu einem neuen Erwerbszweig der Bulgaren, vor allem nachdem sich europäische Handelsfirmen für das bulgarische Rosenöl zu interessieren begannen.

Die Nutzung des Wassers und in geringem Maße des Windes bei verschiedenen Herstellungsverfahren in der Textilproduktion ist eine der maßgeblichen Richtungen in der Entwicklung des technischen Fortschritts in Bulgarien in den ersten Jahrzehnten des 19. Jhs. Der hydraulische Antrieb mit Hilfe der Wasserkraft wurde bei der Herstellung von Wollstoffen für Oberbekleidung, manchen dicken Schnüren (*gaitani*) und im Mühlhandwerk genutzt.

Bei der Holzverarbeitung kam die mit Wasser betriebene Drehbank zum Einsatz, auf der Haushaltsgegenstände hergestellt wurden. Ebenso wurde bei der Bearbeitung von Holz vielfach mechanische Pressen verwendet.

Auch die Eisengewinnung war von einer umfangreichen Nutzung der mechanischen Kraft begleitet. Dabei wurde gewöhnlich das Wasserrad genutzt. Eine gründliche Untersuchung der Konstruktion des Schmiedehammers, der *samokov* genannt wurde, ergibt, daß seine Konstruktion von einem recht hohen Niveau des empirischen Wissens in jener Epoche und von einer guten Kenntnis der Naturgesetze und ihrer richtigen Nutzung zeugt. Die hohe Leistung dieser Hämmer (bis zu 120 Schlägen in der Minute) ist bis heute von manchen mechanischen Hämmern noch nicht überboten worden.

5. Der allmähliche Übergang zu neuen Handwerken, die Vervollkommnung der alten und die Verwirklichung eines relativen technischen Fortschritts in der handwerklichen Produktion waren von einem sozialen Prozeß bedingt, der sich in Jahrzehnten vollzog. Mit der Verbesserung der Arbeitsorganisation, mit der Entwicklung der Produktion für die weiten türkischen Märkte, mit der sich vergrößernden Konzentration bei einer immer rascher anwachsenden Warenzirkulation verfiel der patriarchalische Wohlstand der alten Handwerke. In der zweiten Hälfte des 18. Jhs vertiefte sich die materielle Differenzierung zwischen den einzelnen Mitgliedern der Zünfte. Die energischeren und leistungsfähigeren unter ihnen wurden auch vermögender. Die reich gewordenen Meister eröffneten, obgleich sie Mitglieder der Zunft blieben, selbständige Werkstätten mit 10—20 Gehilfen: Bereits Ende des 18. Jhs gab es in der Plovdiver Zunft der Aba-Hersteller Fälle, in denen der Zunft angehörende Meister eigene Werkstätten mit 10—15 Gehilfen einrichteten (Apostolidis 1932, I und II: 79, 85, 87, 104 f, 109; III: 15—17, 40 f, 46 ff).

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Die vermögenderen Meister entwickelten sich allmählich auch zu Kaufleuten, denn sie häuften ein beträchtliches Kapital an. Sie kauften von den anderen Handwerkern deren Erzeugnisse auf und verkauften sie auf Jahrmärkten und Messen. Und eben diese Handwerker und Händler waren die Mittler für die „Europäisierung" einiger Handwerke, für die Modernisierung ihrer Produktion. Diese tatkräftigen Leute reisten hauptsächlich durch Mitteleuropa, besuchten die Leipziger Messe und brachten dann Neuheiten und Modelle für verschiedene Produktionen in die Heimat mit. Es gibt zahlreiche Beispiele für die von ihnen entfaltete Produktions- und Handelstätigkeit. Sie führten neue Rezepte für verschiedene Gerbstoffe zur Lederbearbeitung und Farben für Wollstoffe und Schnüre ein. Ein typisches Beispiel für die Verwandlung eines vermögenden Handwerkers in einen Großhändler und anschließend in einen Fabrikanten ist Hadži Slavčo aus Tărnovo. Von einem einfachen Kürschner entwickelte er sich zu einem Großhändler, der die Leipziger Messe besuchte und in den 60—70er Jahren des 19. Jhs ein Kontor in Wien hatte (s. Bălgarska misăl 9 (1934) H. 4—5).

Die Kaufmannsbücher und Handelskorrespondenz, die Privatarchive der Zeitgenossen und andere Quellen geben reichen Aufschluß über solche Handwerker, die modernere Betriebe einrichteten, welche in vieler Hinsicht mit den Anforderungen der Zunftorganisation unvereinbar, ihnen aber doch organisatorisch untergeordnet waren. So führten die unternehmenderen Handwerker zum Beispiel eine die Bekleidung der Bulgarin betreffende neue Herstellungsweise ein, das Bedrucken von Kopftüchern: Auf weiße Baumwolltücher wurden verschiedene Blumenmotive aufgedruckt.

Mit dem Eindringen der europäischen Damen- und Herrenkleidung in den bulgarischen Städten im zweiten Viertel des 19. Jhs begann sich auch eine europäische Modeschneiderei zu entwickeln, die *frankteršijstvo* genannt wurde. Dieses neue Handwerk arbeitete ausschließlich im Auftrag. Von ihm wurde zu allererst die Nähmaschine eingesetzt (Mihajlova 1967: 77—127).

Mit dem Anwachsen der Stadtbevölkerung wurde auch die moderne Produktion von Schuhen eingeführt. Die stärkste Entwicklung erfuhr dieses Gewerbe in den Städten Šumen, Haskovo und Gabrovo, wo in den 70er Jahren des 19. Jhs etwa 15 Schuhmodelle hergestellt wurden (Blăskov 1907: 12—16). Nach dem Krimkrieg (1853—1856) begannen jedoch die „neuen" Handwerke die starke Konkurrenz der eingeführten Waren aus Europa zu spüren, die zu niedrigeren Preisen verkauft wurden.

Die Rolle des bulgarischen Handwerks als Mittler für die Hebung des kulturellen Niveaus der Bulgaren während der Nationalen Wiedergeburt äußerte sich auf verschiedene Art. Vor allem entstand durch die sich erweiternde handwerkliche Produktion eine materielle Basis, die die Eröffnung von Schulen in den bulgarischen Gebieten erleichterte, dank derer Jugendliche zum Lernen ins Ausland entsandt werden konnten. Andererseits kamen die sich von den Zünften loslösenden reichgewordenen Handwerker mit der modernen europäischen Welt in Kontakt, und wieder in die Heimat zurückgekehrt, trugen sie auf unterschiedliche Art und Weise zur Hebung der materiellen und geistigen Kultur ihrer Landsleute bei. Viele Handwerker traten ein in die Vorstände bulgarischer Kirchengemeinden, die aus administrativen und finanziellen Erwägungen von den osmanischen

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Herrschern unterstützt wurden. Die Gründung und die aktive Entwicklung der Kirchengemeinden stellt damit eine wesentliche kulturelle Tätigkeit der Bulgaren in jener Zeit dar und sie zählt zudem zu den wirksamsten Mitteln zur Verteidigung der eigenen Interessen und zur Förderung eines nationalen kulturellen Lebens.

Die Zünfte und die zu Reichtum gekommenen Handwerker bilden in jener Zeit die gesellschaftliche Basis der Gemeindeselbstverwaltung. Der wirtschaftliche Aufschwung und insbesondere die Entwicklung des Handwerks nach 1830 führten zu einer Verbesserung der Organisation und zu einer beachtlichen Steigerung der Aktivitäten dieser Gemeinden. Handwerker, Kaufleute und auch die ersten Unternehmer gründeten die ersten weltlichen Schulen, wie z.B. in Koprivštica, und sorgten für die Instandsetzung verfallener Klöster. Stančo Ivanov (1801—1861), Tuchmacher in Plovdiv, seit 1818 Tuchmachermeister und 1840/41 zum Obermeister der Tuchmacherzunft gewählt, läßt mit seiner eigenen materiellen Unterstützung in Plovdiv eine Schule und eine Kirche erbauen. In gleicher Weise wurden auch in anderen bulgarischen Städten und Dörfern aufgrund der materiellen Unterstützung durch die Gemeinden und die Mitarbeit zahlreicher Handwerkerzünfte neue Kirchen und Schulen errichtet, so z.B. 1813 im Dorf Batak, 1819 in der Stadt Trjavna, später auch in den Städten Tatar-Pazardžik, Zlatograd, im Dorf Široka Lăka u.a.m.

Die Gemeinden geben, gefördert durch Handwerker und Kaufleute, deren Namen wir in den Zunftlisten und anderen Archivquellen immer wieder antreffen, religiös-moralische und weltlich-aufklärerische Literatur und insbesondere Lehrbücher heraus; und sie organisieren den Vertrieb von bulgarischsprachigen Zeitschriften und Zeitungen, sammeln auf eigene Kosten Abonnenten, kaufen Exemplare auf, die sie dann kostenlos in den umliegenden Dörfern verteilen. Sie kümmern sich darüberhinaus auch um die Anstellung von Lehrern und Lehrerinnen und helfen so aktiv mit bei der Verbreitung neuer Ideen und der Vermittlung eines neuen Weltbildes.

Die Erweiterung der handwerklichen Produktion und die Zunahme des Reichtums der Handwerker schufen aber nicht nur die materielle Basis für die Gründung von Schulen in den bulgarischen Gebieten, sondern auch dafür, daß Jugendliche zum Schulbesuch und zum Studium ins Ausland geschickt werden konnten. So sandte z.B. die Gemeinde Svištov den später bekannten bulgarischen Maler Nikolaj Pavlovič zum Kunststudium nach Wien und München (1852—1858) und in der Zeit zwischen 1850 und der Befreiung studierten so mit den Mitteln der Kirchengemeinden und der Handwerkerzünfte im Ausland ein ganz wesentlicher Teil der späteren bulgarischen Bildungsschicht.

Nach der Befreiung Bulgariens von der osmanischen Fremdherrschaft 1877/78 zeichnen sich zwei Tendenzen in der Entwicklung der bulgarischen Kultur ab: 1. In den Jahrzehnten bis Ende des 19. Jhs ist für die traditionelle Volkskultur die Tendenz zu ihrem Absterben, zur Auflösung ihres Systems kennzeichnend. Besonders dynamisch verlief dieser Vorgang in den Städten und dort vor allem in der Sphäre der materiellen Kultur. In die städtische Wohnung mit ihrer Inneneinrichtung, in die Bekleidung der Stadtbevölkerung und in ihre Ernährung sowie in ihren Alltag drangen die Erzeugnisse der neuzeitlichen Fabrikproduk-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

tion ein. Es bildeten sich neue, für die Städte typische materielle Lebensbedingungen heraus. Aus diesem Grund kam es nach der Befreiung zu einem schnellen Niedergang tausender bulgarischer Handwerker, die von der Fabrikproduktion direkt verdrängt wurden; betroffen war z.B. die Produktion von groben Wollstoffen (Aba) und *gaitani*, die Kerzenherstellung, die Seifenherstellung u.a. Die Handelsbeziehungen zum riesigen Markt des Osmanischen Reiches waren inzwischen abgebrochen, was ein harter Schlag für jene Handwerke war, die ihre Waren nach Kleinasien ausgeführt hatten.

2. Aufgrund des Festhaltens der Landbevölkerung an der patriarchalen Lebensweise und an anderen Traditionen sowie wegen ihrer niedrigen Kaufkraft blieben in Bulgarien jedoch viele alte traditionelle Gegenstände weiter in Gebrauch. Das alte Handwerk konnte dadurch auf dem Land noch einige Zeit seinen Platz bewahren, obwohl die Zünfte verfielen. Die Transformierung im Sinne einer „Europäisierung" ging nur ganz langsam vonstatten und noch lange Zeit erhielten sich Elemente der traditionellen materiellen und geistigen Volkskultur.

Literatur

Adgera, A.: Zanajčijska i domašna industrija predi Osvoboždenieto. In: Novo vreme 1 (1897) 468
Aleksandrov, V.: Iz istorijata na edin zapadnal pomonăk. In: Spisanie na Bălgarskoto ikonomičesko družestvo IX (1905) kn. 1
Angelov, D.: Po văprosa za stopanskija oblik na bălgarskite zemi prez XI—XIV v. In: Istoričeski pregled VII (1950) 4—5: 430
Apostolidis, M.: Kondika na plovdivskija esnaf (prevel H.K. Peev). Sofia 1932, Bd. I—III.
Blăskov, I.: Materiali po istorijata na našeto Văzraždane. Šumen 1907.
Ončev, P.: Iz stopanskoto minalo na Gabrovo. Sofia 1929.
Conev, Ml.: Mădrosta na starite cărkove. Sofia 1976.
Conev, St.: Stokovo proizvodstvo v feodalna Bălgarija. In: Istoričeski pregled X (1954) 5: 56 ff.
Edin krupen deec na bălgarskoto Văzraždane — tărgovecăt Hadži Slavčo. In: Bălgarska misăl 9 (1934) kn. 4—5.
Iširkov, A.: Grad Sofia prez XVII v. Sofia 1912.
Ivanov Ch. — Golemija: Spomeni. Sofia 1984.
Mihajlova, G.: Văznikvane na văzroždensko obleklo v Panagjurište i Panagjursko. In: Izvestija na etnografskija institut i muzej X (1967) 77—127.
Prancov, St.: Koprivštica ot točka zrenie istoričeska, socialna i ikonomičeska, V. Plovdiv 1886.
Tabakov, S.: Istorija na grad Sliven, III. Sofia 1929.
Todorov, N.: Balkanskijat grad XV—XIX v. Sofia 1972.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

Downloaded from PubFactory at 01/1[illegible]2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Interethnische Beziehungen und Vermittlungsprozesse im siebenbürgischen Töpferhandwerk des 19. Jahrhunderts

Horst Klusch, Sibiu/Hermannstadt

Siebenbürgen hat als Schmelztiegel bodenständiger Überlieferungen mit erkennbaren Einflüssen aus dem Süden (Balkan, Italien), dem Westen (Mittel- und Westeuropa) und dem Osten (Süd- und Kleinasien) im Laufe von Jahrhunderten eine Fülle von Keramikerzeugnissen hervorgebracht, die in ihrer Vielfalt bis in die Gegenwart erhalten geblieben sind.

Verfolgt man die Entwicklung der Formen einiger bestimmter Gefäße der rumänischen Keramik, wie Topf, Schale, Schüssel und Krug, so kann man feststellen, daß die Struktur unserer heutigen Gefäße schon an denen aus vorgeschichtlicher Zeit zu erkennen ist. Wohl bringt der Einfluß der römischen Keramik Formveränderungen mit sich, die auch heute gebietsweise mehr oder weniger ausgeprägt festzustellen sind, wohl hinterläßt der Einfluß der byzantinischen Keramik bleibende Spuren in der Entwicklung des rumänischen Formenschatzes — doch finden sich für das heutige rumänische irdene Gebrauchsgeschirr bereits manche analogen Formen in der Zeit der Geto-Daker. Die Ansiedlung von Magyaren, Szeklern und Sachsen in Siebenbürgen beeinflußte die morphologische Gefäßstruktur der rumänischen Gebrauchskeramik nur in geringem Maße.

Die im 17. Jahrhundert aufkommende siebenbürgische Zierkeramik bietet einige Ausnahmen. Die siebenbürgische volkstümliche Zierkeramik des 17., 18. und 19. Jahrhunderts — eine europäische Spätblüte — verdient es, den wertvollsten Keramikerzeugnissen anderer europäischer Länder an die Seite gestellt zu werden. Bis zum 19. Jahrhundert wurden ausländische Einflüsse aufgenommen und den bodenständigen Traditionen eingegliedert und führten so zu einer Vielfalt von Formen, zu einer Ausdruckskraft der traditionellen Symbolmotive und zu einer künstlerischen Harmonie zwischen Form und Dekor. Bei der rumänischen volkstümlichen Keramik ist es vor allem der byzantinische, bei der sächsichen und ungarischen der Habaner Einfluß. Es wurden Formen und Dekorelemente auch aus Galizien, Bayern, Mähren, der Slowakei und Österreich entlehnt.

Im 19. Jahrhundert findet dagegen in Siebenbürgen ein interethnischer Vermittlungsprozeß kultureller Werte statt, dessen Ursache in den politischen und ökonomischen Veränderungen zu suchen ist. Es ist für Siebenbürgen, und nicht nur für dies, das Jahrhundert des Umbruchs und der Erneuerung, das für Politik und Wirtschaft neue Wege und für alle Unzulänglichkeiten des 18. Jahrhunderts neue Lösungen sucht. Es ist das Jahrhundert der Bildung von bürgerlichen Nationen in Südosteuropa, der bürgerlichen Revolutionen und der nationalen Freiheitsbewegungen. In einem künstlichen Staatswesen wie dem der österreichischen Monarchie waren viele verschiedene Nationen und Völker gezwungen zusammenzuleben, die sich durch Sprache und Herkunft, Sitte und Brauch, wie auch durch ihre Geschichte, ihre Bestrebungen, Ziele und Ideale[1] voneinander unterschieden.

[1] Keith Hitchins: Studien zur modernen Geschichte Transsilvaniens. Klausenburg 1972, S. 5.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Nach einer Volkszählung der österreichischen Behörden aus dem Jahre 1850 lebten in Siebenbürgen 2.062.379 Menschen, davon 1.227.276, d.h. 59,6% Rumänen, 536.011, das sind 26,1% Ungarn und Szekler und 192.482, also 9,3% Sachsen. Zu den restlichen 5 Prozent gehörten Juden, Armenier, Slawen, Zigeuner u.a.[2]

Während Ungarn, Szekler und Sachsen ihre eigenen stimmberechtigten Abgeordneten in den siebenbürgischen Landtag wählen durften, waren die Rumänen noch um die Mitte des 19., wie auch in den vorhergehenden Jahrhunderten, politisch und wirtschaftlich rechtlos, obwohl sie zahlenmäßig die anderen Bevölkerungsgruppen weit übertrafen. Eine Polarisierung der Interessen war demnach unvermeidlich. Während die ungarischen Behörden, geleitet von der Idee des einheitlichen ungarischen Staates, zu einer Magyarisierungspolitik übergegangen waren, forderten Rumänien und Sachsen eine politische Neuordnung der Monarchie auf Grund der nationalen, politischen, konfessionellen und kulturellen Gleichberechtigung aller ihrer Völkerschaften.

Nach der Niederwerfung der Revolution von 1848/49 erntete Österreich die Früchte seiner kurzsichtigen Politik. Es unterließ, den einen, die gegen es gestritten hatten, die Hand zur Versöhnung, den anderen, die mit ihm gefochten hatten, die Hand zum Dank entgegenzustrecken und entfremdete sich dadurch Rumänen, Ungarn und Sachsen[3].

---

[2] E.A. Bielz: Handbuch der Landeskunde Siebenbürgens. Hermannstadt 1857, S. 60.
Im Jahre 1841 bestand nach J. Söllner: Statistik des Großfürstentums Siebenbürgens. 1856, S. 268 die Bevölkerung Siebenbürgens aus 2.143.310 Menschen, die sich folgendermaßen gliedern ließen:

— Rumänen	1.290.970	— Zigeuner	19.902
— Ungarn	225.652	— Armenier	9.141
— Szekler	380.357	— Juden	3.155
— Deutsche	214.133		

Bei einer weiteren Statistik geht Söllner von einer Zählung des Jahres 1844 aus und veröffentlicht folgende Daten:

— Katholiken	282.978	— Gr. Kathol.	688.088
— Reformierte	292.658	— Orthodoxe	622.784
— Unitarier	52.680	— Juden	3.155
— Lutheraner	200.967		

Laut dieser Tabelle waren 1.310.872 griechisch-katholisch und orthodox, was etwa der weiter oben angeführten Zahl der Rumänen entspricht.
Nach L. Kővári: Erdélyország statisztikája (Statistik Siebenbürgens). 1847, S. 197, setzte sich die Bevölkerung Siebenbürgens folgendermaßen zusammen:

— Rumänien	1.200.000	— Szekler	400.000
— Sachsen	200.000	— Ungarn	430.000

52,1% der Bevölkerung Siebenbürgens waren also nach Kővári Rumänen, 18,6% Ungarn, 17,3% Szekler und 8,6% Sachsen. Elisabeth Göllner stellt in einer Mitteilung Zur demographischen Struktur Siebenbürgens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Forschungen zur Volks- und Landeskunde 15/1 (1972) 60 fest, daß obige Daten Kőváris nicht allzu genau sein können, da er, wie auch andere zeitgenössische ungarische Demographen, geneigt war, alle Bewohner, die Ungarisch sprachen und ungarische Schulen besuchten, für Ungarn zu halten; trotzdem ergibt auch diese Statistik eine absolute Mehrheit der Rumänen.

[3] Gh. I. Bodea, C. Göllner, I. Kovács: Gemeinsame rumänisch-ungarisch-deutsche Bestrebungen in den Jahren 1850—1866. In: Forschungen zur Volks- und Landeskunde 16/2 (1973) 53.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Unterstützt durch geschichtliche Ereignisse — 1859 erfolgte die Vereinigung der Walachei mit der Moldau und 1877 proklamierte das rumänische Volk durch seine Vertreter die Unabhängigkeit des Landes — setzten sich fortschrittlich denkende rumänische Intellektuelle zum Ziel, die nationale, kulturelle, sprachliche und territoriale Einheit der Siebenbürger Rumänen mit jenen von jenseits der Karpaten zu fördern und forderten, wenn auch vergeblich, vor dem siebenbürgischen Landtag zu Hermannstadt (Sibiu, 1863) und vor dem Budapester Parlament (1861) wie auch vor dem Wiener Reichsrat (1860) politische Gleichberechtigung.

Die Siebenbürger Sachsen, einer Reihe ihrer seit Jahrhunderten verbrieften politischen und wirtschaftlichen Vorrechte verlustig gegangen, wehrten sich gegen die Einführung der ungarischen Staatssprache anstelle der lateinischen, und im Rahmen des sich entfaltenden „Sprachkampfes" (Landtag zu Klausenburg 1841/42) wiesen sie darauf hin, daß es nicht notwendig sei, eine Landessprache zu bestimmen, da die wallachische diesen Platz schon eingenommen habe.

Das wirtschaftliche Leben in den Städten Siebenbürgens war im Jahre 1811 durch den österreichischen Staatsbankrott schwer erschüttert worden. Die Preise stiegen, Hungersnot und Pest forderten ihre Opfer, ein allgemeiner Geldmangel lähmte die Wirtschaft. Dazu gesellte sich die österreichische Konkurrenz. Viele Handwerkszweige konnten dieser nicht entgegentreten und gingen seit der Jahrhundertwende ständig zurück. Allein in Hermannstadt/Sibiu fiel die Anzahl der Kürschnermeister in den Jahren 1829 bis 1854 von 84 auf 24, die der Schneidermeister von 66 auf 43 und die der Schmiede von 24 auf 9[4].

Die demokratischen Freiheitsideen des Jahres 1848 sowie die provisorischen Handels- und Gewerbeeinrichtungen von 1852 hatten die längst überlebten Zunftordnungen wirkungslos werden lassen; die Auflösung der Zünfte durch das Gewerbegesetz von 1872 war nur noch eine Formalität. Man verzichtete damit, ohne große Trauer, auf eine Institution, deren Werdegang eng mit der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung verknüpft war, sich jedoch schon im 18., vor allem aber im 19. Jahrhundert hemmend auf die Entfaltung der Wirtschaft ausgewirkt hatte. Die einschränkenden Bestimmungen der Zunftordnungen hatten eine zeitgemäße Entwicklung des Handwerks verhindert.

Schon im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts wurde der Mangel an Arbeitskräften durch die kurzfristig (1—4 Jahre) beschäftigten sächsischen, aber auch rumänischen und ungarischen Wandergesellen aus allen Teilen Siebenbürgens überbrückt. Ein dem Hermannstädter Töpferzunft- und Bruderschaftsbuch entnommenes Beispiel zeigt das Verhältnis zwischen ortsansässigen Töpfern und Wandergesellen. Im 19. Jahrhundert sind in Hermannstadt/Sibiu 153 Töpfer (Meister, Gesellen und Lehrjungen) als ansässig registriert; die Anzahl der Wandergesellen beläuft sich jedoch auf 285. Sie wurden nicht in die Zunft aufgenommen, waren aber schon ab 1830, ohne Unterschied der Nationalität, Mitglieder der Bruderschaft und nahmen regelmäßig an den Zusammenkünften teil[5].

---

[4] Friedrich Teutsch: Geschichte der Siebenbürger Sachsen, 3. Bd. Hermannstadt 1910, S. 66.

[5] Horst Klusch: Zum Hermannstädter Töpferhandwerk des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Forschungen zur Volks- und Landeskunde 18/1 (1975) 57—74.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Für das Töpferhandwerk der Siebenbürger Sachsen brachte das 19. Jahrhundert einen Niedergang. Metall- und Porzellangefäße verdrängten die irdenen immer mehr. Die Verdienstmöglichkeiten der Gesellen gingen zurück, ihr Wochenlohn unterschied sich zwar von Ort zu Ort, lag jedoch überall unter dem der anderen Handwerker. Ein Vergleich des Wochenlohns der Gesellen von 39 verschiedenen Gewerbszweigen ergibt, daß der des Töpfergesellen erst an 30. Stelle einzuordnen ist. In dem gleichen Maße wie sächsische Töpferzünfte in Kronstadt/Braşov, Schäßburg/Sighişoara, Hermannstadt/Sibiu, Broos/Orăştie, Agnethlen/Agnita und Bistritz/Bistriţa von wirtschaftlicher Stagnation und Rückgang des Gewerbes befallen waren, entwickelten, in umgekehrtem Verhältnis, durch keine Verbote mehr gehemmt, rumänische Töpferzentren und -werkstätten eine reiche Tätigkeit, deren Ausmaß von den rumänischen Heimatforschern bei weitem noch nicht erfaßt worden ist. Es sind dies Töpferwerkstätten mit jahrhundertealter Tradition in Südsiebenbürgen (Tohan), im Alttal (Fogarasch/Făgăraş und Cîrţişoara), im Bihorgebirge (Leheceni u.a.) und vor allem im Bîrgău-Tal.

Alte Urbarialakten, Konskriptioslisten, Steuerprotokolle und Matrikelbestände bieten uns nicht selten wertvolle Hinweise, sowohl das zahlenmäßige Auftreten einer Erscheinung in Verbreitung und Dichte betreffend, als auch, wie im Falle von Zunfturkunden, die Formationen des Gewerbelebens, ja ausgesprochene Handwerksgenealogien. Von besonderem Wert erweisen sich dabei Quellen chronistisch-narrativen Inhalts, wie etwa Reise- und Tagebücher.

Zu diesen gehört das vom Wiener Staatsrat Hietzinger verfaßte Zeitdokument „Statistik der kaiserlichen Militärgrenze"[6], das uns außer einem aussagekräftigen Bild der damaligen sogenannten „Industrie" eine nicht unerhebliche Anzahl wirtschaftlicher, technischer und technologischer Daten übermittelt. Hietzinger vermerkt: „In allen Grenzprovinzen werden gemeine Töpferwaren von Handwerkern und noch mehr von unzünftigen Arbeitern in Menge verfertigt. Dem Geschirr fehlt fast überall die Glasur. . . . Sehr gute Ware erzeugen die Töpfer von Hatzeg [Haţeg] und Bár [Baru Mare u. Baru Mic im Kreis Hunedoara] im ersten Wallachenregimente."

Von diesem für die Entwicklung der transsylvanischen Töpfergewerbes des 1. Viertels des 19. Jahrhunderts überaus aufschlußreichen Hinweis abgesehen, überrascht die „Statistik" noch durch eine das zweite, in Nordsiebenbürgen stationierte Grenzregiment betreffende Mitteilung über die Bîrgăuer Pfeifenindustrie. Da heißt es wörtlich: „Eine Eigentümlichkeit des zweyten Wallachenregiments nicht nur, sondern vielleicht des ganzen Großfürstentums sind die ziemlich weit verbreiteten schönen und leichten Borgoer Pfeifenköpfe", von denen „jährlich über 30.000 nach Galizien und Ungarn ausgeführt werden." Dazu erfahren wir, daß einige Ortschaften des Regiments, vor allem der 4. Kompagnie, und unter dieser besonders Susenii Bîrgăului, die Pfeifenherstellung als Broterwerb betrieben.

---

[6] Horst Klusch: Borgotaler Töpferkunst im Ausland gefragt. In: Neuer Weg 20. Jg., Nr. 6010, 7.XI.1968, S. 4.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Vogelmotive von Tellern und Krügen — Gelb auf braunem Grund. Rumänisches Töpferzentrum, Bîrgău-Tal, Ende des 18. Jhs. (Arbeitete hauptsächlich für die rumänische Bevölkerung).

Dieser Hinweis und die darauf folgenden technologischen Details über die Herstellung der Pfeifenköpfe lassen darauf schließen, daß den rumänischen Töpfern aus dem Bîrgău-Tal eine langjährige Erfahrung im Töpferhandwerk eigen war, und daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dort eine gute unglasierte Gebrauchs- und glasierte Zierkeramik erzeugt wurde, die in Nordsiebenbürgen einen großen Einfluß auf den Dekor der sächsischen und ungarischen Gebrauchs- und Zierkeramik gehabt hat.

Im Verbreitungsgebiet des Bîrgău-Tales sind uns Gefäße von guter Qualität erhalten geblieben, deren kyrillische Inschriften beweisen, daß sie von rumänischen Töpfern für rumänische Verbraucher hergestellt worden waren. Ihr Dekor, der bis jetzt irrtümlich den sächsischen Töpfern zugeschrieben wurde, zeigt geometrische wie auch figurale Motive von hervorragender künstlerischer Ausdruckskraft. Die Vogeldarstellungen auf einigen erhalten gebliebenen Tellern bezeugen noch alte mythologische Vorstellungen vom Lebensbaum. Auf dem Rand eines dieser Vogelteller steht in kyrillischer Schrift „preţu 6 creţari buc" (6 Kreuzer das Stück). Auf einem anderen sind zwei Vögel jeweils in einem doppelkronigen Lebensbaum dargestellt — ein beliebtes Motiv, das in verkürzter Form auf siebenbürgisch-sächsischen Ziertellern aus Bistritz Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts in verschiedenen Varianten wiedergegeben wurde.

Kundige sächsische Töpfermeister aus dem Gebiet um Bistritz hatten mit viel künstlerischem Einfühlungsvermögen und technischem Können wertvolle Erfahrungen des siebenbürgischen Töpferhandwerks aller Nationalitäten verwertet und aus der gemeinsamen Ornamentensprache alte Sinnbilder neu belebt. Ein kontrastreicher Pinselstrich und eine ausgewogene klare Malhorn-Zeichnung sind ein Wesenszug aller dieser Erzeugnisse. Schlank, mit durchgebogenem Rücken und langen Schwanzfedern, meist mit nach oben gewendetem, bei einigen Darstellungen fast bis auf den Rücken zurückgebogenem Kopf, mit zierlichen aber schwungvoll gezeichneten Füßen, unterscheiden sich diese Vogeldar-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Teller mit Vogelmotiven — Gelb, Braun, Grün, Blau auf weißem Grund. Sächsisches Töpferzentrum, Bistritz, Anfang des 19. Jhs. (Arbeitete für rumänische, sächsische und ungarische Bevölkerung im Nösnerland.)

stellungen von denen anderer siebenbürgisch-sächsischer oder ungarischer Zierkeramik, gleichen aber jenen auf den rumänischen Erzeugnissen des Bîrgău-Tales. Nie steht der Vogel allein da. Entweder hat er über seinem Rücken stilisierte, oft palmettenartige Pflanzenmotive (ein Detail des doppelkronigen Lebensbaums auf dem rumänischen Teller), oder er hält eine stilisierte Blume, Traube, manchmal einen Fisch in seinem Schnabel.

Eine andere Gruppe von siebenbürgisch-sächsischen Tellern aus Bistritz/Bistriţa belegt, ebenfalls durch Auswahl und Anordnung einiger Motive, einen sichtbaren Einfluß rumänischer Volkskunst. Das Sonnenrad im Mittelpunkt des Spiegels sowie strahlenförmig angeordnetes stilisiertes Blattwerk erinnern an byzantinische Ornamentik, die nicht nur in Bistritz/Bistriţa, sondern auch in Vama, Baia Sprie und Tîrgu Lăpuş bleibende Spuren hinterlassen hat (s. Abb. S. 143).

Das Wirkungsgefüge der Vermittlung beruhte in diesem Fall auf einer Marktlücke. Die Erzeugung von Zierkeramik im Bîrgău-Tal, die durch den Wochenmarkt in Bistritz sowohl der rumänischen als auch der sächsischen Bevölkerung zugute kam, geriet Anfang des 19. Jahrhunderts ins Stocken; die Ursachen gehen wohl darauf zurück, daß in dem Gebiet des Grenzregiments die Rohstoffe für die Glasurbereitung knapp waren und daß durch die Pfeifenproduktion ein leichterer und besserer Gewinn erzielt werden konnte. Die vorhergegangene Produktion hatte jedoch bei der Bistritzer Bevölkerung Erwartungen hervorgerufen, die nun von der sächsischen Töpferzunft erfüllt wurden, die die handwerklich-technischen-technologischen Bedingungen dazu besaß.

Die Gestaltung des Materials bis hin zum fertigen Stück, die Beurteilung durch den Käufer und die Kenntnisnahme sowie Einarbeitung dieser Beurteilung auf dem Wege der Rückkopplung durch den Hersteller bilden, nach Paul Stieber, eine geschlossene Kette von Wirkungen; regeltechnisch betrachtet wäre dies ein Regelkreis, dessen verschiedene Stationen einzelne „Glieder" darstellen[7].

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Teller — Blau, Grün, Rotbraun auf weißem Grund. Szekler Töpfer, Noul Român, 19. Jh. (Arbeiteten für rumänische Bevölkerung aus dem Alttal.)

---

[7] Paul Stieber: Formung und Form. Versuch über das Zustandekommen der keramischen Form. In: Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 1970/71, S. 7—73.
Der Käufer oder Empfänger kauft das Stück auf Grund einer aus vielen Komponenten zusammengesetzten Motivation, die dem Handwerker mitgeteilt wird. Einige wichtigere von ihnen sind: Schönheit (was immer der Empfänger darunter versteht!), Repräsentation, Bedeutung (z.B. ordnende, sinngebende usf.), Selbstdarstellung (d.h. das bewußte und/oder unbewußte Streben danach), der Gebrauchszweck (Festigkeit, Dauerhaftigkeit, Feuerfestigkeit). Es spielen auch Vorbilder verschiedener Art und Traditionen eine Rolle bei der Bildung der Motivation.
Die ganze Motivation des Empfängers (die Vorstellung von dem, was er haben wollte, seine Idee von der Sache, seine Erwartung) muß dem Handwerker, dem Hersteller auf das genaueste bekannt gemacht werden. Aus diesem, aus seiner Erinnerung und seinen Erfahrungen bildet der Hersteller seinerseits eine neue Motivation, die sich in einer Vorstellung dessen, was er herstellen will, niederschlägt. Diese ist während des Herstellungsprozesses gegenwärtig, sie geht auf kurzgeschlossenem Weg in Form und Dekor ein.
Sofern das fertige Stück der Vorstellung des Empfängers nicht entspricht, teilt dieser die Diskrepanz beim nächsten Kauf dem Hersteller mit; damit wirkt die Differenz zwischen dem Ergebnis des Herstellers und der Erwartung des Empfängers verändernd auf das Bewußtsein des Herstellers.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Durch Rückkopplung wurden im Falle der Bistritzer sächsischen Töpfer nur die Dekormotive von rumänischen volkstümlichen Tellern vermittelt, die Form der Teller aber, die seinerzeit Mitte des 18. Jahrhunderts von den slowakischen Fayencetellern entlehnt worden war, blieb erhalten, und die Chromatik des Dekors wurde der zeitgenössischen ungarischen Malweise in Braun, Grün, Blau und Gelb angepaßt. Auf diese Art entstand ein neuer Typus der Zierkeramik, die unsere Heimatforscher, weil von Sachsen erzeugt, der sächsischen zugeordnet hatten. Auf dem Wochenmarkt jedoch wurde diese Keramik von den Töpfern an alle hier zusammenwohnenden Nationalitäten verkauft und damit in die Inneneinrichtung rumänischer, sächsischer oder ungarischer Bauernhäuser integriert.

Der Vermittlungsprozeß ethnischer Merkmale fand auch innerhalb der Werkstätten statt, in denen nebeneinander rumänische, ungarische oder sächsische Töpfer das Handwerk ausübten. Wenn auch nicht jeder von ihnen am vollständigen technologischen Ablauf beteiligt war, konnte doch jeder alle Stufen der Herstellung überblicken und beherrschte Formung, Brand und Dekorationsweisen der Gefäße. Trotz einer relativen Arbeitsteilung im Herstellungsprozeß war Einheit von Arbeit und Leben noch gesichert; die Mitarbeiter, soweit sie nicht ohnehin zur Familie gehörten, wurden in den Hausstand des Meisters aufgenommen. Der einzelne hatte nur begrenzte Möglichkeiten, die Töpferware nach eigenem Gutdünken herzustellen. Abgesehen von örtlichen und materiellen Gegebenheiten mußte er sich in erster Linie nach der Traditionsgebundenheit der jeweiligen Käufer richten, die Abweichungen nur in begrenztem Maße zuließ. Ethnisch bedingte Initiativen der Töpfer im Rahmen der Arbeitsteilung äußerten sich selten in der Formgebung und Darstellung der Sinnbilder, sondern eher in der Komposition der Motive und vor allem in der Chromatik des Dekors.

In Baija Mare z.B., wo rumänische und ungarische Töpfer in einer Zunft zusammengefaßt waren[8], auch in Werkstätten nebeneinander arbeiteten, wurden die typischen rumänischen Dekorelemente wie Sonnenrad, strahlenförmig angeordnetes Blattwerk oder konzentrisch gesetzte stilisierte Blätterranken unter dem Einfluß der ungarischen Töpfer mit lebhaften Farben dekoriert. In größeren Töpferwerkstätten wie jenen von Turda, Dej, Bistritz/Bistriţa, Salzburg/Ocna Sibiului u.a. waren im 19. Jahrhundert entweder rumänische und ungarische oder rumänische und sächsische Töpfer am Arbeitsprozeß beteiligt.

Einige birnenförmige sog. Turdaer Krüge (Verbreitungsgebiet ganz Siebenbürgen) können uns hier als Beispiel dienen, denn sie zeigen alte Symbolmotive wie Lebensbaum, Vogel und Hirsch, die oft in verblüffender Weise altes iranisches Sagengut wiedergeben. Dazu gehört der doppelkronige Lebensbaum mit der gespaltenen Wurzel und dem Dreisproß in der Spalte. Die fast unmittelbar an den gespaltenen Stamm anschließenden Doppelkronen zeigen, daß diese Darstellung unter byzantinischem Einfluß geprägt wurde[9]. Sie ist auch heute in den mittelalterlichen Freskenmalereien rumänischer Klöster, insbesondere in denen der

[8] Barbu Slătineanu, Paul Stahl, Paul Petrescu: Arta populară în Republica Populară Română. Ceramica. Bucureşti: Editura de stat pentru literatură şi artă, 1958, S. 174.

[9] Horst Klusch: Siebenbürgische Töpferkunst. Bukarest: Kriterion Verlag, 1980, S. 53: Die Häufigkeit dieses Motivs, das im siebenbürgischen Raum auf Keramikgefäßen verschiedene

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Vogel- und Lebensbaummotiv von Krügen — Grün, Gelb, Braun, Blau auf weißem Grund. Szekler Töpfer, Turda und Odorhei. (Arbeiteten für rumänische, sächsische und ungarische Bevölkerung aus ganz Siebenbürgen.)

Moldau, zu finden. Der Vogel, auf einigen Turdaer Krügen als Zentralgestalt zwischen zwei Lebensbäume gestellt, ist ebenfalls den byzantinischen Sinnbildern entlehnt und hat in die rumänische Ikonographie Eingang gefunden. Auf Krügen des 19. Jahrhunderts werden diese Symbolmotive unter dem Einfluß der Sachsen und Ungarn in der von den Habanern entlehnten Malweise, d.h. in Blau, Grün, Gelb und Braun auf weißem Grund wiedergegeben, mit einer Aussagekraft, wie wir sie in Mitteleuropa, vor allem in der Slowakei oder Ungarn nicht antreffen[10]. Eine Vielfalt von Kurzformen dieser Motive ist kennzeichnend für den siebenbürgischen Keramikdekor geworden.

Abwandlungen erfahren hat, macht die ausführlichere Erklärung dieses Sinnbilds erforderlich. Ein altes iranisches Märchen erzählt von einem Baum, der am unteren Ende des Stammes gespalten ist. Der Spalte entströmt Lebenswasser, das Unsterblichkeit oder Heilung aller Gebrechen verleiht. Als Wächter und Beschützer sitzen in der Krone des Baumes zwei Vögel, deren Aufgabe es ist, alle Schädlinge zu vertilgen und den um Hilfe Flehenden von dem Heilquell Wasser zuzutragen. Dieses iranische Baummotiv kommt schon früh in den Mittelmeerraum. Auf Keramikvasen der griechischen Antike wird der gespaltene Stamm deutlich betont. Die Baumsarkophage des 4. Jahrhunderts kleinasiatisch-antiochischer Herkunft zeigen Baummotive, die am Fuße des Stammes einen ziemlich weit hinaufragenden Spalt aufweisen und in dessen Zweigen der unausbleibliche Vogel sitzt. Nach Siebenbürgen kam das Motiv im Mittelalter über Byzanz und Venedig.

[10] Interessant ist, daß der iranische Lebensbaum auf Keramikgefäßen Österreichs und der Slowakei häufig anzutreffen ist, mit gespaltenem Stamm aber nur in Siebenbürgen auftritt.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Zu einer interethnischen Vermittlung von Formen und Dekor führte auch der Konkurrenzkampf einiger Töpferzentren oder -werkstätten um den Absatzmarkt. Die Töpfer dieser Ortschaften waren bemüht, typisches Ziergeschirr anderer Nationalitäten zu erzeugen. So hatte z.B. die ungarische Töpferzunft aus Odorhei, um einen ambulanten Handel in ganz Siebenbürgen zu organisieren, die Zierkeramik der Rumänen und Sachsen nachgeahmt. Im Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Kronstadt/Braşov von 1878 wird erwähnt: „Der szekler Töpfer, aus ziemlicher Entfernung kommend, erscheint nach der Ernte in sächsischen und rumänischen Ortschaften, seine Ware vom Wagen aus feilbietend, und empfängt den Preis für Stücke in Weizen oder Kukuruz (Mais)". Auch in Cîrţişoara und Noul Român, Ortschaften mit rumänischer Bevölkerung, siedelten sich Szekler Töpfer an und stellten die ortsgebundene traditionelle Zierkeramik her.

Ungarische Töpfer aus Noul Săsesc neben Kronstadt/Braşov kopierten die sächsische Burzenländer Ware, um sie an die sächsische Bevölkerung verkaufen zu können. In Tohan neben Kronstadt/Braşov, wo schon im Jahre 1619 dem Töpfer Micul Bucur das Recht auf Lebenszeit urkundlich bestätigt wurde, „monatlich ein Fuder Dopen (= Töpfe) auf Croner Markt zu bringen", sind im Jahre 1849 51 rumänische Töpfer bestätigt. Sie erzeugten unter anderem weißblaue Teller nach sächsischer Art, ersetzten aber auf einigen davon den Pflanzendekor durch geometrische Motive, oder ordneten nach rumänischem Brauch stilisierte Pflanzenblätter stern- oder strahlenförmig an (s. Abb. gegenüber).

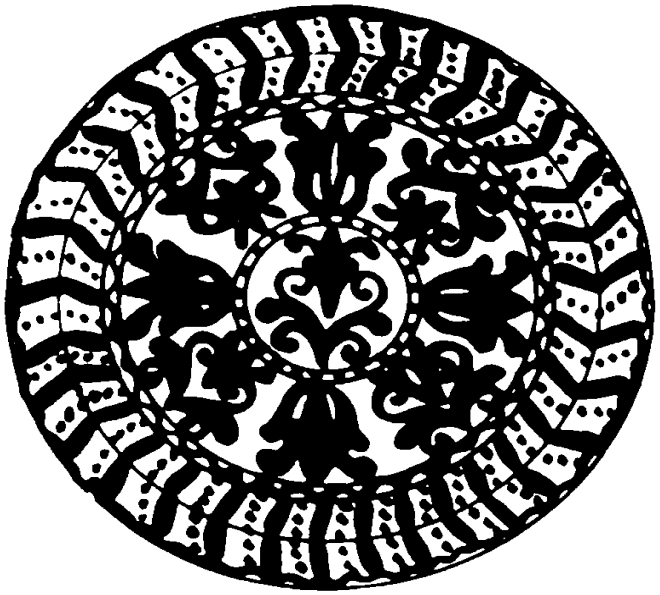
Interethnische Vermittlungen im Töpferhandwerk sind auch bei den rumänischen Töpfern der Moldau und Munteniens und den sächsischen Töpfern Siebenbürgens zu beobachten. Daß der Einfluß der siebenbürgisch-sächsischen Töpferei auf die der Moldau schon im 15. Jahrhundert wirksam war, erweisen die unglasierten Kacheln mit stilisierten Tulpenmustern unter einem Rundbogen, die in Suceava gefunden worden sind und für die es in Siebenbürgen zahlreiche Gegenstücke gibt. Allein im Jahre 1503 verzeichnen die alten Rechnungsbücher Kronstadts/Braşov, daß Handwerkserzeugnisse, darunter auch Keramik, im Werte von 100.000 Gulden in die Moldau ausgeführt wurden[11]. Gleichzeitig wurden aber handwerkliche Erzeugnisse aus der Moldau nach Siebenbürgen eingeführt. Im Vermerk des im Jahre 1564 in Hermannstadt/Sibiu beschlossenen Artikels der Töpferzunft können wir lesen: „Die Bleschlender sollen frey sein ungegliste (= unglasierte) Arbeit in die Stadt auf die Marktage tzu bringen, und tzu verkaufen, wie sie mögen, im Land aber sollten sie keine umbher führen, bey verlierung derselben"[12]. Daß auch glasierte Keramikware der rumänischen Fürstentümer in Siebenbürgen begehrt war, bezeugt folgendes Beispiel. Als im Jahre 1619 der Blitz in den Hermannstädter Kirchturm einschlug und das Dach zerstörte, gab der Hermannstädter Stadtrat „weiß, blau, grün und rot glasierte Dachziegeln" nicht bei den zünftigen Töpfern der Stadt in Auftrag, sondern jenseits der Karpa-

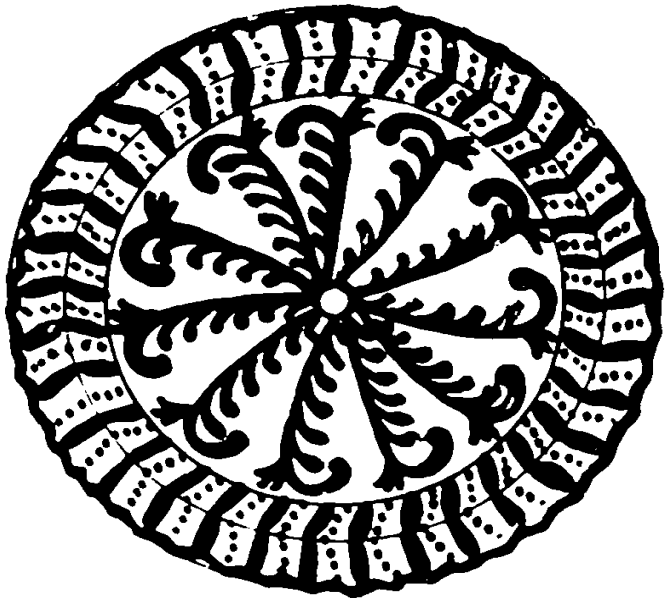
[11] I. Sabău: Relaţiile politice dintre Moldova şi Transilvania în timpul lui Ştefan cel Mare. In: Studii cu privire la Ştefan cel Mare. Bucureşti 1956, S. 225—227.

[12] A. Eichhorn: Die Töpfer. In: Mitteilung des Burzenländer Museums IV (1940) 69—85.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689





Teller — Blau auf weißem Grund. Rumänisches Töpferzentrum, Tohan, 19. Jh. (Arbeitete für sächsische Bevölkerung aus dem Burzenland.)

ten, in Curtea de Argeş. Auch aus dem 19. Jahrhundert kennt man wertvolle Keramikgefäße, die aus dem Altreich eingeführt wurden und noch den Zollstempel aufgeklebt haben.

In Analogie zur Völkerstruktur Siebenbürgens gibt es, wie wir sehen, eine rumänische, eine sächsische und eine ungarische volkstümliche Zierkeramik, eine Ordnung, die auch heute als natürliche, historisch und kulturell bedingte Klassifikation gerechtfertigt erscheint. Eine ethnische Zuordnung ergibt sich aus einer eingehenden sozial-kulturellen Analyse der Lebensweise und Sachkultur der betreffenden nationalen Gruppen, wobei das Charakteristische in Formgebung, Verzierungstechnik und -stil, Oberflächenbeschaffenheit und funktioneller Bedeutung bei der Eingliederung des Keramikmaterials beachtet werden muß. Mit Rücksicht darauf lassen sich Ballungszentren ethnischer Kulturgebiete ausmachen, wie beispielsweise das Gebiet um Hatzeg, um das Bihorgebirge und das Bîrgău-Tal für rumänische Zierkeramik, Reps/Rupea, Schäßburg/Sighişoara und Umgebung für sächsische und das Szeklergebiet für ungarische Keramik. Zwischen diesen liegen Übergangszonen, deren Erzeugnisse nur schwer dem Einfluß-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

bereich des einen oder anderen Zentrums eindeutig zugeordnet werden können.

Das Fehlen eines eingehenden Studiums kennzeichnender Merkmale hat um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert einige Heimatforscher dazu verleitet, die ethnische Zugehörigkeit der Siebenbürger Keramikgefäße nach der Nationalität des vermuteten Erzeugers zu bestimmen. Danach gelten z.B. als ungarische Keramik alle Erzeugnisse ungarischer Töpfer, eine Auffassung, die auch heute noch teilweise verbreitet ist. Dieser Grundsatz mag wohl für die Zeit, da Töpferei noch Hausgewerbe war, richtig gewesen sein, kann aber für das zünftige Handwerk, das sich nach dem Gesetz des Angebots und der Nachfrage richtete, nur bedingt angewandt werden. Aus den Modellbüchern der Schneiderzunft aus Mediasch können wir ersehen, daß nach Bestellung auch rumänische und ungarische Trachtenhosen angefertigt wurden, die nach ihrer Fertigstellung auch rumänische oder ungarische Trachtenstücke blieben, obwohl sie von einem sächsischen Schneider genäht worden waren. Warum soll es bei der volkstümlichen Zierkeramik anders gewesen sein? Ungarische Töpfer aus Corund kopieren heute mit Vorliebe sächsische Zierkeramik: Wird sie dadurch zu einer ungarischen Zierkeramik? Wohl trägt jedes Keramikerzeugnis die Handschrift seines Schöpfers, die im stilistischen oder technischen Detail zum Ausdruck kommt, doch sind solche Details eher individuell bestimmt und können nicht immer als ethnische Stilelemente gewertet werden.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Archivalische Quellen und ihre Interpretation zur Differenzierung des Handwerks in Niederbayern zwischen 30jährigem Krieg und Säkularisation

Fritz Markmiller, Dingolfing

Vorbemerkung: Das Symposiumsreferat des Verfassers war frei vorgetragen und „lebte" besonders auch durch die „Konvertierbarkeit" des Materials in Bezug auf Querverweise innerhalb des soziokulturellen Kontextes sowie durch beigegebene tabellarische Darstellungen via Overhead-Projektion. Nachfolgend wird deshalb eine knappe Zusammenfassung im Stil einer kommentierten Bibliographie und Quellenübersicht geboten, die als methodisches Gerüst für eingehendere Untersuchungen auch in anderen Landschaften dienen kann.

Zeitraum und Region der Betrachtung

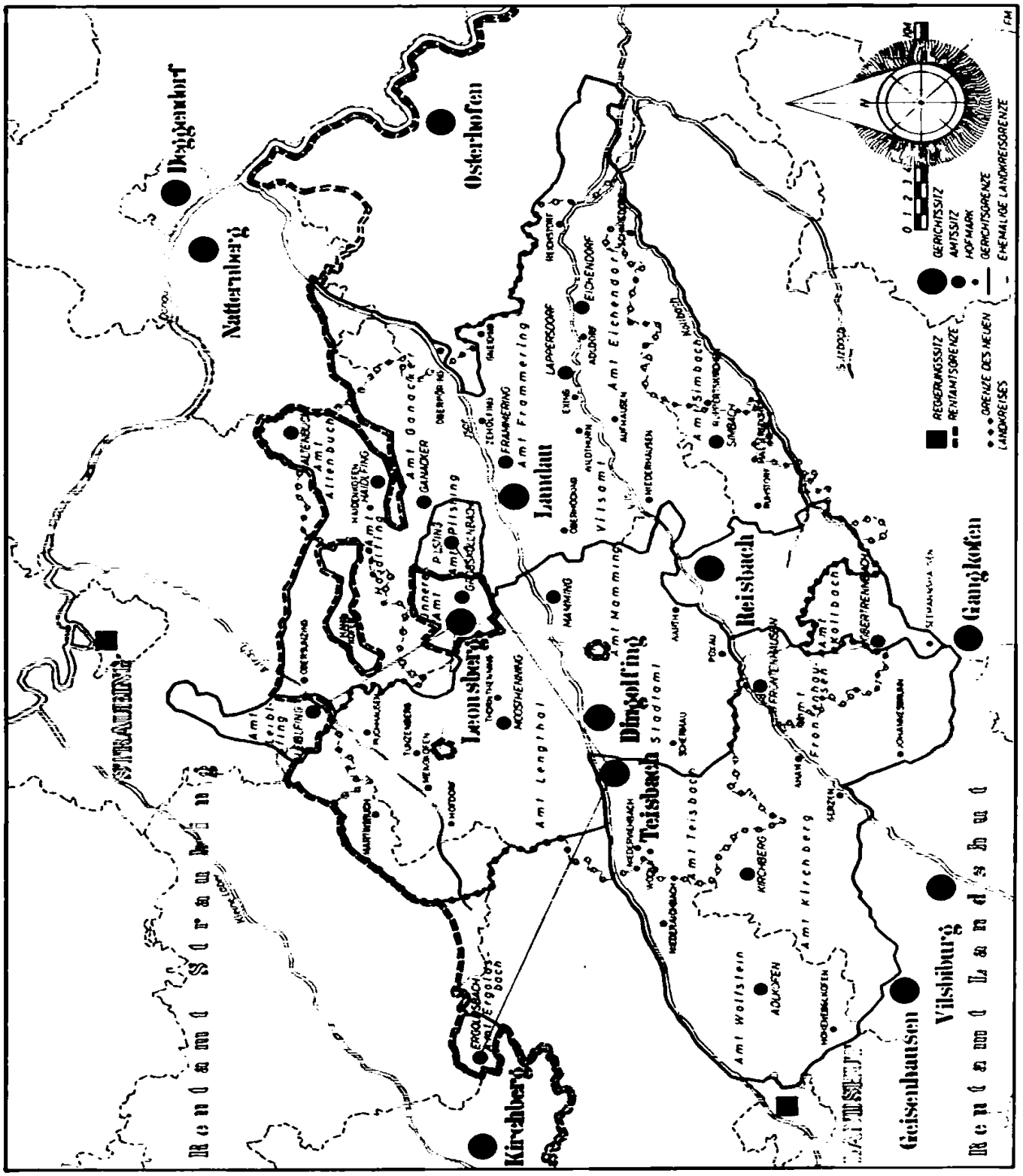
Die rund 150 Jahre zwischen 30jährigem Krieg (Wiederaufbau bis zur Hochblüte des Barock ab etwa 1680) und Säkularisation (Zerschneiden des soziokulturellen Netzes bisheriger Prägung) erscheinen als zeitliches Kontinuum und erweisen sich als günstig für Betrachtung wie Analyse der Gegebenheiten, da a. die Quellenlage aufgrund der Überlieferung und Erhaltung in den Archiven sehr gut ist und paläographische Kenntnisse zur Auswertung in geringerem Maß erforderlich sind als etwa für das Mittelalter und b. die allgemeinen Verhältnisse gesichert und politische wie wirtschaftliche Bedingungen über den fraglichen Zeitraum hin konstant geblieben sind.

Geographisch erstreckt sich das Betrachtungsgebiet Niederbayern über den Südosten Bayerns, nördlich und südlich begrenzt von Donau und Inn, westlich durch eine rein verwaltungsmäßig ausgebildete Linie zwischen Erdinger Land und Hallertau, im Osten durch den Bayerischen Wald. Breite Flußtäler (z.B. Donau, Isar), das Tertiärhügelland und das Mittelgebirge des Waldes bestimmen den landschaftlichen Charakter der Kleinregionen des Raumes. Siedlungsmäßig ist dieser selbstverständlich an den topographischen Vorgaben orientiert. Bemerkenswert erscheint die hohe Dichte zentraler Orte (Städte, Märkte, Hofmarken) gegenüber dem damit weit weniger ausgestatteten Raum Oberbayern. Diese Verhältnisse stehen in engster Verbindung mit den wirtschaftlichen Gegebenheiten, wie noch zu zeigen ist.

Politisch, d.h. nach Jurisdiktion und Verwaltung aufgegliedert, erscheint der größte Teil der Landschaft innerhalb des bayerischen Kurfürstentums der Wittelsbacher. Kleinere Bereiche waren den geistlichen Hochstiftern Regensburg und Passau integriert, welch letztere jedoch nicht mehr Gegenstand dieser Darstellung sein sollen. Vielmehr sei — nicht zuletzt wegen der einheitlichen Quellenlage — nur das kurfürstliche Territorium in die Betrachtung einbezogen. Das heutige Niederbayern gliederte sich während der hier interessierenden Epoche — seit 1505 und bis 1803 — in die beiden sogenannten Rentämter Landshut und

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689



Karte der Landgerichte Dingolfing, Landau, Leonsberg, Reisbach und Teisbach 1505—1803

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Straubing, an deren Hauptorten sich die Sitze der als staatliche Mittelbehörden amtierenden Regierungen befanden. Diesen unterstanden die in etwa mit unseren jetzigen Landkreisen vergleichbaren Land- oder Pfleggerichte, die allerdings neben der Justiz noch weitergehende Verwaltungsaufgaben in den Bereichen Zoll, Steuer, Miliz und Staatsdomänen zu erfüllen hatten. Mit der sogenannten Niedergerichtsbarkeit begabt, bildeten Städte, Märkte und Adels- wie Klosterhofmarken die untere Ebene der Jurisdiktions- und Verwaltungsstruktur des bayerischen Kurfürstentums der Barockzeit (s. Karte S. 150).

Wie die Quellen erweisen, stellte diese Struktur jene „überlieferten Ordnungen" gerade auch für das Handwerk dar, in denen sich das „Leben" der breiten Bevölkerung — nach einem Terminus des Volkskundlers Leopold Schmidt — abspielte.

Ferchl, Georg: Bayerische Behörden und Beamte 1550—1804. In: Oberbayerisches Archiv 53, München 1908—1910. — Kommission für bayerische Landesgeschichte (Hsg.): Historische Atlanten der niederbayerischen Gerichte. — Markmiller, Fritz: Entstehung und Entwicklung der Gerichte Landau, Dingolfing, Teisbach, Leonsberg und Reisbach. In: Der Storchenturm 7 (Dingolfing 1972) Heft 13, S. 28—59. — Ders.: Die Beamten des Pfleggerichts Dingolfing von 1251 bis 1803. In: ebda., S. 60—99. — Bleibrunner, Hans: Niederbayern. Kulturgeschichte des Bayerischen Unterlandes, 2 Bde. Landshut 1982[2].

Tatsächliche Verteilung der Handwerke

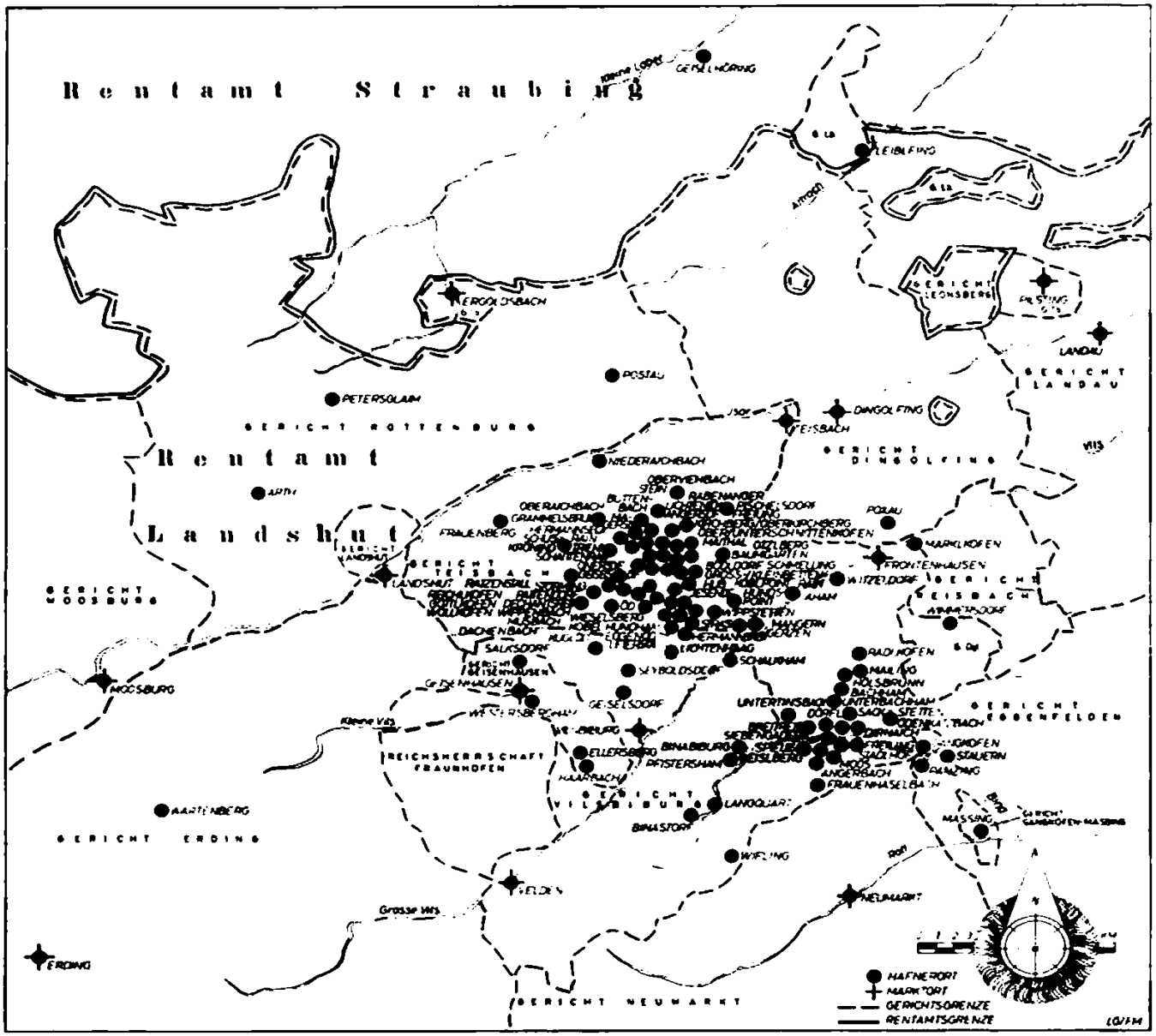
Die Wirtschaftsgeschichte ist geneigt, eine Fiktion aufrechtzuerhalten, die da lautet: Das flache Land produziert landwirtschaftliche Güter, im zentralen Ort werden diese am Markt umgesetzt, wo auch die hier erzeugten gewerblichen Produkte angeboten sind. Eine derartige Arbeitsteilung entsprach zwar grundsätzlich den Absichten der Staatsverwaltung und war auch in großen Zügen einstige Wirklichkeit — was Globalbetrachtungen angeht. Die Erforschung lokaler und kleinräumiger Gegebenheiten zeigt aber demgegenüber immer wieder viel differenziertere Verhältnisse auf, die in den verschiedensten Bedingungen ihre Begründung haben. Es erscheint demnach als unerläßlich, sich von der Basis her in die Dinge einzuarbeiten. Dazu gehört neben der Beachtung geologischer und topographischer Fakten in Bezug auf die Rohstoffe ganz wesentlich die Erfassung der relevanten Äußerungen in den Quellen der geltenden Gerichts- und Verwaltungsorganisation, da nur über sie der Zugang zu den archivierten Originalunterlagen und deren Analyse möglich wird.

Um zwei Beispiele anzuführen:

— Das Hafnerhandwerk. Der vorgenannten These zufolge dürfte es dieses für den täglichen Bedarf produzierende Handwerk nur an den zentralen Orten gegeben haben, wo es ja auch tatsächlich bestand. Dagegen finden sich, seit dem Mittelalter bezeugt und bis vor rund 50 Jahren in personeller und produktionsmäßig hoher Überzahl existierend, Handwerksvereinigungen der Hafner vor allem im Kröning, an der Bina wie auch im Rottal, deren Angehörige eben nicht am zentralen Ort, sondern vorzugsweise in ländlichen Siedlungen ansässig waren. Ihre Zusammen- und Zugehörigkeit wie ihre innere Organisation und Außenwirkung erschließt sich erst bei Auswertung der

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689



Karte über die Wohnorte der Hafner auf dem Kröning und der Hafner an der Bina (erarbeitet aus Handwerksarchivalien)

Archivquellen, die ihrerseits wieder aus dem ehemaligen Funktionsrahmen staatlicher Jurisdiktions- und Verwaltungsstrukturen herauszulösen und dementsprechend zu interpretieren sind (s. obige Karte).

Grasmann, Lambert: Hafnerorte im Bereich des Kröninger Hafnerhandwerks. In: Der Storchenturm 10 (Dingolfing 1975) Heft 20, S. 13—18. — Bauer, Ingolf: Hafnergeschirr aus Altbayern (= Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums XV). München 1976. — Grasmann, Lambert: Kröninger Hafnerei (= Niederbayern — Land und Leute, 1). Regensburg 1978. — Albrecht, Ludwig: Das Rottal als Hafnergebiet, ein Überblick. In: Heimat an Rott und Inn XIV (Eggenfelden 1979) S. 99—111. — Markmiller, Fritz: Der Kröning in älteren bayerischen Landesbeschreibungen. In: Der Storchenturm 18 (Dingolfing 1983) Heft 35, S. 2—15.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

— Das Malerhandwerk. Dasselbe Quellenmaterial zuzüglich weiterem (s.u.) ist zu benutzen, wenn über die räumliche Verteilung künstlerisch-kunsthandwerklich tätiger Einzelpersonen bzw. Werkstätten Aufschluß geschaffen werden soll. Gerade hier bei den Malern, deren Erzeugnisse sich heute großer Wertschätzung erfreuen, erweisen exakte Quellenstudien, daß daran nicht bloß singuläre Künstler beteiligt waren, sondern vielmehr ganz wesentlich eine breite Schicht der handwerklich verfaßten Zunftangehörigen in den verschiedenen Orten die barocke Malkultur getragen hat. Die räumliche Differenzierung besteht dabei lediglich darin, daß sich die Werkstattsitze zwar an zentralen Orten befanden, diese jedoch eine wenn auch geringfügig voneinander abweichende Rechtsqualität hatten; künstlerisch-könnerische Abstufungen sind daraus allerdings kaum nachzuweisen (s. Karte S. 154).

Markmiller, Fritz (Hsg.): Barockmaler in Niederbayern. Die Meister der Städte, Märkte und Hofmarken (= Niederbayern — Land und Leute, 6). Regensburg 1982.

Quellenmaterial

Nochmals sei betont: In erster Linie kommen für Primärforschungen jene Unterlagen in Betracht, die als schriftlicher Niederschlag der Gerichts- und Verwaltungstätigkeit relevanter Behörden erhalten sind, deren Auffindung in den speziellen Archiven jedoch die Kenntnis der politischen Struktur wie der aufgrund ihrer Aufgaben strukturierten Archivkörper voraussetzt.

Als Behörden mit einschlägigem Material kommen in Frage:

— *Rentamt/Regierung.* Mandate und Patente, d.h. offizielle Verlautbarungen, Gebote und Verbote im Bereich allgemeiner und spezieller Wirtschaftsverhältnisse, diesbezüglicher Schriftverkehr von und zur Oberbehörde (Hofrat, Hofkammer) sowie von und zu den Landgerichten bzw. anderen Rentämtern.

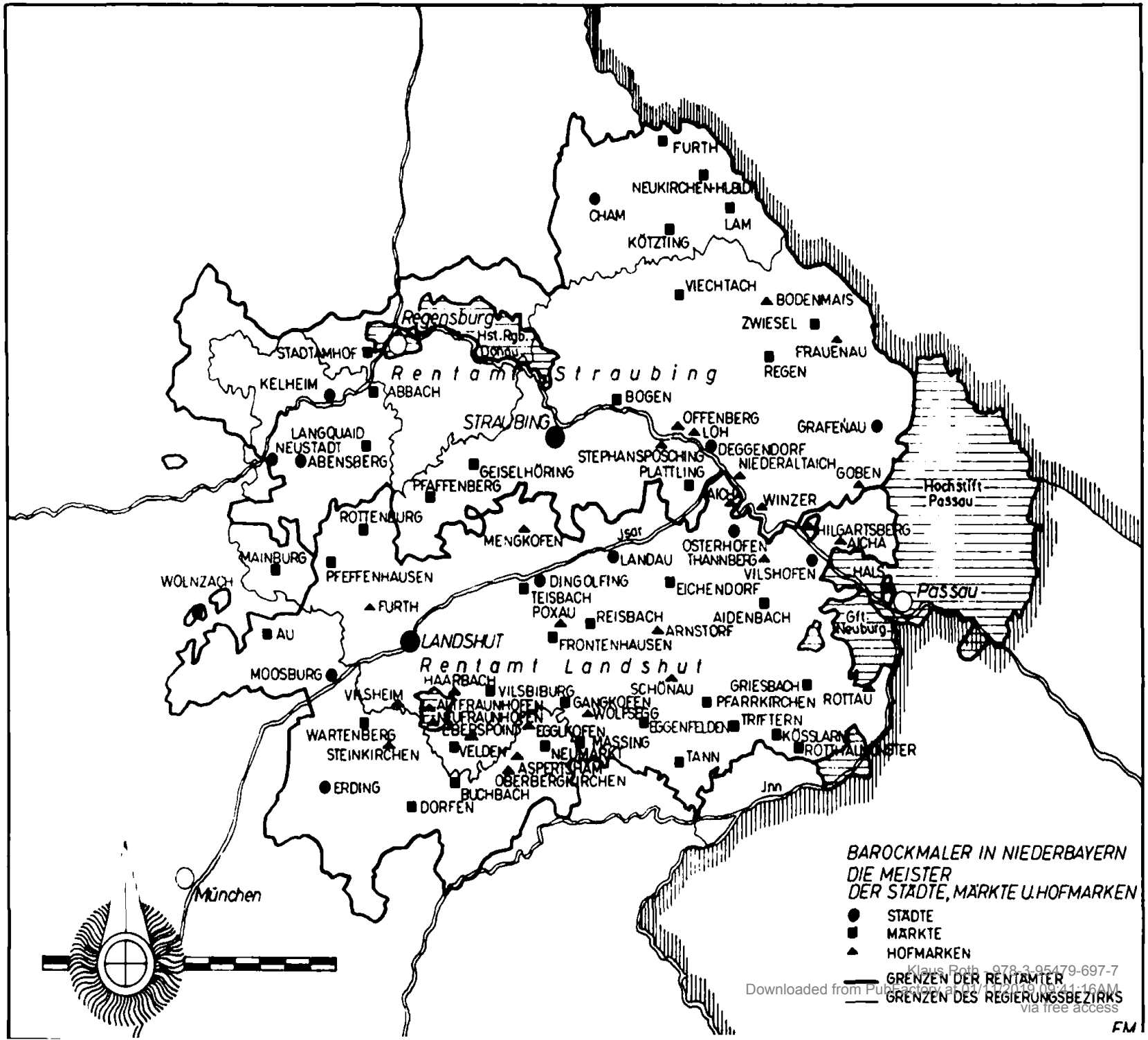
— *Land-/Pfleggericht.* Weiterleitung der vom Rentamt übermittelten Schriftsätze an die Niedergerichte, Überwachung der Durchführung, Vorschlag und Überwachung von Handwerksordnungen, Abgabe von Stellungnahmen und Gutachten, Schlichtung von Streitigkeiten der Handwerker untereinander sowie mit Pfuschern und Störern, Strafverfolgung letzterer und von Vergehen der etablierten Zünfte (s. Faksimile S. 155).

— *Stadt-/Marktrat.* Erteilung des Bürger- und Handwerksrechts bzw. von Sonderkonzessionen, Handhabung der Gewerbepolizei, Steuererhebung, Regelung von Handwerksstreitigkeiten am Ort, Inventur von Vermögen und Fahrnis in bestimmten Erbfällen.

— *Hofmarksgericht.* Anfallende Quellen wie oben.

Die Lageorte dieser Quellen sind bei staatlichen Organisationen das Bayerische Hauptstaatsarchiv München und das Staatsarchiv Landshut; bei kommunalen Organisationen die Stadt- bzw. Marktarchive an den jeweiligen Orten; und bei Hofmarksorganisationen die Hofmarksarchive — soweit noch vorhanden — bei den weltlichen Rechtsnachfolgern bzw. als deren Depots im Staatsarchiv Landshut, bei geistlicher Herkunft infolge Säkularisation vorzugsweise im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access



Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from Publication.publi.de/2020-10-12 09:41:16AM
via free access

000556689

00055689

Schneider Hamdwerchs Frey
hait Volgt hernach:

Von Gottes genaden wir Albrecht Pfaleg-
graue bey Rhein, Hertzog in Obern und Nidern Bayern,
Erbsaman und Churfurst Kundt menigclich mit disem
offnen Briefe, Das vnns gemaine Handtwerch der
Schneider, in vnnserm Marckhtlein Vilsbiburg, vnnd
Vnedern, auch auf dem Lande, in vnnserm Gericht
Vilsbiburg, in vnnderthenigkhait angebracht, wie es
Ihnen bey einer vnnder Ihnen Handtwerch die
Vnordnung vnder Handtwerchs gebrauch einge-
riffen, vnnd gehalten worden, Sonnder
allain auf dem mercklich, das sy Ihnen, Ihnen
diese aufgerichte ordnung, vnnd Freyheiten gehalt,
Innmaß Ersten sy sich zu fürderung gemainen
Nutz einhelcklich vergleichen, vnnd ain ordnung
vnnd Freyheit, wie es fürthin Freyhalben sein soll
gehalten worden, begriffen, Auch vnnd dem

00055689

Hinzu kommen handwerkseigene Quellen, für die anzumerken ist, daß nach Auflösung der die alten Handwerksorganisationen fortsetzenden Gewerbevereine des 19. Jahrhunderts (1868) das Archivmaterial nur zum geringen Teil in öffentlichen Besitz gelangte. Vieles ging einfach verloren bzw. wurde vernichtet, anderes verblieb bei Nachfolgegruppen wie Innungen und Traditionsvereinen. Es handelt sich vorzugsweise um:

— Urkunden: Originale der Ordnungen, Kaufverträge zu Grundstücken und Kapitalien.
— Akten: Schriftverkehr mit auswärtigen gleichartigen oder anderen Handwerken, Auskünfte und Gutachten, Ausstellung von Handwerksbriefen (Zeugnisse, Kundschaften).
— Bände: Sammlung von Ordnungen, Rezessen (Rechtssatzungen aufgrund von Schlichtung in einem Streit), Mandaten und Patenten, Meister- und Gesellenbücher, Lehrlingsaufnahmsbücher, Memorialbücher, Inventare und sonstige Verzeichnisse (s. Faksimile nebenstehende Seite).
— Rechnungen: Rapulare (Konzepte) und Reinschriften der jährlichen Rechnungsablage, diesbezüglicher Schriftverkehr.

Zugehörigkeit und Geltungsbereiche der Handwerke

Aus dem vorgenannten Quellenmaterial lassen sich diverse Einzelheiten, darüberhinaus Regionalstrukturen, Strömungen und Tendenzen einstiger Handwerks-Wirklichkeit ersehen, die bisher — weil nicht als erforschenswert erachtet — kaum bekannt sind. Diese letztere Feststellung braucht jedoch erfreulicherweise nicht für Niederbayern zu gelten, da für diesen Raum bereits eingehendere Untersuchungen des Verfassers und anderer Autoren vorliegen. Im folgenden sollen nur einige wenige Aspekte herausgehoben werden.

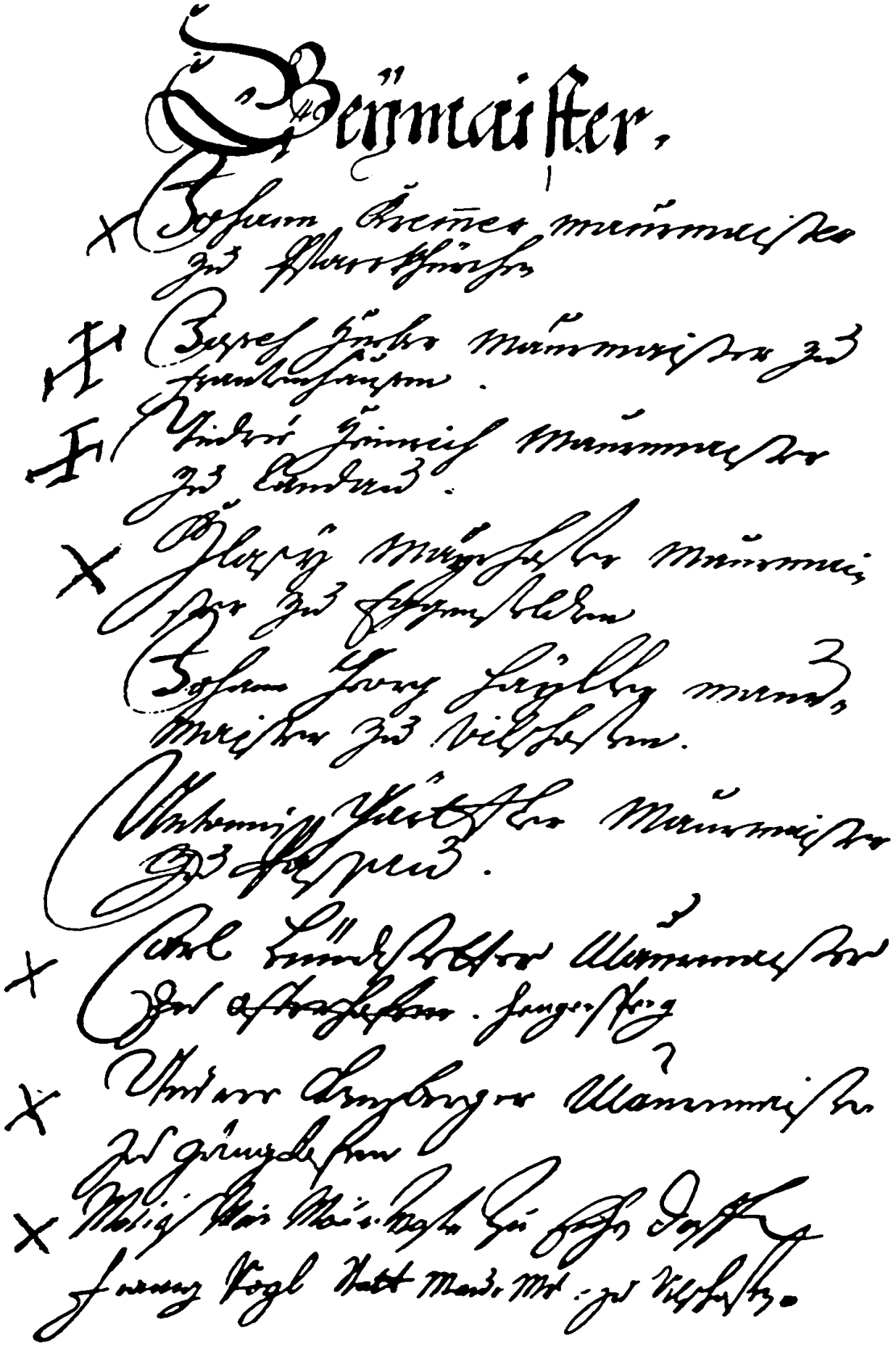
1. *Reguläre Handwerksorganisationen.* Aus den Quellen erschließen sich sogenannte Hauptladen an den Regierungssitzen und Viertelladen an den Land-/Pfleggerichtssitzen („Lade" = Behältnis für Barschaft und Dokumente = Symbol des Handwerks). Der räumliche Einzugsbereich letzterer war nicht immer konstant. Je nach Anzahl der Mitglieder eines Handwerks waren auch mehrere Gerichte zu einer Lade zusammengefaßt. Vor allem im Zug der Reformen des Gewerbewesens unter Kurfürst Max III. Joseph ab 1765 kam es zu Umstrukturierungen innerhalb der Rentämter.

So waren etwa die Zimmerer in der Regel pro Lade an den Umgriff des betreffenden Gerichts gebunden (viele Angehörige, da auf dem Land fast ausschließlich Holzbauten), während z.B. die Maurer wesentlich großräumiger organisiert waren (im Rentamt Landshut teilten sich nur die zwei Laden Dingolfing und Landshut in das ganze Gebiet). Für die Bader und Wundärzte bestanden im gleichen Rentamt vier Laden (s. Karte S. 158).

Wegen der Zugehörigkeit zu solchen Laden kam es allenthalben und ständig zu Auseinandersetzungen. Die Regierungen nahmen Umverteilungen vor oder bestätigten die herkömmlichen Verhältnisse. Als wesentliche Gründe für diese Vorgänge sind festzuhalten: Identität zwischen Rechtsbereich der betreffenden Lade und räumlicher Ausdehnung der Arbeits- bzw. Lieferungsberechtigung des

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

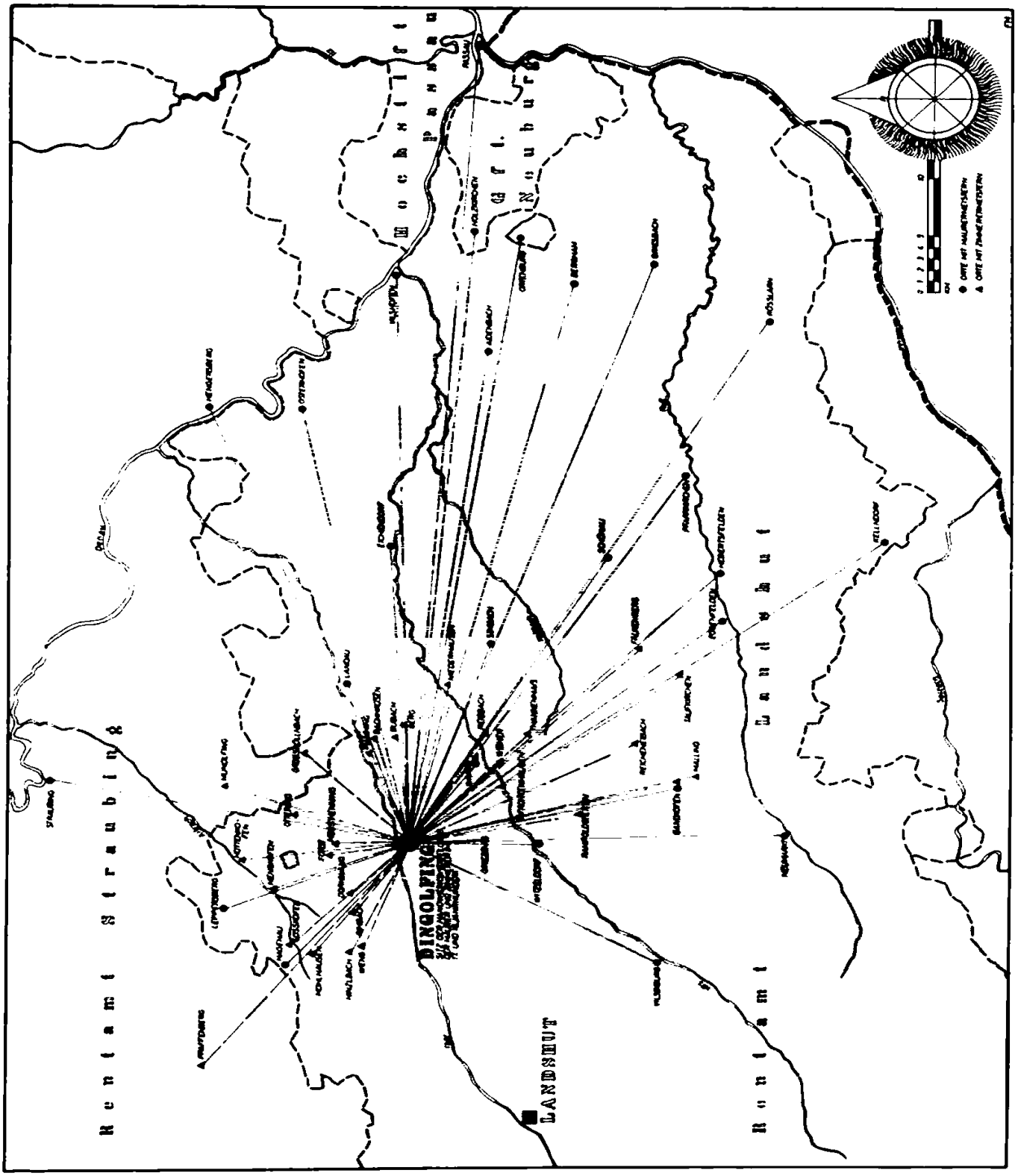
00055689



Namensliste eines Teils der als „Gäumeister" bezeichneten auswärtigen Maurermeister der Dingolfinger Handwerks-Viertellade aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts (überliefert im Handwerksbuch)

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689



Karte mit den Wohnorten der Maurer- und Zimmerermeister der Dingolfinger Viertellade während des 18. Jahrhunderts (erarbeitet aus Handwerks- und Memorialbuch)

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

ihr zugehörigen Handwerkers, demgegenüber günstigere/ungünstigere Lage der Rohstoffe und/oder der Verkehrsverbindungen.

Unterschiede hinsichtlich ihrer Rechtsqualität sind zwischen Haupt- und Viertelladen nicht zu erkennen, soweit dies ihre räumliche Existenz und ihren Einzugsbereich betraf; da bestanden sie gleichberechtigt nebeneinander. Dagegen kam ersteren doch auch die Eigenschaft von Dachorganisationen in Handwerksangelegenheiten zu; vielfach mußten — quasi als Anerkennung dieser Funktion — die Vorstände der Viertelladen bei den Hauptjahrtagen ihrer Hauptladen erscheinen. Die Bader der Eggenfeldener Viertellade hatten laut ihrer Ordnung (1750) Meisterwerdung und Lehrlingsaufnahme vor der Hauptlade in Landshut zu vollziehen. Anders waren von den Meistern verschiedener Berufsstände sogenannte Aufleggelder für die bei ihnen beschäftigten Gesellen an die betreffende Hauptlade zu entrichten.

Weindl, Hans: Beiträge zur Geschichte des Handwerks und der Zünfte [im ehem. LK Landau]. In: Landauer Heimatbuch. Landau 1958, S. 138—150. — Ders.: Beiträge zur Geschichte des Handwerks und der Zünfte [im ehem. LK Vilsbiburg]. In: Der Landkreis Vilsbiburg. Vilsbiburg 1966, S. 115—128. — Markmiller, Fritz: Die Maurer- und Zimmerermeister der Handwerks-Viertellade zu Dingolfing. In: Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern 98 (Landshut 1972) 70—82. — Haushofer, Josef: Zur Organisation der Handwerke im südöstlichen Niederbayern. In: Der Storchenturm 7 (Dingolfing 1972) Heft 14, S. 1—22. — Markmiller, Fritz: Notizen zum Handwerk der Binder in Landau und Dingolfing. In: Der Storchenturm 11 (Dingolfing 1976) Heft 22, S. 66—75. — Ders.: Katalog zur Ausstellung „Alte Handwerkszeichen". In: ebda., S. 96—126.

2. *Sonderformen.* Die hier skizzierte reguläre Organisation der Handwerke, von der staatlichen Obrigkeit ins Leben gerufen, unterhalten und beaufsichtigt, wurde jedoch strukturell durchbrochen von ebenfalls obrigkeitlich sanktionierten Sonderformationen. Hier handelte es sich besonders um Einzelpersonen und Personengruppen aus dem Betätigungsfeld Kunst-Handwerk. Sie waren grundsätzlich nicht der räumlichen oder rechtlichen Verfassung der Laden unterworfen, sondern genossen aufgrund spezieller Privilegierung „Hofschutz" oder „Hofbefreiung"; daneben gab es verschiedentlich Sonderkonzessionen. Im Bereich Niederbayern fallen unter diese Kategorien vor allem Maler, Bildhauer, Stukkateure, aber auch Baumeister („welsche Maurer"), Zinngießer und Hafner (Kannenbäcker in Peterskirchen) (s. Karten S. 160 und 161).

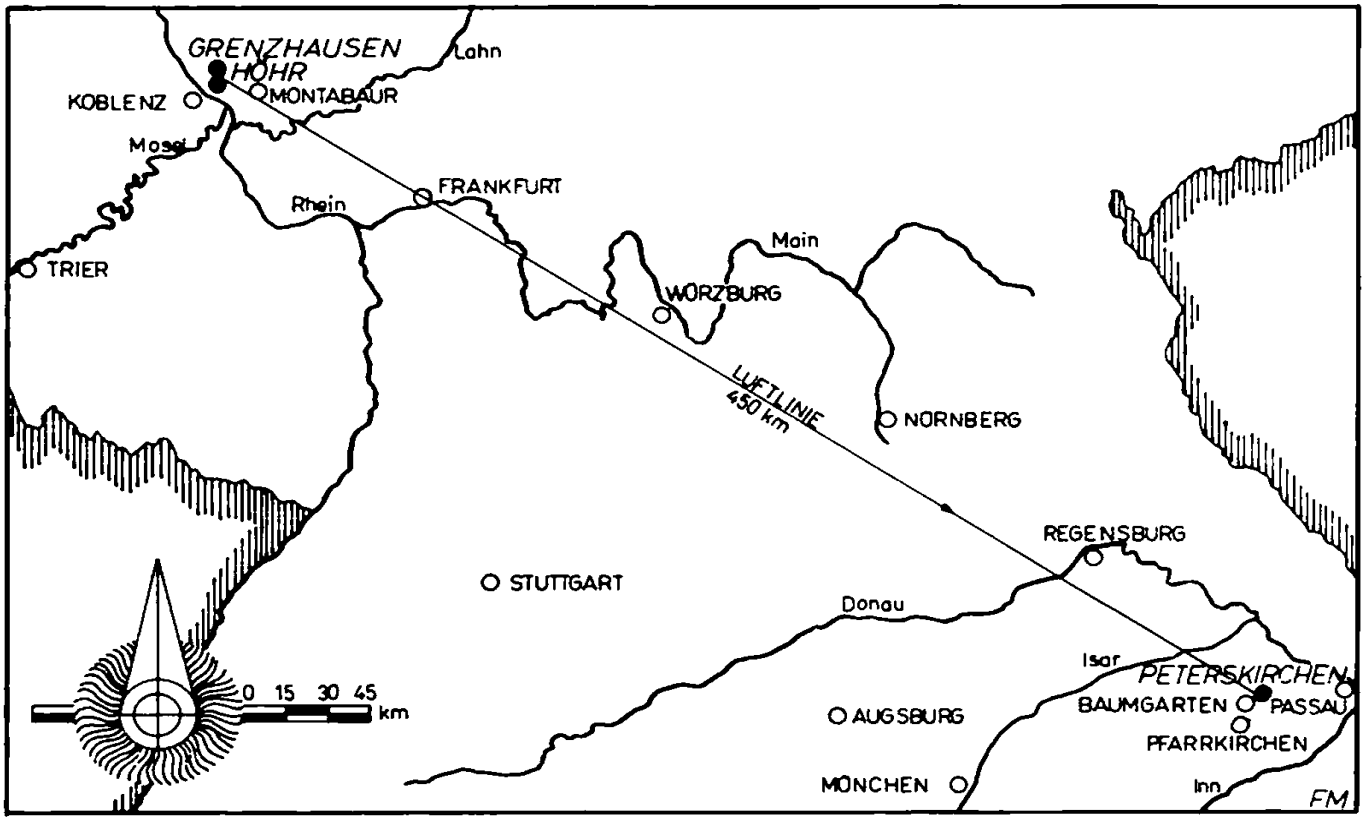
Markmiller, Fritz: Welsche Maurer, Kaminkehrer und Krämer in Dingolfing. In: Der Storchenturm 5 (Dingolfing 1970) Heft 10, S. 56—68. — Freudenberg, Elisa zu/Mondfeld, Wolfram zu: Altes Zinn aus Niederbayern, 2 Bde. (= Niederbayern — Land und Leute, 4—5). Regensburg 1982/83. — Albrecht, Ludwig: Herkunft und Genealogie der Kannenbäcker und Pfeifenmacher zu Peterskirchen im Rottal. In: Der Storchenturm 16 (Dingolfing 1981) Heft 31, S. 29—64.

Differenzierung innerhalb der Handwerke

Die Differenzierung innerhalb der Handwerke ergibt sich aus verschiedenen

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689



Die niederbayerischen Kannenbäcker und Pfeifenmacher
Karte mit Lage der Ausgangsorte Höhr und Grenzhausen sowie der neuen Heimat Peterskirchen

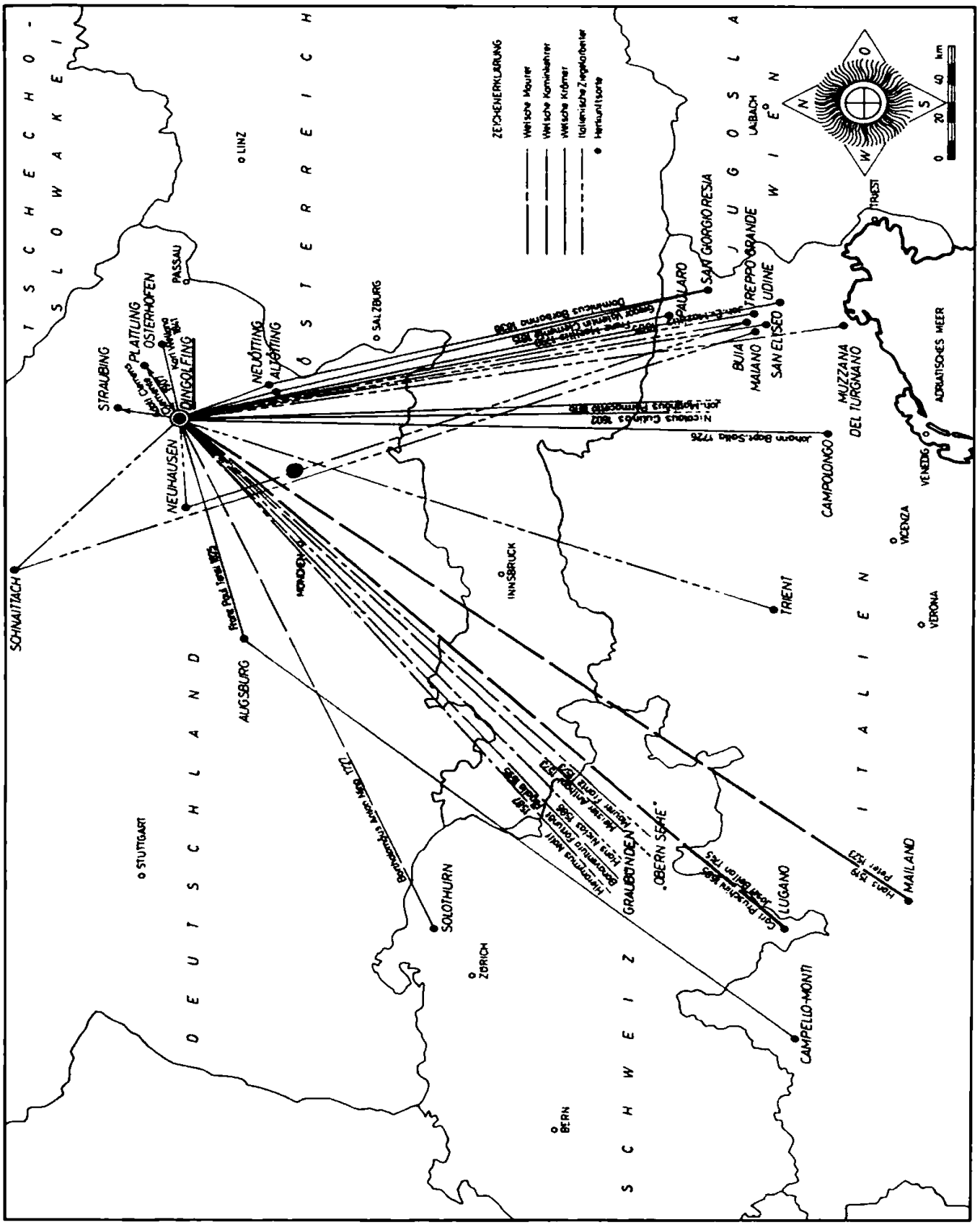
Kategorien und Tätigkeitsfeldern der jeweiligen Meister. Wir können als wichtigste herausheben:

1. Unterschiede nach dem *Status.* Die in Städten ansässigen Meister werden in aller Regel als „Stadtmeister" bezeichnet. Den Quellen zufolge hatten sie das dortige Bürgerrecht, mindestens aber das Beisitzrecht empfangen. Sie konnten je nach Ansehen, Prestige und Vermögen in einem der Gremien kommunaler Selbstverwaltung (Innerer, Äußerer Rat, Gemeindeausschuß) das passive und das aktive Wahlrecht ausüben, dort ihren Interessen gemäß agieren und die vielfältigen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Möglichkeiten des zentralen Ortes nutzen wie auch sie im Rahmen der allgemeinen Situation gestalten. Der Stadtmeister fand in seinem Handwerk regelmäßig den Hauptbroterwerb und war auf keine weitere Berufstätigkeit angewiesen.

Dem entsprachen auch die Lebens- und Arbeitsverhältnisse jenes Handwerksmeisters, der in einem Markt ansässig war, wenn auch hier der sozioökonomische Handlungsspielraum gemäß dem geringeren Umfang des Gemeinwesens beschränkter ausfiel. Dieser Gewerbetreibende trug allerdings die Bezeichnung „Landmeister" wie alle anderen in den Hofmarksorten oder sonst „im Gäu" („Gäumeister") lebenden auch. Letztere konnten neben ihrem Hauptberuf noch als Nebenerwerbslandwirte zur Selbstversorgung tätig sein. Die Gesellen verschiedener, vor allem saisonabhängiger Berufe traten über den Winter bei anderen Meistern ein, um ihren Lebensunterhalt zu sichern (Maurer-Brauknechte, Zimmerer-Taglöhner).

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

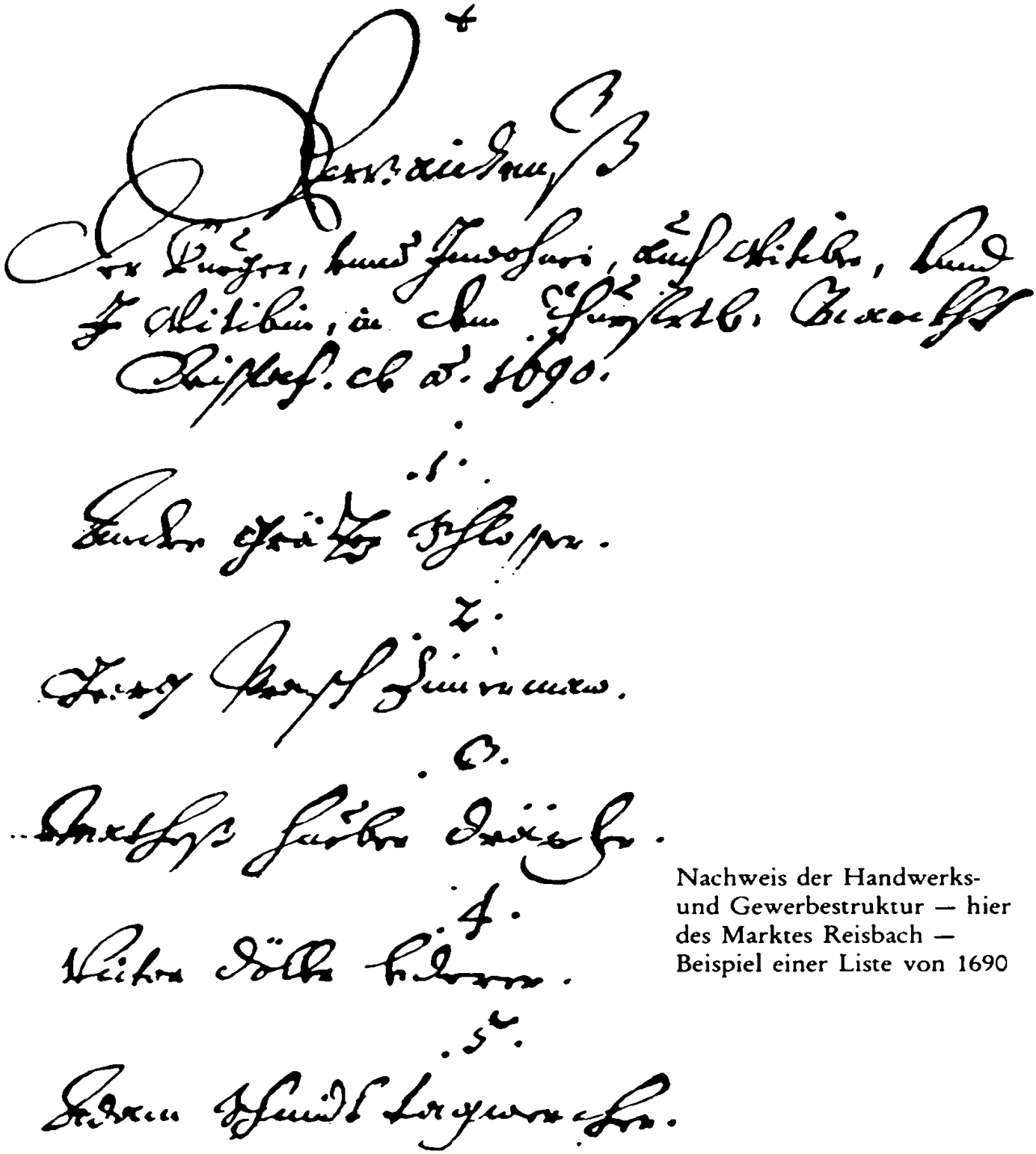
00055689



Karte mit Herkunftsorten der im 16./19. Jahrhundert in der Stadt Dingolfing tätigen welschen Maurer, Kaminkehrer und Krämer

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689



Nachweis der Handwerks- und Gewerbestruktur — hier des Marktes Reisbach — Beispiel einer Liste von 1690

26	Nahrungsmittelgewerbe:	10 Bierbrauer, 2 Wirte, 7 Bäcker, 6 Metzger, 1 Gärtner
35	Bekleidungsgewerbe:	8 Weber, 4 Tuchmacher, 1 Tuchscherer, 2 Färber, 5 Schneider, 1 Hutmacher, 1 Strumpfwirker, 6 Schuhmacher, 2 Lederer, 2 Weißgerber, 2 Sattler, 1 Seiler
18	Baugewerbe:	2 Schreiner, 2 Wagner, 2 Binder, 1 Drechsler, 4 Zimmerleute, 1 Schlosser, 3 Schmiede, 1 Glaser, 2 Hafner
5	Handelsgewerbe:	5 Krämer
	Sonstige:	1 Bader, 1 Marktschreiber, 1 Gerichtsprokurator (und Lehrer), 1 Kastenstreicher, 15 Tagwerker
84	Zusammen	

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Markmiller, Fritz: Das ehrsame Handwerk der Schreiner, Schlosser, Uhr- und Büchsenmacher zu Dingolfing. In: Der Storchenturm 1 (Dingolfing 1966) Heft 1, S. 2—40. — Blank, Heinz: Das Zunftbuch der Bäcker und der Bierbräuer von Gangkofen. In: Heimat an Rott und Inn. Eggenfelden 1967, S. 9—11. — Grasmann, Lambert: Die Bildhauer- und Maurermeisterfamilie Wagner aus Landau und Vilsbiburg. In: Der Storchenturm 9 (Dingolfing 1974) Heft 18, S. 29—44. — Markmiller, Fritz: Die Hafner in der Stadt Dingolfing. In: Der Storchenturm 10 (Dingolfing 1975) Heft 20, S. 33—43. — Grasmann, Lambert: Die Hafner im Markt Vilsbiburg. In: ebda., S. 44—55. — Adelsberger, Bärbel/Schierl, Wolf A./Adelsberger, Paul: Das Lodererhandwerk. Beiträge zur Geschichte der Stadt Erding. In: Erdinger Land 2, Ottenhofen 1978. — Vareka, Karl: Von alten Brauhäusern und Gaststätten in Vilsbiburg. In: Sonderheft 2 zu Der Storchenturm (Dingolfing 1978) S. 29—40.

2. Nach *Produktion* und *wirtschaftlicher Situation.* Die Quellen, besonders jene der kommunalen Archive, gestatten ohne weiteres eine genaue Differenzierung nach Handwerks- und Gewerbezweigen in den Bereichen Nahrungsmittel, Bekleidung, Bau, Dienstleistungen und Versorgung. Aus Steuerlisten der Kommunen — meist jährlich angelegt —, Hofanlagsbüchern und Hauptsteuerbeschreibungen der Landorte (1721, 1752) lassen sich Vermögen, Beschäftigtenzahl und Produktionsmittel, d.h. die allgemeine wirtschaftliche Situation des Einzelbetriebs ebenso entnehmen wie im Zusammenhang mit dem Ort und den Berufskollegen bzw. anderen Handwerksleuten sehen. Ferner kann das Material mit dem weiterer Orte innerhalb desselben Landgerichts verglichen werden, könnten großräumigere Feststellungen getroffen und Erkenntnisse bei Bearbeitung mehrerer oder sämtlicher Gerichte eines ganzen Rentamts gewonnen werden (s. Faksimile S. 162 und Tabellen S. 164 und 165).

Bereits auf der bislang aufbereiteten, aber noch schmalen Quellenbasis vermag man einige grundsätzliche Aussagen zu treffen, etwa zur wirtschaftlichen Potenz und der daraus folgenden Dominanz des Nahrungsmittelgewerbes, zum zahlenmäßigen Übergewicht des Bauhandwerks und des Bekleidungsgewerbes (Schuster, Schneider, Weber) auf dem flachen Land. Die Versorgung der Bevölkerung mit den notwendigen Gütern, ja sogar mit Luxuswaren, aus handwerklicher Produktion ist den Quellen zufolge während des Betrachtungszeitraumes stets gesichert gewesen. Allerdings stützen diese Erkenntnisse vorerst nur wenige, dafür exakt aus Archivmaterial erschlossene Arbeiten (s. Tabellen S. 166—169).

Sigrid Hinkelmann: Die Bürgeraufnahmen der Stadt Dingolfing von 1743 bis 1808. In: Der Storchenturm 5 (Dingolfing 1970) Heft 10, S. 20—31. — Haushofer, Josef: Die erwerbstätige Bevölkerung des Marktes Reisbach im Jahr 1690. In: Der Storchenturm 8 (Dingolfing 1973) Heft 15, S. 42—50. — Markmiller, Fritz: Hersteller und Lieferanten im Bezugsfeld „Tracht und Mode". In: Der Storchenturm 18 (Dingolfing 1983) S. 75—121.

3. Nach *Produktion* und *Absatz.* Um diese Kategorie nutz- und anwendbar zu machen, sei zuerst ein Blick zurück auf den Status der Meister geworfen. Ein in der Stadt ansässiger verfügte generell über das Recht, nicht nur dort, sondern auch in dem seiner Viertellade zugehörigen Umland zu arbeiten, d.h. zu den dortigen Kollegen seiner eigenen Handwerksorganisation in Konkurrenz zu treten.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Wirtschaftliche und soziale Struktur des Dingolfinger Pfarrvolks 1734

Berufsstände	Stadt	Schwaigen	Land	zusammen	Prozent
Bekleidungsgewerbe	352	17	56	425	
Nahrungsmittelgewerbe	349	25	7	381	
Bau-, Holz- u. Metallbearbeitungsgew.	231	10	21	262	
Gewerbe	942	52	84	1068	35,2
Knechte	70	20	56	146	
Mägde	154	47	67	268	
Tagwerker	232	23	53	308	
Hüter	10	16	4	30	
Maurer (ohne Meister)	57			57	
Zimmerer (ohne Meister)	38	3	19	60	
Dienstboten und Tagwerker	541	109	199	869	28,6
Bauern	15	248	399	602	
Winzer	7		7	14	
Landwirtschaft und Weinbau	22	248	346	626	20,6
Alleinstehende Frauen	176	22	28	226	
Insassen der Spitäler	55	5		60	
Berufslose, Alte und Kranke	231	27	28	286	9,4
Geistliche	9			9	
Staatliche Beamte und Diener	39		6	45	
Städtische Beamte und Diener	46			46	
Medizinalberufe	20		6	26	
Führungsschicht und Intelligenz	114		12	126	4,1
Boten	20		3	23	
Musiker	31	4	18	43	
Sonstige	51	4	11	66	2,1
Gesamtes Dingolfinger Pfarrvolk	1901	450	680	3031	100,0

Diese dagegen durften — von besonderen Ausnahmen, etwa bei Versorgungsengpässen, abgesehen — nicht in die Stadt liefern. Diesen Vorschriften zuwiderlaufende Handlungen führten zu Auseinandersetzungen mit schriftlichem Niederschlag: Dem Forscher steht damit heute eine Fülle von Quellenmaterial zur Verfügung.

Des weiteren berichten bestimmte Punkte in Handwerksordnungen davon, daß Stadt- und Landmeister des gleichen Berufszweiges in Art, Umfang, Form, Material und Wert verschiedene Dinge hergestellt haben (Belege z.B.: Anforderungen an Meisterstücke). Auch im Schriftverkehr mit Behörden tauchen immer wieder entsprechende Hinweise auf. Der Stadtmeister etwa fertigte denselben Schrank mit edlem oder schlichtem Furnier, auf Furnierart gebeizt bzw. gestrichen oder roh für deckenden Anstrich je nach Bedarf, Nachfrage und finanzielle Einsatzbereitschaft des Kunden, ob dieser nun Beamter oder Ratsherr in der Stadt, Hofmarksherr auf einem Landschloß, Bürger höheren oder niederen Standes in Stadt- und Markt, Bauer, Häusler oder Taglöhner war. Dem Landmeister blieb ein derartiger Umfang des Absatzgebietes unerreichbar. Aber auch er pro-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Gewerbestruktur der Pfarrei Dingolfing im Jahr 1734

Bekleidungsgewerbe	Personen
Weber	74
Tuchmacher	50
Tuchscherer	18
Bortenwirker	8
Zeugmacher	8
Strumpfstricker	10
Schneider	76
Näherinnen	8
Färber	10
Lederer	22
Weißgerber	22
Kürschner	8
Schuhmacher	69
Handschuhmacher	8
Sattler	14
Hutmacher	9
Perückenmacher	4
Seiler	7
zusammen	425

Nahrungsmittelgewerbe	
Müller	53
Bäcker	57
Zuckerbäcker	3
Lebzelter	5
Köche	3
Brauer, Wirte	106
Metzger	41
Obstler	3
Gärtner	35
Fischer	33
Handelsleute	42
zusammen	381

Bau-, Holz- und Metallbearbeitungsgewerbe	Personen
Drechsler	13
Schreiner	14
Zimmermeister	7
Rosenkranzmacher	4
Körblzeiner	6
Buchbinder	3
Wagner	16
Schlosser	13
Spengler	3
Siebler	3
Binder	15
Schmiede	19
Nagelschmiede	7
Messerschmiede	7
Kupferschmiede	7
Büchsenmacher	2
Nadler	5
Goldschmiede	5
Geschmeidmacher	6
Gürtler	5
Zinngießer	6
Schleifer	5
Hafner	5
Glaser	9
Saliter	20
Seifensieder	5
Pechler	35
Kaminkehrer	4
Maurermeister	7
Ziegler	6
zusammen	262

duzierte ähnlich differenziert für den Pfarrherrn, den Wirt und den Bäcker im Hofmarksort wie für die Bauern, Häusler und Taglöhner seines kleineren Wirkungsbereichs.

Derartiges galt allgemein, wenn Rohstoffe und Produktionsmittel nicht lokal gebunden, sondern aus eigenem Besitz oder Herstellung bzw. über den Handel verfügbar waren. Die Hafner auf dem Kröning oder jene zu Obernzell konnten dagegen nur in und mit der betreffenden Landschaft existieren, die ihnen die Erwerbsgrundlagen zu bieten vermochte. Diese Bedingungen wirkten sich deshalb von Anbeginn auf Rechtsverhältnisse, Handwerksorganisation, Absatz und Vertrieb aus. Die Verfügung über die Rohstoffe stellt allerdings ein noch kaum erforschtes Gebiet innerhalb der Handwerksgeschichte nicht bloß des Kröning dar.

Stieber, Paul: Die Kröninger Hafner-Ordnung von 1428 (= Schriften des Deutschen Hafner-Archivs, 6). München 1972. — Markmiller, Fritz: Der Streit zwischen den Kröninger und Dingolfinger Hafnern 1698 bis 1708. In: Der Storchenturm 10 (Dingolfing 1975) Heft 20, S. 19—32. — Grasmann, Lambert: Handwerksordnungen im Markt Vilsbiburg. In: Der Storchenturm 11 (Dingolfing 1976) Heft 22, S. 16—27. — Markmiller, Fritz: Das Dingolfinger Metzgerhandwerk und seine Ordnung von 1777. In: ebda., S. 28—65. — Ders.: Schriftquellen zur Trachtenkunde Niederbayerns. In: Der Storchenturm 18 (Dingolfing 1983) Heft 36, S. 1—22.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

Textil-produzierende und -verarbeitende Handwerke im Jahr 1734 (Meister, Gesellen / Lehrlinge)

Leinweber	Zeug-weber	Tuch-scherer	Tuch-walker	Tuchmacher	Borten-macher	Strumpf-stricker	Schneider	Näherin	Färber
Matthias Han 1/-	Johann Purger	Franz Zellner	Matthias Stibel	Bernhard Thurnhuber 1/1	Matthias Weidinger	Martin Theodor Impenböck 1/1	Georg Wimmer	Maria Rainer	Stephan Mayr
Georg Seybolt		Ignaz Käppel		Bartholomäus Reisinger 3/-			Lorenz Hippolt 1/1	N. N.	Franz Grosch -/1
Paulus Praxenthaller 1/-				Johann Reisinger 2/1			Anton Lix 2/1	Magdalena Prückner	
Georg Puz 2/-				Maria Feurabent Wwe. 1/-			Franz Anton Wisenberger	Anna Nidermayr	
Sebastian Holzleitner 1/-				Anton Krempl			Franz Xaver Hofeneder 1/1		
Martin Diedl 2/-				Franz Anton Thurnhuber 2/-			Bernhard Hofeneder 1/1		
Matthias Egger				Bartholomäus Rabensperger			Markus Spiess 2/-		
Philipp Sezenwein 1/1				Joseph Feurabent 1/-			Matthias Lobmayr		
Eva Schöpf Wwe. 1/-				Sebastian Nidermayr 2/1			Wolfgang Mayrhofer		
							Matthias Kemneter 2/1		
							Dionysius Giglsperger 1/-		
9 9/1 (19)	1	2	1	9 12/3 (24)	1	1 1/1 (3)	11 10/5 (26)	4	2 -/1 (3)

Klaus Roth, 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055869

00055689

Leder- (und Filz-) produzierende und -verarbeitende Handwerke im Jahr 1734 (Meister, Gesellen / Lehrlinge)

Weißgerber	Lederer	Schuhmacher	Sattler	Handschuhmacher	Kürschner	Hutmacher
Jakob Laböck 1/-	Adam Ignaz Gahr 1/-	Joseph Reicheneder	Dionysius Wisböck	Joseph Härtl	Agatha Gschaider Wwe.	Martin Rauscher 1/-
Johann Willibald Ertl 2/-	Magdalena Stögmiller Wwe. 1/-	David Schlappinger	Andreas Mehrle 2/1		Bartholomäus Diemer	Joseph Püringer
Anton Dorfner 1/-	Gregor Nidermayr 1/-	Johann Michael Recher 1/-				
Johann Äller	Joseph Riedl 1/-	Joseph Paumbgartner 1/-				
		Georg Grienl 1/-				
		Johann Reicheneder				
		Anton Reicheneder				
		Wolfgang Limpöck				
		Kaspar Hofmayr 2/1				
		Georg Weyrer 1/-				
		Regina Pamer Wwe. 1/-				
		Johann Paglener 1/-				
4 4/1 (8)	4 4/- (8)	12 8/1 (21)	2 2/1 (5)	1	2	2 1/- (3)

△ Gewerbe- und Handwerksstruktur der Stadt Dingolfing im Bereich Bekleidung vom Jahr 1734 (erarbeitet aus einer Seelenstands-Beschreibung des Pfarramts)

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

Textil-produzierende und -verarbeitende Handwerke im Jahr 1787
(Meister / Steuersatz)

Leinweber	Zeug-weber	Tuch-scherer	Tuch-walker	Tuch-macher-	Borten-macher-	Strumpf-stricker	Schneider	Nä-herin	Färber
Kaspar Lechner (— fl. 15 kr.)		Anton Zellner (2 fl. — kr.)	Wolfgang Stübls Wwe. (— fl. 30 kr.)	Jakob Pachhueber (2 fl. 40 kr.)	Leopold Pränt1 (2 fl. — kr.)	Joseph Webers Wwe. (1 fl. — kr.)	Ignaz Altenbuchner (1 fl. — kr.)		Joseph Mayr (5 fl. — kr.)
Georg Kästl (1 fl. 30 kr.)		Karl Mayr (2 fl. — kr.)		Joseph Holzleuthner (1 fl. 30 kr.)			Franz Wimmer (früher — fl. 45 kr. jetzt Armut halber —)		Joseph Reisberger (12 fl. 15 kr.)
Andreas Schmid (1 fl. — kr.)				Thomas Puchner (1 fl. 20 kr.)			Peter Schändri (1 fl. 15 kr.)		
Georg Schwarz-berger (2 fl. — kr.)				Joh. Georg Reisinger (1 fl. — kr.)			Peter Widmanns Wwe. (1 fl. — kr.)		
Matthäus Präxenthaller (1 fl. 30 kr.)				Joh. Paul Kaindl (4 fl. 30 kr.)			Maximilian Pfeiffer (1 fl. — kr.)		
Gottlieb Höckhinger (1 fl. 15 kr.)							Michael Schenn (1 fl. — kr.)		
Ambros Prey (1 fl. — kr.)							Sebastian Haitzer (1 fl. — kr.)		
Peter Mayrhofer (1 fl. 30 kr.)							Joseph Ernst (— fl. 15 kr.)		
							Lorenz Pruner (früher — fl. 15 kr. jetzt wegen allzu großer Armut und Unvermögenheit —)		
8	—	2	1	5	1	1	9	—	2

Klaus Roth - 978-3-95479-097-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

000555689

00055689

Leder- (und Filz-) produzierende und -verarbeitende Handwerke im Jahr 1787
(Meister / Steuersatz)

Weißgerber	Lederer	Schuhmacher	Sattler (Riemer)	Handschuhmacher	Kürschner	Hutmacher
Adam Endhamer (2 fl. — kr.) Leopold Auerbach (2 fl. — kr.) Englbert Risenhuber (2 fl. 40 kr.)	Andreas Gruber (4 fl. — kr.) Paul Koch (11 fl. 36 kr.) Dominikus Garr (10 fl. — kr.) Georg Kulzer (2 fl. 45 kr.)	Lorenz Limbeck (früher — fl. 40 kr. jetzt wegen verkauftem Gewerberecht —) Josef Kirschner (1 fl. 20 kr.) Joseph Riedl (1 fl. — kr.) Sebastian Gumppenberger (1 fl. — kr.) Martin Brandmüller (1 fl. — kr.) David Thaller (1 fl. 30 kr.) Joseph Kofler (1 fl. — kr.) Georg Limpöck (— fl. 15 kr.) Ignaz Graf (früher — fl. 15 kr. jetzt wegen übergroßer Armut —)	Michael Lobmayr (2 fl. — kr.) Joseph Wisbeck (1 fl. 48 kr.) Georg Hainz (2 fl. — kr.)		Matthias Katzenmayr (2 fl. — kr.) Michael Paur (1 fl. 15 kr.)	Franz Holzer (1 fl. 30 kr.) Franz Xaver Schretl (1 fl. 30 kr.)
3	4	9	3	—	2	2

△ Gewerbe- und Handwerksstruktur der Stadt Dingolfing im Bereich Bekleidung vom Jahr 1787 (erarbeitet aus der Steuerliste der Stadt) ▷

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Den Stadtmeistern meint man in bestimmten Bereichen — besonders beim Bau- und Kunsthandwerk, dann bei Textilien — eine Art „Prestigeproduktion" zuweisen zu können. Inwieweit eine solche tatsächlich von Bedeutung war, müßten eingehendere Untersuchungen klären. Bei Malern, Bildhauern, Goldschmieden etwa, die ja keine Serien sondern in der Regel Einzelstücke lieferten, aber auch bei den Schreinern, z.B. innerhalb des von allen beherrschten Arbeitsfeldes Kirchenausstattung, verhalfen sicher gute Leistungen, Geschmack und persönliche Vorlieben der Kunden, Beziehungen und Empfehlungen zu weiteren Aufträgen. Der Kunsthandwerker stellte sich nicht „auf den Markt", wie dies für die übrigen Berufszweige unerläßlich war.

Frankenburger, Max: Die Landshuter Goldschmiede. In: Oberbayerisches Archiv 59. München 1915. — Keim, Joseph: Straubinger Künstler-Verzeichnis. In: Jahresbericht des historischen Vereins für Straubing und Umgebung 52, Straubing 1949. — Markmiller, Fritz: Dingolfinger Kunsthandwerk vom Mittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Der Storchenturm 9 (Dingolfing 1974) Heft 18, S. 57—68. — Ders.: Die Hirschstetter. Eine niederbayerische Baumeisterfamilie der Barockzeit. In: Beilage zum Amtlichen Schul-Anzeiger für den Regierungsbezirk Niederbayern. Landshut 1977, Nr. 5, S. 1-25. — Ders.: Notizen zur Teisbacher Bildhauerfamilie Fischer. In: Der Storchenturm 13 (Dingolfing 1978) Heft 25, S. 33—36.

Die „Massenproduktion" von Handwerksartikeln kann man im Betrachtungsraum besonders an den Erzeugnissen der Hafner auf dem Kröning studieren. Grundlage dafür bilden bereits mehrere aus den Quellen erarbeitete Veröffentlichungen; doch ist auch hier noch vieles erst zu erschließen. Der gewaltige Umfang dieser Produktion zwang zu sehr spezialisierten Formen der Vertriebsorganisation. Nicht bloß der tägliche Wochen- und Jahrmarkt des näheren Einzugsbereichs war zu beschicken, sondern auch die großen Märkte in Haupt- und Residenzstädten. Dazu verfrachteten selbständige Geschirrhändler die Ware auf den Handelsstraßen und zu Wasser über die Alpen nach Süden (s. nebenstehende Karte).

Vom bayerischen Oberland gelangten dagegen Holz, Kalk, Tölzer Möbel, Wetzsteine und weitere Rohstoffe per Floß auf der Isar ins Niederbayerische. Auch dahinter standen Vertriebssysteme, die im Zusammenwirken zwischen Lieferant und Abnehmer funktionierten. Reisende Händler mit Rohstoffen, Halbfertigprodukten, Galanterie- und Zierwaren belieferten das lokale Bekleidungsgewerbe in Stadt und Land, auf dem öffentlichen Markt und in der Werkstatt. Dieses erwarb aber in größerem Umfang auch solche Dinge im örtlichen Handelshaus, das seinerseits mit Großhändlern im In- und Ausland in Geschäftsbeziehungen stand.

Grasmann, Lambert: Vertrieb der Kröninger Hafnerware vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. In: Sonderheft 1 zu Der Storchenturm (Dingolfing 1977) S. 1—40. — Ders.: Die Geschirrlieferung der Kröninger und der Münchener Hafner an den kurfürstlichen Hof. In: Der Storchenturm 14 (Dingolfing 1979) Heft 28, S. 48—61. — Haller, Reinhard: Neue Belege zum Kröninger Geschirrhandel im Bayerischen Wald. In: Sonderheft 5 zu Der Storchenturm (Dingolfing 1982) S. 13—14.

Zum Erweis der Verhältnisse steht ausreichend Quellenmaterial bereit. Von

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Karte über die Vertriebsorganisation der Hafner auf dem Kröning während des 19. Jahrhunderts (erarbeitet aus Handwerksarchivalien)

hoher Bedeutung sind dabei Kostenanschläge und Abrechnungen öffentlicher Bauten und Verwaltungseinrichtungen. Viele davon, die stets bis zum Äußersten spezifiziert notiert wurden, haben sich in den staatlichen und kommunalen Archiven erhalten. Sie vermitteln konkrete Einsichten in das Vergabe- und Rechnungswesen zwischen Auftraggeber und Handwerker bzw. Lieferant, bringen eine Fülle von Details zu Preisen, Löhnen, Transportkosten, Herkunft von Rohstoffen und Fertigteilen. Im Vergleich lassen sich Angaben zu Preisgefälle, Materialwahl, Arbeitsorganisation und vielem anderen anhand von zeitlichen Quer- und Längsschnitten machen.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Markmiller, Fritz: Das Rathaus der Stadt Dingolfing 1743—1838. In: Der Storchenturm 6 (Dingolfing 1971) Heft 11, S. 1—41. — Ders.: Das Markttor in Teisbach. In: Der Storchenturm 6 (Dingolfing 1971) Heft 12, S. 46—54. — Haushofer, Josef: Bau- und Kunstnachrichten über die Kirche Anzenberg 1688—1771. In: Heimat an Rott und Inn. Eggenfelden 1974, S. 92—102. — Grasmann, Lambert: Der Rathausumbau in Vilsbiburg im Jahr 1727. In: Der Storchenturm 13 (Dingolfing 1978) S. 6—24.

Religiöse Bindung

Abschließend noch ein Hinweis auf die in Betrachtungsraum und -zeit regelmäßig festzustellende religiöse Bindung der berufsständischen Handwerksorganisationen. Die Quellen berichten hier von Existenz und Rechtsverhältnissen der Zunftkapellen an Stadt- und Marktpfarrkirchen, von Handwerksjahrtagen und ihren Gottesdiensten, von Prozessionen und Umgängen, deren gestalterisches Element wesentlich von der Beteiligung der Handwerksvereinigungen bestimmt wurde. Vielfach bestanden im Zusammenhang mit den Handwerksladen und unter dem Schutz des Handwerkspatrons Andachtsbruderschaften, die auch Berufsfremden zum Beitritt offenstanden. Für relevantes Quellenmaterial wären neben den bereits genannten Staats- und Kommunalarchiven noch jene der Pfarrämter und Diözesen zu konsultieren.

Markmiller, Fritz: Verschollene Zunftgegenstände aus Dingolfing. In: Der Storchenturm 1 (Dingolfing 1966) Heft 1, S. 52—54. — Ders.: Die Statuten der Schuhmacherbruderschaft in Reisbach von 1513. In: Der Storchenturm 11 (Dingolfing 1976) Heft 22, S. 76—82. — Ders.: Das Kerzenbrauchtum der Dingolfinger Handwerke. In: ebda., S. 83—96.

Zusammenfassung

Es erscheint als unabdingbar, will man der einstigen Wirklichkeit gerecht werden, von der untersten lokalen und kleinräumigen Ebene auszugehen und alle einschlägigen Quellen zu erkunden. Erst das Zusammenfügen möglichst vieler der erreichbaren Bausteine im kulturhistorischen Kontext bildet die Grundlage für das richtige Verständnis der Dinge. Dies gilt vorzugsweise auf dem weiten und durchaus noch zu wenig „beackerten" Forschungsfeld altbayerischer Handwerksgeschichte. Dilettierende Tümelei mit den heute so nostalgisch geliebten vorindustriell gefertigten Dingen — vor allem solchen vermeintlicher „Volkskunst" — ist dabei fehl am Platz. Systematische, somit zeitaufwendige, streckenweise durchaus trockene, im Endeffekt jedoch überraschend erfolgreiche Quellenaufbereitung tut not.

Allgemeine Literatur:

Hazzi, Joseph: Statistische Aufschlüsse über das Herzogtum Baiern. Nürnberg 1801 ff.
Spindler, Max (Hsg.): Handbuch der bayerischen Geschichte. München 1967 ff.
Schremmer, Eckart: Die Wirtschaft Bayerns. München 1970.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Sächsische und Thüringer Keramikproduktion zwischen dem 18. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts — Konstanz und Wandel (unter besonderer Berücksichtigung des Handwerks)

Rudolf Weinhold, Dresden

1. *Werkstätten und Beschäftigte*

Wenn von der Keramikproduktion Sachsens und Thüringens im 18., aber auch noch im 19. Jahrhundert gesprochen wird, so bezieht sich das nicht selten auf die herausragenden Erzeugnisse der Manufaktur. Voran steht dabei das Porzellan aus Meißen und einer Reihe von Thüringer Betrieben. Weiter genannt werden die Fayencen der — überwiegend — thüringischen Werkstätten. Weniger bekannt schon ist das Steingut, obwohl dieses Genre der Keramik zu Ende des 18. und während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachweisbar in knapp zwei Dutzend Manufakturen unseres Gebietes hergestellt wurde.

Unter den Handwerkserzeugnissen hat vor allem das Steinzeug aus Altenburg, Altstadt-Waldenburg, Bürgel, Muskau und Zeitz Beachtung gefunden[1], obwohl in diesen Orten nur ein Teil der klingend hart gebrannten Ware Sachsens und Thüringens entstand. Sehr lückenhaft aber war — und ist zum Teil auch noch — das Wissen um die Werkstätten, die sich mit der Erzeugung farbig bemalter bzw. engobierter und bleiglasierter Irdenware befaßten. Dabei haben neuere Untersuchungen[2] ergeben, daß ihre Zahl beachtlich war. Zwischen 1750 und 1830 betrug sie im Durchschnitt mindestens 700 bis 750. Dazu kommen etwa 150 Steinzeugtöpfereien. Der überwiegende Teil dieser Kleinbetriebe (knapp 90%) ist in den Städten nachzuweisen. Aber möglicherweise verschieben die Ergebnisse weiterer Forschungen diese Relation. Mehr als die Hälfte aller dieser Handwerkstöpfereien konzentriert sich in einigen durch gute Rohstoffvorkommen begünstigten keramischen Zentren in Teilen der Ober- und Niederlausitz, in den Gebieten zwischen Pleiße, Mulde und Wyhra sowie zwischen Saale und mittlerer Elster, im südthüringer, an Coburg angrenzenden Heldburger Ländchen und an der mittleren Werra mit dem Hauptort Gerstungen.

Mit der handwerklichen Herstellung von Irdenware und Steinzeug waren um 1800 und danach schätzungsweise 2500 Personen befaßt. Rund 1500 von ihnen, also 60%, standen als Gesellen und Lehrlinge in Lohnabhängigkeit. Zu ergänzen ist, daß zu dieser Zeit die Zahl der in den Fayence-, Steingut- und Porzellanmanufakturen sowie mit der Anfertigung von Tonpfeifen Beschäftigten zwischen 1300

---

[1] Zuletzt bei Josef Horschik: Steinzeug im 15. bis 19. Jahrhundert von Bürgel bis Muskau. Dresden 1978.

[2] Rudolf Weinhold: Meister — Gesellen — Manufakturier. Zur Keramikproduktion und ihren Produzenten in Sachsen und Thüringen zwischen 1750 und 1830. In: Volksleben zwischen Zunft und Fabrik. Berlin 1982, S. 168 ff.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

und 1900 lag. Davon kommt allerdings der Meißner Manufaktur ein erheblicher Anteil zu. In ihr arbeiteten um 1800 rund 500 Personen. Um 1835 ergibt sich dann mit jeweils 2300—2500 Personen ein personeller Gleichstand zwischen Handwerk und Manufaktur. Er dürfte sich auch danach noch eine gewisse Zeit gehalten haben.

2. *Soziale Organisationsformen*

Spezifische Gruppenbildungen sind im 18. Jahrhundert, von einer Ausnahme abgesehen, nur beim Handwerk zu beobachten. Die Töpfermeister organisierten sich in Berufsgenossenschaften, die in unserem Gebiet vorwiegend als Zünfte bzw. Innungen bezeichnet wurden. Seltener, vor allem im Osten der Oberlausitz, taucht dafür die Bezeichnung „Zeche" oder „Mittel" auf[3], die Beziehungen zum Sprachgebrauch im Schlesischen erkennen läßt. Oft sprechen die einschlägigen Akten ganz einfach vom „Handwerk".

Bemerkenswert für die Frage von Konstanz und Wandel ist, daß die Satzungen dieser Berufsorganisationen bis über die Mitte des 19. Jhs hinaus eine nicht anders als konservativ zu bezeichnende Grundtendenz manifestieren. Ins Auge springt das besonders, wenn man in ihren Texten nach dem Niederschlag der im 18. Jh nicht seltenen obrigkeitlichen, das Handwerk betreffenden Verordnungen sucht. Weder das am 31. August 1731 erlassene Patent „Wegen der Abstellung derer bey denen Handwerckern eingeschlichenen Mißbräuche" noch das unser Territorium speziell betreffende kursächsische Mandat „Die General-Innungs-Articul für Künstler, Professionisten und Handwerker hiesiger lande betr." vom 8. Januar 1780[4] haben in ihnen merkliche Spuren hinterlassen. Man zitiert diese Anweisungen zwar gelegentlich in den Präambeln der Zunftbriefe; deren Inhalt jedoch zeigt, daß alles beim Alten blieb und damit nicht selten im Widerspruch zu den Erlassen stand.

Mit obrigkeitlichen Anordnungen war dieser Renitenz nicht beizukommen. Sie wurde weithin gegenstandslos, als jene wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen, die die Krise und das Ende des Feudalsystems herbeiführten, auch die seit dem Mittelalter überlieferte Organisation des Handwerks durch die Gewerbefreiheit aufhoben. Sie setzten sich in unserem Gebiet während der 60er Jahre des 19. Jhs endgültig durch. Wenn dieser sich im Zuge der industriellen Revolution vollziehende Wandel auch durch die formale Beibehaltung des Namens „Innung" für die Berufsgruppe der Meister äußerlich negiert wurde, so täuscht dies nicht darüber hinweg, daß der traditionelle Inhalt dieses Begriffs in wesentlichen wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Bereichen nicht mehr existierte.

Weit weniger deutlich als die Entwicklung der Innungen ist aus der schriftlichen Überlieferung das Schicksal der Gesellenbruderschaften des Töpferhandwerks abzulesen. Wir wissen von ihrer Existenz aus den Ratsarchiven einiger

---

[3] Ders.: Töpferwerk in der Oberlausitz. Berlin 1958, S. 49 f.

[4] Codex Augusteus, Zweyte Fortsetzung, Erste Abtheilung. Leipzig 1805, Sp. 762—780.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Oberlausitzer Städte[5]. Auch in Dresden hat möglicherweise eine solche bestanden; aus anderen Städten wissen wir vorläufig noch nichts. Doch scheint es, daß diese vorwiegend sozialen Zwecken dienende Organisation der Lohnabhängigen auch in unserem Territorium trotz starker Bevormundung durch die Innungsmeister und die städtischen Räte vielerorts aktiv wirkte. Indirekter Beweis dafür ist ein Antrag, den die Dresdener Töpfergesellen 1874 an die Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Töpfervereins stellten. Sie forderten darin unter anderem die Aufhebung der Bruderschaften[6]. Diese Gruppierungen waren damals also noch allgemein bekannt und viele Gesellen dürften auch zu dieser Zeit noch in ihnen Mitglied gewesen sein.

Bemerkenswert ist an diesem Vorschlag, über dessen Verwirklichung nichts bekannt ist, noch ein weiteres: Er markiert zwar eine Zäsur in der Geschichte der Gesellenverbände, betont aber auch den Anspruch des damals noch sehr jungen Töpfervereins, deren Interessen in breiterem Maße intensiv weiter wahrzunehmen. Denn einige seiner bei der Gründung im Jahre 1873 formulierten Ziele gehen wesentlich über die Bestrebungen hinaus, die die Artikel der Gesellenbruderschaften zum Ausdruck brachten. Gefordert werden nunmehr unter anderem die Vereinheitlichung der Löhne, der direkte Einfluß der Gesellen auf die Wahl des Arbeitsplatzes, die Schaffung von eigenen Unterstützungskassen für Krankheitsfälle und Streiks sowie Möglichkeiten der Erweiterung des fachlichen und allgemeinen Wissens[7].

Diese Ansprüche entspringen aus einer gegenüber dem 18. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts stark veränderten wirtschaftlichen und sozialen Situation. So ist es nur logisch, wenn sich auch in den Statuten des Töpfervereins politisches Gedankengut der jungen Sozialdemokratie artikuliert, das dann nach dem Fall des Sozialistengesetzes im Jahre 1890 von den Gewerkschaften aufgenommen wird. Es verbindet zu dieser Zeit bereits lohnabhängige Töpfer im Handwerk, den Manufakturen und den Fabriken.

3. *Arbeitsmittel und Arbeitsverfahren.*

Werkzeug und Gerät der Handwerkstöpferei unseres Territoriums besitzen, soweit das erkennbar ist, während des 18. Jahrhunderts noch einige altertümliche Züge. Am deutlichsten zeigt sich das am wichtigsten Arbeitsmittel der Formgebung, der Scheibe.

Alle Indizien sprechen dafür, daß man zu dieser Zeit noch weithin an der Blockscheibe arbeitete. Sie ist seit dem 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung

---

[5] Artikel der Bruderschaften liegen vor von Zittau 1595, neu bestätigt 1686 (Ratsarchiv Zittau IV — Ic — I3 zu Nr. 1 — F545), von Görlitz 1614 (Zobelsche Bibliothek — II. A 22 — B 292 Fol. 22b ff.) und von Bautzen 1712 (Privatbesitz Töpfermeister Römer, Bautzen). Eine weitere, deren Schriftgut verlorengegangen ist, wurde um 1700 in Löbau gegründet (Stadtarchiv Löbau, Rep. XXI, Sect. 20 Loc. I, No. 14 Fol. 86b und 101a).

[6] Adam Drunsel: Die Geschichte der deutschen Töpferbewegung. Berlin o.J. (1911), S. 67.

[7] Ebenda, S. 50.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

in Bildern und Texten nachweisbar. Vermutlich wurde das Gerät zuerst im Nahen Osten verwendet. Es besteht aus einem massiven Kopfteil, auf dem der Töpfer mit beiden Händen seine Ware formt. Dieser Scheibenkopf ist durch Pflöcke mit einem Schubring verbunden, den der Handwerker mit kräftigen Tritten eines oder beider Füße in kreisende Bewegung setzt. Die ganze Einrichtung rotiert auf einem im Boden eingelassenen feststehenden Pfahl.

Solche Blockscheiben finden sich noch auf alten, in Museen aufbewahrten Handwerks- bzw. Hauszeichen des 18. und des beginnenden 19. Jhs, die den Töpfer bei der Arbeit zeigen. Auch in einen Siegelring, durch dessen Abdruck ein Meister aus der in der westlichen Oberlausitz gelegenen Stadt Bischofswerda im Jahre 1825 seine Zugehörigkeit zur neu gegründeten Innung auf der diesbezüglichen Urkunde bestätigte, ist sie eingraviert[8].

Doch wahrscheinlich ist der letztgenannte Beleg schon Erinnerung an Vergangenes, festgehalten auf einem als Petschaft dienenden Erbstück. Denn um die Wende vom 18. zum 19. Jh hatte die Blockscheibe auch in den entlegenen Dörfern der Oberlausitz der heute noch gebräuchlichen Spindelscheibe weichen müssen. Das belegt ein Fußplatt dieses Typs, in das das Datum 1800 — sicher das Jahr seiner Anfertigung — geschnitzt ist. Es wurde bis vor kurzem auf dem Boden einer Werkstatt des nördlich von Bischofswerda gelelgenen Dorfes Oßling aufbewahrt.

Diese Spindelscheibe weist gegenüber ihrer Vorgängerin wesentliche Verbesserungen auf. Statt des für die Blockscheibe charakteristischen Schubringes besitzt sie eine große, ebenfalls mit den Füßen in Bewegung zu setzende Schubscheibe, die durch eine senkrechte Achse fest mit dem Scheibenkopf verbunden ist und sich mit ihr in einem auf dem Boden ruhenden Lager dreht. Die neue Konstruktion verlängerte die Rotationsperiode und gab dem Töpfer die Möglichkeit, sich intensiv mit der Gestaltung seiner Erzeugnisse zu befassen. Das kam der Qualität der Ware sehr zugute. Zugleich stieg die Produktivität der Arbeit und mit ihr die Zahl der in einem Tagewerk hergestellten Stücke. Die Massenproduktion des Oberlausitzer Braunzeugs, von der noch zu sprechen sein wird, ist ohne den neuen Scheibentyp nicht denkbar.

Die Frage freilich, wann und auf welchem Weg er in die Drehstuben der Handwerker kam, ist beim gegenwärtigen Stand unseres Wissens nicht mit Sicherheit zu beantworten. Den Innungsakten ist darüber nichts zu entnehmen, obwohl diese Novation sicher mit Aufmerksamkeit verfolgt worden ist und nicht nur bei Gelegenheit der Quartalsversammlungen zur Diskussion stand. Wir sind hier vorläufig auf Vermutungen angewiesen.

Herkunft und frühe Verbreitung der Spindelscheibe sind in großen Zügen durch die Feststellungen Adolf Rieths bekannt[9]. Wahrscheinlich stammt sie ebenso wie ihre Vorgängerin aus dem Vorderen Orient. Nach Europa ist sie — über das damals zum Teil noch maurische Spanien — wohl zusammen mit der Majolikatechnik gekommen. Es ist daher nicht auszuschließen, daß sie sich in

[8] Stadtarchiv Bischofswerda Nr. 1316, Fol. 45 b.

[9] Adolf Rieth: Die Entwicklung der Töpferscheibe. Leipzig 1939, S. 85 ff.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

unserem Territorium zuerst in den frühen Fayencemanufakturen gedreht hat, die hier seit Beginn des 18. Jhs nachzuweisen sind[10]; noch ältere Betriebe arbeiteten bereits während der zweiten Hälfte des 17. Jhs in oder um Zittau sowie in Arnstadt. Doch dürfte die Ausstattung und innere Organisation dieser frühen Werkstätten kaum von der des gleichzeitigen Handwerks abgewichen sein und die für die Manufaktur spezifische Arbeitsteiligkeit noch nicht besessen haben.

Anregungen zur Übernahme könnten auch von den während des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts gegründeten Thüringer Porzellanmanufakturen ausgegangen sein. Selbst Meißner Einfluß ist zu dieser Zeit nicht mehr auszuschließen. Die ängstlich gehütete Exklusivität der frühen Jahre dieses ältesten europäischen Zentrums der Porzellanproduktion war damals bereits aufgegeben worden, wenn man von bestimmten Bereichen des Arkanums und der Glasuren einmal absieht.

Eigene Wege ist das Töpferhandwerk dagegen bis zum 20. Jahrhundert bei der Entwicklung seiner Brennöfen und Brennverfahren gegangen. Dazu war es schon deswegen gezwungen, weil die Herstellung von Fayence, Porzellan und Steingut spezielle Brenntechniken und -öfen erforderte. Man konnte und durfte sie nicht kopieren. Auch ihre komplizierte Konstruktion machte das unmöglich.

Der Brand der handwerklich hergestellten Irdenware und des Steinzeugs wurde schon im 18. Jahrhundert vielerorts im sogenannten Kassler Langofen ausgeführt. Sein Name verweist auf seine Herkunft aus Hessen, möglicherweise aus dem Bereich der dortigen Steinzeugherstellung. Denn im Brennraum dieses Ofentyps können trotz seiner relativ einfachen Konstruktion recht hohe Temperaturen erzeugt werden. Leider ist er heute sehr rar geworden. Erhalten blieben nur wenige Exemplare seiner Art, von denen eines glücklicherweise unter Denkmalschutz gestellt wurde.

Inwieweit neben ihm in der Vergangenheit beim Handwerk noch andere Typen des Brennofens existierten, läßt sich mangels Belegen nicht mehr sicher feststellen. Die seit dem 18. Jahrhundert arbeitende Jürgelsche Werkstatt in Pulsnitz hat bis um 1900 einen stehenden Rundofen mit senkrechtem Flammenzug betrieben; sie dürfte dabei nicht die einzige unseres Gebietes gewesen sein.

Der mit waagerechtem Zug brennende Kassler Ofen hat sich auch bewährt, als man stufenweise von der Holz- zur Kohlefeuerung überging. Dieser Wechsel erfolgte nicht schlagartig. Er begann während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst in den Manufakturen; in Meißen nahm man ihn 1839 vor[11]. Schon vor dieser Zeit wurden die Besitzer zweier in Sachsen neu etablierter Steingutbetriebe von seiten der Landesregierung aufgefordert, beim Brand mit Holz zu sparen und sich für diesen Zweck mit böhmischer Braunkohle zu versorgen[12]. Das Handwerk folgte nur zögernd, sicher vor allem deswegen, weil man Erfahrung im

---

[10] Rudolf Weinhold: Meister — Gesellen — Manufakturier, S. 176 ff., 237 ff.

[11] Victor Böhmert: Urkundliche Geschichte und Statistik der Meissner Porzellanmanufaktur von 1710—1800. In: Zeitschrift des k. Sächsischen Statistischen Bureaus XXVI (Dresden 1880) 55.

[12] Staatsarchiv Dresden, Loc. 32555, Rep. XII, Nr. 448 (Acta, Die Anlegung einer Steingutfabrik von Leyen zu Pirna betr. ind. von dem Besitzer der Steyermühle bei Nossen Steyer) 1816 ff.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Umgang mit der viel stärker als Holz rußenden und Gase bildenden Kohle sammeln mußte. Die Königsbrücker Töpfer stellten sich erst gegen Ende des 19. Jhs auf den neuen Brennstoff um[13]. Und noch bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts feuerte Leopold Berghold im südthüringischen Ummerstadt seinen Brennofen ausschließlich mit Holz.

Treibende Kraft dieser Umstellung war, wie schon angedeutet, die Landesherrschaft. In Sachsen, dessen Montanwesen seit dem hohen Mittelalter einen ständig wachsenden Holzbedarf hatte, setzten die Versuche, den Verbrauch dieses wertvollen Rohstoffs durch Verordnungen einzuschränken, schon im 16. Jh ein und wurden während des 17. Jhs verstärkt — und verschärft — fortgesetzt. Entsprechende Weisungen betrafen zunächst das Bauwesen[14], wurden aber dann auch auf den gewerblichen Brennholzkonsum ausgedehnt. Die Thüringer Kleinstaaten scheinen nicht in gleichem Maße mit diesem Problem haben kämpfen zu müssen. Wahrscheinlich hat der Holzreichtum weiter Landesteile solche Sorgen erst später aufkommen lassen. Doch bildete die Ummerstädter Werkstatt mit ihrem Holzbrand noch um 1950 schon eine absolute Ausnahme.

Wir haben es bei diesem Umstieg von Holz auf Kohle also nicht mit einem Prozeß zu tun, dessen auslösendes Moment in der Keramikproduktion selbst lag. Doch er hat zu einer Veränderung des Arbeitsverfahrens geführt. Denn um die farbig engobierte, bemalte und glasierte Ware vor dem Kohlenrußanflug zu schützen, „fütterte" man sie nunmehr in Schamottekapseln ein. Diese Methode ist sehr wahrscheinlich aus der Porzellan- und Steingutherstellung übernommen worden. Aber auch im Ofenbau gab es auf Grund des neuen Brennmaterials schließlich Veränderungen. Seit dem zweiten Drittel unseres Jahrhunderts traten an die Stelle des Kassler Typs zunehmend moderne Formen in der Art des von mehreren Feuerstellen her zu beheizenden Viereckofens mit überschlagender Flammenführung. Diese Modelle nutzten die Hitze des fossilen Brennmaterials besser und wiesen auch größere Rauminhalte auf. Heute ist neben sie die elektrisch beheizte Muffel gerückt, ein Zeichen, daß das Handwerk alle industriellen Errungenschaften zu nutzen weiß und den größeren Betrieben der Steingut- und Porzellanproduktion auf diesem Gebiet qualitativ nicht nachsteht.

Es hat sich ihnen in neuester Zeit auch auf der Ebene des verarbeiteten Rohstoffs angenähert. Bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts bestand einer der grundsätzlichen Unterschiede zu anderen keramischen Branchen darin, daß das Irdenware und Steinzeug herstellende Handwerk vorzugsweise natürlich vorkommende Tone aufbereitete und verarbeitete. Sie fanden sich meist in der Nähe der Werkstätten oder boten, wie das Beispiel des Thonbergs bei Kamenz zeigt, den Töpfern zahlreicher umliegender Orte in großer Fülle gutes Material. Seit den fünfziger Jahren jedoch steht der Verbrauch dieses Rohstoffes bei der Produktion der engobierten, farbig bemalten und glasierten Irdenware gegenüber den durch Mischung verschiedener Tone und mineralischer Zusätze hergestellten synthetischen Massen zurück. Das daraus gefertigte Geschirr ist im Scherben dem Steingut ähnlich.

---

[13] Weinhold: Töpferhandwerk in der Oberlausitz, S. 94.

[14] Codex Augusteus II, S. 487 ff. (Forst- und Holzordnung Kurfürst Augusts vom 8.9.1560).

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Große Unterschiede zwischen Handwerk und Manufaktur bestanden — und bestehen zum Teil auch noch — auf dem Gebiet der innerbetrieblichen Arbeitsorganisation. Für das Handwerk war die Tatsache kennzeichnend, daß auf Grund seiner Berufsausbildung jeder Werkstattangehörige in der Lage war, alle grundlegenden Verrichtungen des Produktionsprozesses vom Aufbereiten des Tones über das Drehen, Beschicken und Brennen des Geschirrs bis zum Bemalen und Glasieren mit eigener Hand auszuführen. Dagegen waren in den Manufakturen spezialisierte Kräfte gefragt, so solche, die sich allein mit der Formgebung befaßten, oder andere, denen die Ausführung des farbigen Dekors oblag. Die höchste Stufe dieser Differenzierung erreichten bereits während des 18. Jhs die Porzellan herstellenden Betriebe. Dabei gliederten sich die Hauptgruppen der Beschäftigten — Massebereiter, Dreher und Former, Maler, Brenner — wieder in zahlreiche Unterabteilungen auf[15]. Nicht wenige Beschäftigte der Malerbranche standen zudem im Arbeitsverhältnis des Verlags. Sie bekamen die Ware nach dem ersten bzw. zweiten Brand vom Betrieb geliefert — oft besorgte das auch ein geschäftstüchtiger Verleger — und dekorierten sie daheim.

Entsprechend der Spezialisierung wurde die Dauer der Berufsausbildung, aber natürlich auch die Entlohnung bemessen. Einen Begriff von der Spannweite der Bezahlung vermittelt ein Blick auf die Meißner Verhältnisse im letzten Drittel des 18. Jhs. Damals verdiente ein in siebenjähriger Ausbildung qualifizierter Maler jährlich zwischen 188 und 338 Taler; ein im Tagelohn arbeitender Holzspalter dagegen mußte sich mit 50 bis 60 Talern begnügen[16]. Die Löhne im Töpferhandwerk dürften damals dem letzten Wert näher als dem erstgenannten gelegen haben.

Doch dieses Handwerk begann etwa seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in einigen Bereichen der Arbeitsteiligkeit langsam zu den in den Manufakturen herrschenden Verhältnissen aufzuschließen. Sichtbar wird das zum einen beim Anbringen des farbigen Dekors. Hier entwickelte sich während der letzten 70 bis 80 Jahre ganz deutlich eine Spezialisierung, die sich heute als Ausbildungs- und Berufszweig manifestiert: der des Keramikmalers oder — zahlenmäßig noch stärker vertreten — der Malerin. Die Dreher und Former befassen sich kaum noch mit diesem Metier; einige von ihnen waren stattdessen ins Brennhaus zu den Kohleöfen abgewandert. Auch diese — zeitlich begrenzte — Spezialisierung vollzog sich während der letzten hundert Jahre. Allerdings schrumpfte die Zahl dieser besonders für das ordnungsgemäße Einlegen des Geschirrs und die Durchführung des Brandes verantwortlichen Kräfte in dem Maße, in dem die elektrische Muffel den älteren Ofentyp verdrängte.

Stark verändert hat sich im Rahmen der Handwerksproduktion das Verfahren der Tonaufbereitung. Das Durchkneten, Säubern und Homogenisieren des Rohstoffs, ehedem mühselige Hand- und Fußarbeit, haben weitgehend Maschinen übernommen. Die heutige Werkstatt ist stark mechanisiert, was ihrer Gesamtproduktivität zugute kommt. Dabei ist nicht zu übersehen, daß hinsichtlich des

[15] s. Anm. 11, S. 62 f.
[16] Ebenda, S. 69.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Gerätebesatzes und auch der Arbeitsteiligkeit besonders während der letzten 50 Jahre Einflüsse aus dem Bereich der Steingut- und der Porzellanherstellung wirksam geworden sind.

4. *Handwerkserzeugnisse*

Diese abschließende Überlegung soll vor allem der Frage gelten, inwieweit sich der durch die industrielle Revolution in Gang gesetzte Wandel direkt oder indirekt auch an den Produkten unserer Werkstätten ablesen läßt. Einen Hinweis auf derartige Einflüsse vermittelten bereits unsere Beobachtungen über Veränderungen in der Massebereitung und -zusammensetzung.

Aber das sind Vorgänge jüngeren und jüngsten Datums. Hat sich etwas in seiner Auswirkung Vergleichbares vielleicht auch schon in älterer Zeit vollzogen? Sucht man auf diese Frage eine ausreichende Antwort, so wird man sie innerhalb unseres Territoriums vorrangig in jener Produktion finden, der sich die Oberlausitzer Töpfereien während des 19. und auch noch im 20. Jahrhundert mit besonderer Intensität widmeten: der Anfertigung des sogenannten Braunzeugs.

Dieses Gebrauchsgeschirr trägt einen den Gefäßscherben deckenden und dichtenden Überzug, der aus einem Gemisch von Farb- und Glasurlehm zusammengesetzt ist. Nach dem Brand zeigt er eine dunkel- bis schwarzbraun schimmernde Farbe. Beifügungen von Braunstein oder Schlämmkreide hellen dieses Kolorit auf bzw. variieren es.

Solche Lehmglasuren waren in der Niederlausitz sowie in Niederschlesien seit dem 17. Jahrhundert bekannt. In der Oberlausitz ist man erst verhältnismäßig spät, vermutlich während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, auf ihre besonderen Vorzüge aufmerksam geworden. Denn im Gegensatz zur bunten, bemalten Ware vertrug das mit ihnen überzogene Geschirr ohne Mühe den Wechsel vom Holz- zum Kohlebrand. Und noch wichtiger: das undekorierte Braunzeug ermöglichte wie kein anderes Töpfergeschirr in der Zeit der industriellen Revolution eine Massenproduktion. Damit soll nicht gesagt werden, daß es je ohne künstlerische Qualität gewesen wäre. Niemand wird sich auch heute dem Reiz seiner harmonischen Formen entziehen können, die durch die Einfarbigkeit der Oberfläche noch besonders hervorgehoben werden.

Den steigenden Bedarf an dieser Ware bezeugt die Gründung neuer Werkstätten. Sowohl in den alten Produktionszentren als auch in Gebieten, wo vordem kaum getöpfert wurde, wuchs die Zahl der Betriebe. Das war vor allem in dem an Böhmen angrenzenden Bergland der Südoberlausitz der Fall. Von hier aus exportierte man ins Österreichische, wo das Braunzeug sich rasch einen breiten Markt sicherte.

Hergestellt wurde vorwiegend Geschirr für die Küche und die bäuerliche Wirtschaft[17]. Die Palette der Erzeugnisse reicht noch heute von den Koch- und Schmortöpfen unterschiedlichen Fassungsvermögens über Schüsseln, Backfor-

[17] s. Anm. 3, S. 111 f.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

men und verschiedenartige Pfannen bis zu Krügen, Kannen und Flaschen. Unter das Wirtschaftsgerät fallen Butterfässer, Gärtöpfe sowie Räuchertöpfe für die Imkerei. In besonderer Weise nützlich machen sich Kerzenhalter, halbkugelige Wärmflaschen, Waschschüsseln und Sparbüchsen.

Mit dieser durchaus nicht vollständigen Aufzählung soll die breite Typenfächerung der Scheibenware angedeutet werden. Sie zeigt, daß die Werkstätten der Oberlausitz sich den Bedingungen anpaßten, die der im Zuge der industriellen Revolution wachsende Bedarf an billiger, strapazierfähiger Keramik der Töpferei stellte. Ihr Geschirr war Serienware, die jeder geübte Handwerker schnell und in großen Mengen herstellen konnte.

So verfertigte man jahrzehntelang ein wohlfeiles, formschönes Sortiment, das seinen sicheren Käuferkreis im In- und Ausland hatte. Allein nach dem in diesem Zusammenhang bereits genannten Böhmen gingen um 1880 jährlich mehr als zwei Millionen Stück Geschirr, an dessen Herstellung rund hundert Werkstätten mit 185 Brennöfen beteiligt waren. Einer der Hauptorte, in dem zur damaligen Zeit sieben Betriebe mit 70 bis 80 Beschäftigten arbeiteten, war das bereits genannte Bischofswerda. Hier verfrachtete man 1887 rund anderthalb Millionen Stück Braunzeug per Bahn und Pferdefuhrwerk nach dem Erzgebirge, dem Vogtland, nach Schlesien — auch das für sein eigenes Braungeschirr berühmte Bunzlau gehörte zu den Abnehmern dieser Ware —, nach Thüringen, Bayern, Tirol, Baden, Westfalen und dem Rheinland, aber auch nach Frankreich, Schweden, Rußland und selbst in die Vereinigten Staaten von Amerika, wo man eine ausgesprochene Vorliebe für Einlegetöpfe zeigte. Ohne Zweifel gehörten die Oberlausitzer Töpfereien damals mit zu den produktivsten keramischen Handwerksbetrieben ganz Mitteleuropas.

Doch die Industrialisierung, die ihr Aufblühen bewirkt und gefördert hatte, schuf auch die Ursachen für ihren Niedergang. So wirkte sich die um die Jahrhundertwende fortschreitende Modernisierung der Milchwirtschaft für unsere Werkstätten sehr nachteilig aus. Durch die neu errichteten zentralen Molkereianlagen erübrigten sich binnen kurzem tönerne Abrahmgefäße, die Satten, Kübel, Kannen, Schüsseln und Butterfässer. Eben diese Ware hatte einen wichtigen Teil der Lieferungen in die west- und süddeutschen Viehzuchtgebiete ausgemacht. Aber auch im Haushalt konnte vieles Braunzeug nicht mehr benutzt werden. Mit dem Einzug des Gasherdes, später der elektrischen Kochplatte war der Erfolg des Metallgeschirrs programmiert. In den Städten verdrängten die eiserne emaillierte Ware und die Aluminiumtöpfe das tönerne Hohlgefäß. Der dörfliche Markt dagegen — man kochte hier auch weithin auf dem Feuerherd, der „Küchenmaschine" — blieb noch eine Weile offen. Erst die Entwicklung nach dem zweiten Weltkrieg, die selbst in diesen letzten Absatzgebieten eine zunehmende Annäherung an die kulturellen Gepflogenheiten der Stadt brachte, ließ ihn endgültig schwinden.

Aber trotzdem produzieren einige Oberlausitzer Töpfereien noch heute Braunzeug — ja, die Nachfrage nach ihm wächst sogar. Die Ursachen für diese Entwicklung liegen freilich nicht darin, daß wieder mehr Kohleherde gebaut werden oder daß etwa die Milchwirtschaft im Begriff ist, in vorindustrielle Verhältnisse abzusinken. Während der unmittelbaren Nachkriegszeit mögen solche

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Vermutungen durchaus etwas für sich gehabt haben; heute können sie uns allerdings nur noch ein erinnerungsträchtiges Lächeln entlocken.

Die Sache liegt anders. Ohne Zweifel beginnt sich der ehedem erheblich geschrumpfte Konsumentenkreis dieser Ware wieder langsam, aber stetig zu erweitern. Doch jetzt sind es vor allem die Stadtbewohner, die sie als dekoratives Element für ihr durch die Industrie oft übers Maß genormtes Wohnungsmobiliar begehren. Sie haben das Braunzeug neu entdeckt und freuen sich auf ihre Weise an seiner schlichten Schönheit. Nun macht es sich erneut nützlich — als Schale, Vase, Flasche, Wanddekor, Löffelbehälter, manchmal sogar als Schirmständer. Einige sind inzwischen sogar wieder darauf gekommen, daß man darin auch vorzügliche Dinge kochen, schmoren und backen kann; aber noch scheint das ein Geheimtip zu sein. Das Schicksal dieser Ware ist symptomatisch auch für so manchen anderen Zweig unserer Handwerkskeramik. Sie wird auf diese Weise wieder zum Element der Wohnkultur, sehr zur Freude ihrer Hersteller, die die wachsende Nachfrage kaum noch bewältigen können.

Diese Feststellung ist in gewisser Hinsicht eine Bilanz des Dargelegten. Sie markiert aber auch eine in der Entwicklung unserer Töpferei immer wieder zu beobachtende Grundtendenz. Denn ohne den Mut zum Experiment, zum Lernen, zum Übernehmen des Neuen, als richtig Erkannten, aber auch zum Bewahren eines wertvollen Erbes hätte unser Handwerk besonders im letztvergangenen Jahrhundert mehrfach den Konkurs vor scheinbar übermächtiger Konkurrenz anmelden müssen. Zur Sicherung seines Bestandes trugen wesentlich die Initiative, der Fleiß, aber auch das künstlerische Vermögen seiner Meister und Facharbeiter bei. Es geht mit der Töpferei wieder voran, und ihre Zukunft liegt in guten Händen.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Industrialisation and Handicrafts in the 19th Century Ottoman Empire

Osman Okyar, Ankara

I

This paper describes the changing fate of Ottoman guilds during the 19th century, when the Ottoman economy became exposed to the competition of machine-made goods coming from Europe. The fate of the guilds was determined against the background of a non-Western economy, which quite suddenly, without any inner preparation, had become exposed to the challenge of cheaper machine-made European goods. Looking at the problem retrospectively, the final and only way of meeting the European challenge was to give up the guild system altogether and to adopt the methods of machine production, thereby eventually initiating the process of industrialisation on Western European lines.

However, the transformation of a static, traditional economy clinging to its institutions and closed to technological innovations, which had operated for centuries within the context of a political, cultural, and social system very different from the West, into an industrialized capitalistic society could not, by any means, run so rapidly and smoothly as the industrialisation of Western Europe had proceeded during the 19th century. Thus, the industrialisation which emerged in Ottoman society at the end of the 19th Century still remained very far from completion when the Turkish Republic succeeded the Ottoman Empire in 1923. Furthermore, it may well be asked how far and how deep industrialisation has advanced during the sixty odd years of republican administration.

To understand what happened to the guilds after the Ottoman economy was opened to free trade in 1838, and to follow the hesitant government reactions as regards policy towards the guilds and machine driven production, we have to keep in mind the very slowly changing cultural, social, and economic background of the Empire in the 19th century. I have argued elsewhere, in a yet unpublished paper on economic growth in the Ottoman Empire during the 19th century, that, in the analysis of economic development from the beginning of free trade down to 1914, we should distinguish two clearly different sub-periods. During the first sub-period, after Free Trade is accepted, the Ottoman economy changes very little in its structure and functioning, so that even events with potential economic impact such as freedom in foreign trade, heavy borrowing from abroad, early railway construction, and an abortive industrialisation drive remain without effects on the economy until the 1880's. Towards the end of the century, government awareness of economic issues increased, individual behaviour as regards economic activity changed, and foreign credits and investment brought about a significant net inflow of foreign resources, which was invested in infrastructure, making it possible for mechanical industry and economic growth to emerge. Policy towards the guilds changed in time and the

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

guilds themselves were affected in various ways by foreign competition, according to their sector or their locality.

Another point raised by this papier concerns the precise definition of what I am referring to as 'Ottoman Guilds'. Traditionally, Ottoman policy had leant towards limited interference in economic and social affairs, especially in periphery regions. This also applied to guilds. The structure and activity of guilds in Egypt and in the Balkan region were different from each other. On the other hand, the guilds situated in the core of the Empire, comprising Anatolia and Syria, exhibited common basic features. This is the reason why I have referred to them as 'Ottoman Guilds' in this paper.

The paper begins with a section dealing with the basic features of 'Ottoman' guilds, as they appear to have remained largely unchanged during the two centuries between 1600 and 1800. In the Ottoman Empire, the guild system long constituted the basic organisation form of industrial production, indeed of most economic activities apart from agriculture, down to the middle of the 19th century. The basic features of this system have to be kept in mind, in order to follow its responses and reactions to a completely new situation of free foreign competition.

In the subsequent section of the paper, I attempt to review broadly the economic scene in the Empire following free trade. Were Ottoman leaders really confronted with the choice between free trade and protection? What were the principal events and developments in the economic scene following the modernisation movement?

After setting down the general economic scene between 1839 and 1914, the final section of the paper will be devoted to a description of the changing fate of the Ottoman guilds under the competition of machine-made goods from Europe. How and when did local modern industry finally emerge? How did Ottoman policy concerning handicrafts and industrialisation evolve?

II

The information given in this paper about the basic features of Ottoman guilds in the period between the 16th and 19th century is drawn from well-known Western sources, such as the book by Gibb and Bowen, entitled 'Islamic Society and the West' and from Gabriel Baer's articles on Turkish and Middle Eastern guilds[1].

Baer, in his writings, drew attention to the differences in the constitution and practices of guilds in the various regions of the Ottoman Empire. However, there were also basic features, common at least to guilds operating during the above period in what I have described as the core of the Empire, namely Anatolia

[1] H.A.R. Gibb and Harold Bowen: Islamic Society and the West. London: Oxford University Press 1985. — Gabriel Baer: Ottoman Guilds — A Reassessment. In: O. Okyar and H. Inalcik, Social and Economic History of Turkey. (1071-1920). Ankara: Meteksan Press, 1980.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

and Syria. In the following, I am presenting a summary of the basic features of 'Ottoman' guilds which, according to our present information, seem to have remained largely unchanged during the two centuries between 1600—1800.

There is agreement among Ottoman historians over the fact that guilds in the Ottoman state were not purely and simply organisations furnished solely with economic functions. They performed administrative, religious, and social functions as well. In all towns of the Ottoman state, the economically active part of the population (which belonged to the *raya*-class in Ottoman society) were all affiliated to one of the guilds in the town. The guild set-up thus constituted an integrated urban organism in Ottoman society. This organism impinged upon practically all aspects of the daily life of the Ottoman town population.

The *administrative* function which Baer thinks was even more important than the economic one, was fulfilled by the leaders of the guilds (the *kethüda* or *seyh*) acting as links between the relevant town authorities such as the *kadı* (judge) and *ihtisap ağası* (local economic officer) and the guild members. Although guild leaders were freely elected by the masters of the corporations, their election had to be approved by the *kadı*, a government official acting both as a judicial authority and as government representative in the town. Through their leaders, guild members could express their problems or grievances to the town authorities, while the authorities could transmit the directives of the administration to the whole town population.

Tax collection was another part of the administrative aspect of guilds. To sum up, through the guilds the authorities in each town effectively kept control of the whole town population, including non-Muslims as well as the Muslims.

The *religious* dimension in the life of Ottoman town-dwellers was another aspect of daily life taken care of by the guilds. Each guild was usually affiliated to one of the many religious Islamic sects flourishing in the Empire. In many cases, no matter what religion they belonged to, all the artisans in the same profession were members of the same guild. Although religious practices were held separately for different religions, guild members participated equally in all other guild activities.

Finally, the guilds had a *social* side, emphasized by the holding of social functions for members, by the participation of guilds in festivals and state ceremonies, and by the provision of social help to needy members or to their families. In certain cases, the guilds seem to have lent money for economic purposes to their members from a fund administered by guild leaders. I hope that the above statements have made clear the role of the guilds in preserving the social and administrative fabric of the urban life in the Empire.

I turn now to the *economic* side of the guilds' activities which never reached paramount and exclusive importance in the Ottoman guilds, but all the way down to the 19th century remained integrated with their religious, administrative, and social aspects.

Individual gain or accumulation of riches does not appear to have represented the primary economic motivation of the guild masters who had established shop within a particular guild. The weakness of the profit motive is probably the most important characteristic distinguishing the Ottoman guild system from Western

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Europe during mercantilist times. Indeed, the whole of Ottoman society lived under a value pattern which balanced wordly motivations with spiritual, religious, and social values.

Distinct economic activities in all Ottoman towns, whether concerning the production of goods or of services, came under a well-defined guild. Within the field of each guild, only those who had risen to be masters had the permission to open shops, where goods or services would be sold retail to the public. The number of such shops was strictly controlled by the guild authorities. This meant that the monopoly of production and of sale of goods within the guild's area belonged to the guild masters. In rare instances, cases occurred of production outside the guilds. There are reports of workshops illegally producing textiles in Istanbul during the 16th century and of guilds prosecuting such offences. Another example of production outside the guild system is provided by the use of the putting-out system, which merchants used around Ankara for the production of woollen cloth.

Within the guilds, the guild authorities and government representatives controlled the quality and the prices of the goods offered for sale. Furthermore, the purchase of raw materials seems to have been often done in bulk by the guild authorities. These were then distributed among the masters, with the apparent aim of keeping alive even the less efficient producers. This practice effectively prevented competition among the masters. Finally, methods of production were standardized and determined in each guild by the guild authorities.

There were three categories of people in any guild, namely, apprentices, journeymen, and masters. The time and the qualifications necessary for promotion from one category to the other were also determined by guild authorities, while such promotion could take place only after a successful examination. The monopolistic, rigid, and controlled nature of such a system of production and sale was suited to meet the largely unchanging needs of a limited local market interested in buying limited amounts of goods of standard quality at reasonable prices. The repetitive character of this system of production was quite suited to a static economy, where methods of production, tastes, and local demand varied little in the course of time. In small provincial towns, the guilds were engaged in working up mostly local raw and intermediate products into final goods for consumption within the region. However, in the principal cities of the Empire, guilds active in some developed sectors (particularly cotton and silk textiles and leather goods) did produce sizable surpluses over local consumption, which could then be exported to Europe by wholesalers or exporters who always remained outside the guild system and worked independently on their own. It appears also that during the 18th and early 19th centuries in some places there were cases of production carried out outside the guilds on a factory basis. Cases of large concentrations of looms under one roof on what seems to have been a capitalist basis were also observed.

As long as the Ottoman economy was largely insulated from foreign competition in the staple consumption goods, the Ottoman guild system stood upon a sound but seemingly unchanging basis. When it began to be exposed to the competition of goods produced on a large scale by the mechanical factories of

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Europe, it was bound to be severely shaken and, in the long run, to lose its predominance over the economy. Its disadvantages consisted in small-scale hand production, which limited output and made for higher cost per unit, in its rigid structure due to the hierarchical nature of guilds, and in its lack of commercial motivations, which would have allowed adaptation, counter competition, and innovation. The industrial revolution in Britain and later in Western Europe was generating, during the early 19th century, ever larger quantities of machine-made products, above all textiles, which were seeking outlets in exports. The 1838 Ango-Turkish commercial convention completely opened the Ottoman market to foreign competition and thus began the period when foreign products entered into free competition with Ottoman goods produced by the guilds in Turkey.

III

I turn now to a review of general economic developments in the Empire during the 19th century and of government policies concerning economic issues, the guilds, and industrialisation.

The decisive economic event of the century, marking the European challenge to the Ottoman Empire in the economic field, was the signing of the Anglo-Turkish commercial convention in 1838, which opened the Ottoman economy to foreign competition and established low tariffs for imports. The advalorem duty was then fixed as 5 per cent. Moreover, this low rate of protection could not be changed unilaterally by the Ottoman government as a result of the capitulations agreements, which obliged the government to act in agreement with European states which were party to the capitulations.

The main consideration which led the Tanzimat leaders and in particular Mustafa Reşit Paşa, who was then Foreign Minister, to reach the commercial agreement with Britain was of a political nature. Reşit Paşa wanted, above all, to gain the support of Britain in the deadly struggle between the Ottoman state and its Egyptian viceroy Mohammed Ali who, on two occasions, brought the Egyptian army into the heart of Anatolia and threatened the capital. Britain, on its part, was pressing the Ottoman government to accept uniform low rates of custom tariffs on imports and lift all previous monopolistic interferences in foreign trade. The Ottoman leaders had little knowledge of economics at the time and could not evaluate the probable effects of opening the Ottoman economy to free trade. For the British side, the opening of the potentially large Ottoman market to British exports was a paramount objective. On the Ottoman side, certain fiscal, if not economic considerations seem to have been influential. The Ottomans hoped that the growth of foreign trade as a consequence of free trade would yield badly needed revenues. This fiscal motive is again apparent in the Ottoman request to tax Ottoman exports at an even higher rate than imports.

Looking at the general problem of economic development in the 19th century and supposing the Tanzimat leaders had been under no political and fiscal constraints and had had enough economic sophistication to evaluate the conse-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

quences of alternative economic policies, what were, theoretically, the alternative policies which they could have followed?

Two possibilities existed: either to open the economy to European penetration and accept free trade or to try to isolate the economy from Europe and go for protection. Looking at the problem retrospectively and armed with our present theoretical knowledge of economics, it seems that the model of protection, in some form or other, should have been chosen at that time. For their rejection of protection and of autarky, the Tanzimat leaders have been heavily criticized by present day Turkish marxist or neo-marxist writers. However, what the critics forget is that the traditional Ottoman economy of the early 19th century possessed none of the internal preconditions necessary for a move towards industrialisation and for economic growth to develop under protection, such as had happened in Germany at about the same time, when it chose the infant industry type of protection as its economic model. Since the Ottoman economy remained dominated by the guild system and possessed none of the material and non-material preconditions of growth, all that could have been archieved by the protection model would have been a further perpetuation of the traditional economy and of the guild system. As indicated below, the industrial drive attempted by Abdülmecit had clearly revealed the limitation of government action.

Thus, the plunge into free trade, a move in any case necessitated by the disastrous political-military situation of the Empire, was the only realistic and possible move. Free trade with the West had the result of increasing Ottoman imports from around £ 7.8 million in the early 1840's to an average of £ 22 million in 1873—77. The significant rise in imports was accompanied by a rise in exports (mostly agricultural goods, dye stuffs, tobacco, cotton, silk, etc.) in the same period, from £ 6 million to £ 16 million[2]. Among Ottoman imports, textiles, in particular cotton textiles, were by far the most important item.

The remarkable thing about the large increase in foreign trade was that it did not trigger off a comprehensive and cumulative process of economic growth. The increase in exports led to a local rise in agricultural production in Western Anatolia and in Cilicia, Syria, and the Lebanon. The increase in imports was accompanied by shifts in private consumption in the big coastal towns of the Empire from local handicrafts to foreign products. However, these shocks did not suffice to change the basic economic organisation and typical behaviour and decision patterns of the Ottoman economy. Thus, the result of freedom in foreign trade for a long period of over 50 years amounted to a zero-sum game. Two Hungarian economists, I. T. Berend and G. Ránki, have suggested that the opening of foreign trade had similar results for a number of Balkan countries (Greece, Serbia, Bulgaria, and Roumania) at approximately the same period[3].

---

[2] Figures taken from Charles Issawi: The Economic History of Turkey (1800—1914). Chicago: The University of Chicago Press, 1980, p. 16 f.

[3] I.T. Berend and G. Ránki: Foreign Trade and the Industrialisation of the European Periphery. In: Journal of European Economic History 9 (1974) No. 3.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

What the increase in foreign trade was too powerless to achieve, did not result either from other events which occurred around the middle of the century with economic potential, such as the industrialisation drive initiated by Sultan Abdülmecit in the 1840's, or from the large scale foreign borrowing of Ottoman governments betwen 1854 and 1876.

The ambitious industrialisation carried out with the help of European technicians was designed solely to meet the demands of the Palace and of the Army. This experiment failed, mainly because a regular supply of inputs for the factories was not taken care of, because skilled labour was badly lacking and because marketing had not been considered. The beginning of foreign competition was another adverse factor.

The large scale foreign debt incurred by Ottoman governments through bonds sold in Paris and in London yielded, in real terms, around 120 million £ sterling to the Ottoman Treasury. The point which surprised some Western observers is that, although the country possessed considerable natural resources, the Ottoman governments did not use the considerable foreign resources they obtained for their development[4]. However, such conceptions were then still beyond the horizons of Ottoman leaders, who were primarily concerned with meeting the fast growing gap between rising government expenditure and far less rapidly rising revenues. The end result of the experiment with foreign borrowing was the bankruptcy of the Ottoman State in 1873—74, to be followed by the acceptance of European financial control in 1880, in the form of an international Public Debt Commission stationed in Istanbul and armed with large financial power to secure the repayment of the consolidated Ottoman debt.

All in all, the basic characteristics of the Ottoman economy changed little during the early phase of modernisation, running from 1839 to around 1880. Modernisation advanced hesitatingly and slowly in the fields of central and local administration, education, and the introduction of modern legislation in commerce, the penal code, and land use.

After 1880, we begin to see changes in the economic scene which occur both at the government level and at the individual levels of behaviour and decision-making. Ottoman governments became more aware of economic issues and began to take an active interest in economic development. This is expressed in various ways, such as the setting up in 1887 of annual regular government budgets, the holding of population censuses and of production surveys in agriculture and industry, the collection of economic statistics, the successive attempts to change the tariff structure established in 1838 by increasing import duties and reducing export duties, the setting up of government banking institutions or the encouragement of foreign and local banks, the passage of legislation to encourage the establishment of private enterprise in industry, and the granting of concessions to foreign capital to build and operate basic infrastructure installations.

---

[4] D. Blaisdell: European Financial Control in the Ottoman Empire. New York: AMS Press, 1966. p. 74.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

This change of attitude at the government level was accompanied by changes in the behaviour of individuals as regards production and consumption, which were the result of increasing modernisation and consequent changes in the traditional set of social values. The standardized consumption pattern began to give way to freedom of individual choice among a larger range of consumption goods, while collective action and decision-making in the sphere of production was slowly replaced by individual decision-making, aiming at profits.

I do not need to emphasize the crucial role of the above changes in attitudes and in behaviour for changing the nature and objectives of economic activity in general. These changes constituted conditions necessary for a diffused and cumulative process of economic growth to take place, but they were not, in themselves, sufficient to bring about an actual start to economic growth. The latter depended also upon the availability of resources to be allocated to infrastructure and to productive investment, upon the skills of management and of enterpreneurship, and upon the existence of a minimum level of technical knowledge. In all these fields, the gathering inflow of foreign resources, accompanied by technology, which began at the turn of the century, played a crucial role.

Seen in retrospect, irksome though it was to the national pride of the Turks, the imposition of European financial control in 1880 proved to have consequences which not only made possible repayment of past debts on a substantial scale, but also opened the way for an ever growing inflow of foreign resources into the Ottoman economy. The growth which began in the Ottoman economy around the turn of the century can be quantitatively evaluated through the national income statistics prepared by Vedat Eldem[5].

In the period from 1889 to 1911, the year before the Empire lost large chunks of territory to Greece, Serbia, Bulgaria, and Albania, the gross domestic product rose, in real terms, by approximately 2 per cent a year. The activities of the Public Debt Commission in Istanbul contributed to the establishment of a climate of confidence and to stability in economic and financial conditions. These, in turn, made possible a net inflow of foreign resources, a key factor behind the emergence of economic growth.

The later phase of the modernisation movement thus witnessed the establishment of small-scale machine driven production units in the manufacturing industry, particularly in the food, textiles, and leather sub-sectors. The disintegration of the traditional organisation of the Ottoman economy and what amounted to the by-passing of handicrafts (under the guild system) by machine-driven production units, thus began in the later phase of modernisation, around the turn of the century.

IV

I turn now to a more specific description of the history of the guilds and of handicrafts production following the introduction of freedom of foreign trade.

---

[5] V. Eldem: Osmanlı İmparatorluğunun İktisadî Şartları Hakkında Bir Tetkik *(A Survey of Economic Conditions in the Ottoman Empire)*. Ankara: İs Bankası Kültür Yayını, 1970. p. 279 f.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

As Gabriel Baer has remarked in his article on Ottoman guilds, the history of Ottoman guilds during the long period following their ascendency in the 16th century all through the times of the decline of the Empire in the 17th and 18th centuries down to their exposure to foreign competition in the 19th century, has not yet been subjected to thorough investigation. However, we know that the guild system still continued to form the backbone of the Ottoman economy by the middle of the 19th century and that the guilds remained an integral part of the administrative, social, and religious body of the Empire at the time. Clearly, until there were fundamental changes in the social body itself under the influence of modernisation, the dominant role of the guilds in economic organisation would continue. In the previous chapter I emphasized the slow and hesitating advance of modernisation during the 19th century. It appears that there was no change in the legal position of the guilds until 1873, when the government issued the first law designed to encourage the establishment of machine driven factories in the Empire. This meant that the guilds had lost the monopolistic privileges they had enjoyed for long centuries.

With regard to the factual developments in the field of handicrafts production under the guild system, the first effects of the opening up of the economy to foreign competition in 1838 are to be observed in textiles, especially cotton textiles. The importation of foreign textiles, initially from Britain, affected handicraft production and led to declines in local production, especially in coastal towns, where imported textiles, sold in the bazars and shops of the larger coastal Turkish towns, effectively competed with local textiles on a price and quality basis. However, textile handicrafts in the interior of the country managed to survive against foreign competition because of cheap labour costs and because they were protected by the high transport costs of foreign goods which resulted from the very poor internal transport conditions.

Moreover, handicrafts manufacture in fields other than cotton textiles, such as silk, linen, and woollen textiles and in other household goods (metal and leather objects, earthenware, etc.) proved even more resistant to foreign competition and was able to survive for very long.

One example of the reaction of guilds against foreign competition is given by Issawi[6]. It concerns the protest of the Istanbul wine guild to the Ottoman government against to opening of five new wine shops in Istanbul by British subjects. The guilds asked the Ottoman government to close down the shops and the government proceeded to do so. There seem to have been many clashes between the Ottoman and British governments over the sale of foreign goods in Turkey. In its diplomatic notes, the Ottoman government pleaded that retail sales of such goods were in controvention with the laws and with the internal economic system of the country, while the British government referred the matter to the 1838 Agreement and to free trade. The protests of the guilds and of the Ottoman government against the sale of foreign goods remained, however, dead letters and the influx of foreign goods continued unabated.

---

[6] Charles Issawi: op. cit., p. 304.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

By the 1860's, the first signs occurred that the views of Ottoman leaders on how to deal with foreign competition were beginning to change. The first step was the successful attempt in 1860 and 1861 to change the perverse nature of the customs tariffs structure agreed upon in 1838 by increasing the import duty from 5 per cent to 8 per cent and reducing the export duty, in yearly reductions of 1 per cent, from 11 per cent to 1 per cent. More importantly, the views of Ottoman leaders on the nature of the long-run response of the Ottoman economy to the challenge of foreign competition began to take a more realistic shape. In 1866 the Grand-Vizir Mustafa Reşit realized that the efforts aimed at protecting and maintaining the out-moded method of handicraft manufacture were doomed to failure. The Commission for the reform of industry which he created issued a report stating that a local industry relying solely on manual power would never be able to hold its own against the mechanical production by foreigners. The basic measure proposed by the Commission was the fusion of existing guilds into large-scale industrial corporations which used machinery. The Commission also recommended the creation of technical schools, the establishment of industrial standards, and the opening of exhibitions. Although some of these recommendations were partly implemented, the basic proposal of turning the existing guilds into large-scale industrial corporations never went off the ground.

By the 1870's, ideas about the development and form of the future industry had taken the course of by-passing completely existing guilds and of encouraging the setting up of new private industrial undertakings. The first legislation on the encouragement of private enterprise in industry, providing certain tax and customs duty exemptions to new industrial enterprises, was passed in 1873. A second law, passed in 1897, enlarged the scope of tax and customs exemptions. A further law passed in 1913 provided for free land grants for new factories, exemption from real estate taxation, exemption from customs duties of inputs used in current production in addition to customs exemption for plant and machinery, and finally for a degree of priority for local industry in government contracts.

According to a survey carried out in 1913 by the Ministry of Trade and Agriculture, the number of firms defined as industrial establishments (i.e. those using 5 HP or more of mechanical power or employing 10 persons or more) had by then risen to 564[7]. Since the number of such firms established by foreigners or by Ottoman citizens up to 1880 had only been 56, it is clear that the switch to local industry quickened betwen 1880 and 1913. In the latter year, the most important sectors of local industry were food, followed by textiles and leather goods.

In 1907, according to national income estimates prepared by Vedat Eldem, the total annual added value contributed by the industrial sector as defined above was 14,4 million Ottoman pounds (1 £ sterling = 0,9 Ottoman pound), while total value added contributed by the handicrafts sector was estimated to be 7,8

[7] Vedat Eldem: op. cit., p. 124.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

million Ottoman pounds[8]. Thus the size of the new industry, in value terms, was approximately twice the size of the handicrafts sector.
However, it should be noted that handicraft production in the cotton textile sector, for instance, continued to cover a much larger proportion of internal consumption than the new industrial sector, as is revealed by statistics about the sources of the total consumption of cotton textiles in the Ottoman Empire in 1913. The information in question, taken from Eldem's book, is reproduced in the table below:

Sources of consumption of cotton textiles in the Ottoman Empire in 1913

	tons	Per cent of total
Local industry	1.272	2
Handicrafts	14.753	23
Imports	48.303	75
	64.328	100

By 1913, the Ottoman government, advised by foreign experts and by Ottoman economists, had definitely made up its mind about the encouragement of local factory production as the proper response to the European economic challenge and had left the handicrafts sector to its own devices. Significantly, legislation abolishing the legal status of the guilds was passed in 1913.

However, the remarkable point in the whole story is the extraordinary tenacity and longevity displayed by the handicrafts sector throughout the 19th century and even long after 1914. At the time of World War II, when imports of cotton textiles were drastically reduced and when the production of the expanded local industry could not cover the whole of internal demand, handicrafts were still meeting around one fourth of total Turkish consumption.

[8] Vedat Eldem: op. cit., p. 288.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

Klaus Roth - 9783905979697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Handwerk und Industrialisierung in Österreich im 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts

Gustav Otruba, Linz

Unter Österreich wird im folgenden die Östereichische Reichshälfte verstanden, wobei innerhalb dieser ein Vergleich zwischen hochindustrialisierten Ländern — wie Niederösterreich und Böhmen — mit einem kaum industrialisierten Land — Oberösterreich — versucht wird, wobei besonders industrialisierte Erzeugungssparten und jeweils das Verhalten eines innerhalb dieser sich behauptenden Kleingewerbes beobachtet werden sollen. Dies darf jedoch nicht vom Verlagssystem erfaßt worden, das heißt zur Hausindustrie herabgesunken sein und muß im gesamten Zeitraum 1828—1910 statistisch getrennt erfaßbar bleiben. Das Material wurde aus Erwerbssteuertabellen, Betriebszählungen, Angaben der Gewerbeinspektoren und Berufsstatistiken von Volkszählungen so aufbereitet, daß es in Vergleichszahlen (Prozentsätzen) möglichst aufschlußreich wird. Diese Statistiken sind weder geschlossen vorhanden, noch dürfen sie ohne weiteres untereinander verglichen werden, weil die Erhebungsgrundsätze von Periode zu Periode sich änderten sowie Terminologie und Definitionen von „Fabrik", „Groß-", „Mittel-" und „Kleinbetrieb" sich grundlegend wandelten. Für einzelne Perioden läßt sich der dynamische Wandlungsprozeß nachweisen, bestimmte Stichjahreserhebungen lassen nur die statische Struktur erkennen. Trotz aller dieser Schwierigkeiten sind diese Zahlen für uns wichtig, um die Frage zu entscheiden, ob es im 19. Jahrhundert beziehungsweise bis zum Ersten Weltkrieg einen ständigen Rückgang des Kleingewerbes durch die Konkurrenz der Großindustrie gegeben hat und wie bedeutsam dieser bei unterschiedlichen Konstellationen war.

Für die Zeitgenossen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestand weitgehende Übereinstimmung darin, daß der Untergang des Kleingewerbes ein unaufhaltsamer Prozeß der kapitalistischen Entwicklung darstelle, eine Überzeugung, die von K. Marx bis zu den führenden Nationalökonomen jener Zeit, W. Sombart[1] und G. Schmoller[2] reichte. Sie alle sahen darin eine Notwendigkeit sowohl des wirtschaftlichen als auch sozialen Fortschritts. Auch die einschlägige Literatur über die Lage des Handwerks in der Habsburgermonarchie teilt diese Ansicht. So schreibt A. Naske[3]: „Dem Kleingewerbe ist nicht zu helfen, es muß zu Grunde gehen, dies ist nur eine Frage der Zeit". Ed. Tobisch klagt[4]: „Der

[1] Sombart, W.: Über die Zukunft des Kleingewerbes. Magdeburg 1898.

[2] Schmoller, G.: Zur Geschichte des deutschen Kleingewerbes im 19. Jahrhundert. Halle 1870; vgl. auch Rohrscheidt, K.: Vom Zunftzwange zur Gewerbefreiheit. Berlin 1898; Stieda, W.: Die Lebensfähigkeit des deutschen Handwerks. Rostock 1897; Philippovich, E.: Die Änderung der Wirtschaftsverfassung im 19. Jahrhundert. Wien 1895; u.a.

[3] Naske, A.: Die gewerbepolitische Bewegung in Österreich. Brünn 1896, 33.

[4] Tobisch, E.: Das Kleingewerbe und der gewerbliche Unterricht. Reichenberg 1872.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Lärm der ersten Maschine wird zum Grabgeläute, der erste Fabriksschornstein zum Leichenstein des alten Handwerksbetriebes". R. Kobatsch sieht den Untergang des selbständigen Handwerks darin[5]: „In der weiteren Zukunft werden die Kleingewerbetreibenden — und das ist der Weisheit letzter Schluß — vortrefflich geschulte Mitarbeiter der fast ausschließlich im Großen betriebenen Unternehmen entweder auf eigene oder fremde Rechnung sein". Der Sozialdemokrat T.W. Teifen sucht eine Antwort auf die Frage „Warum geht das Kleingewerbe zu Grunde?"[6]: „. . . Die Technik hat in Verbindung mit dem Großkapital in vielen Fällen die Produktionsweise geändert und das Absatzgebiet über die ganze Erde erweitert. Dadurch sowie durch die im Dienste des Großkapitals stehende Heimarbeit und durch die geänderten Bedürfnisse des Volkes wurden die Lebensbedingungen zahlreicher Kleingewerbetreibenden vernichtet. . . . Die Handwerkerfrage ist ein Teil der sozialen Frage. . . . Ihre Lösung ist noch schwieriger als die der Arbeiterfrage, weil die Handwerker selbst der richtigen Lösung entgegenarbeiten. Sie lassen nämlich nicht von dem Aberglauben, daß das Handwerk in vergangenen Jahrhunderten einen ‚goldenen Boden' gehabt hat und ihn heute noch ebenso haben kann". Teifen bietet seine „sozialistische Lösung" an[7]: „Der Handwerker aber, der sich gegen diese Entwicklung sträubt, möge sich die Frage vorlegen, was er denn bei seinem Elend durch die Abschaffung der Privatindustrie verlieren kann? . . . Nie darf man das Ziel ‚Übergang der Produktion in die Regie des Volkes' aus dem Auge verlieren!". Gerade diese Gefahr aber sieht auch der Konservative H. Reschauer, der in seiner „Geschichte des Kampfes der Handwerkerzünfte und der Kaufmannsgremien mit der österreichischen Bureaucratie" zu einem Zweifrontenkrieg gegen Liberale und Sozialisten antritt[8]: „Die kleinen gewerblichen Unternehmen sind das Bollwerk, dessen Behauptung gegenüber dem Ansturme der Sozialdemokratie allein schon hinreicht, dieser die Errichtung utopischer Strebeziele unmöglich zu machen".

In dieser allgemeinen Untergangsstimmung erhoben sich vereinzelt auch gegenteilige Meinungen. So schreibt V. Böhmert, einer der besten Kenner der Verhältnisse im Deutschen Reich, bereits 1878[9]: „Die landläufige Behauptung, daß die Kleinindustrie untergehe und der Großindustrie weichen müsse . . . wird durch die Ergebnisse der Industriestatistik in dieser Allgemeinheit keineswegs bestätigt". Für die Habsburgermonarchie kommt E. Adler zwanzig Jahre später zu einem ähnlichen Ergebnis[10]: „Wenn wir uns mit der landläufigen Ansicht, mit den Aussprüchen einzelner Schriftsteller und mit den offiziellen Klagen der

[5] Kobatsch, R.: Das österreichische Gewerberecht und seine bevorstehende Reform. Wien 1905.

[6] Teifen, W.: Handwerk und Handwerker in Österreich. Wien 1899, 19 f., 1, 25. (Wiener Arbeiter Bibliothek Heft 7).

[7] Reschauer, H.: Geschichte des Kampfes der Handwerkerzünfte und der Kaufmannsgremien mit der österreichischen Bureaukratie. Wien 1882, XII.

[8] ebenda, Vorwort, XII f.

[9] Böhmert, V.: Die Gegenwart und Zukunft des Kleinbetriebes. Leipzig 1878, 12; vgl. auch ders.: Das deutsche Handwerk und die Zwangsinnungen des Gesetzentwurfes der Abänderung der Gewerbeordnung. s. l. 1890.

[10] Adler, E.: Über die Lage des Handwerks in Österreich. Freiburg 1898.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Handwerker begnügen wollten, dann wäre die Handwerkerfrage bereits gelöst oder ginge doch in baldigster Zukunft durch den gänzlichen Untergang der Handwerker einer unvermeidlichen Lösung entgegen. Allein wir brauchen uns nur umzusehen, um zu finden, daß dies gegenwärtig noch nicht der Fall ist, und die statistischen Daten geben die Sicherheit, daß dies auch sobald nicht eintreten kann". Er räumt allerdings ein, daß „eine in dieser Beziehung umfassende gewerbliche Statistik speziell für Österreich allerdings leider nicht bestehe".

Letzterer Ansicht neigt auch immer mehr die neuere wirtschafts- und sozialgeschichtliche Forschung zu, um die sich für Wien vor allem Josef Ehmer mehrfach verdient gemacht hat. Für ihn stellt sich das Problem folgendermaßen dar[11]: „Die breite Mittelstandsbewegung, die sich im 19. Jahrhundert formierte, insbesondere die Neigung zu konservativen, ja reaktionären Ideologien, wirft immer wieder die Fragen nach der Stellung des Kleingewerbes in den ökonomischen und sozialen Strukturen der industrialisierten Gesellschaft auf; Fragen, die von der Wirtschafts- und Sozialgeschichte noch nicht ausreichend beantwortet wurden. ... Gerade die ergiebigsten wirtschaftshistorischen Arbeiten behandeln nur einzelne Phasen der Industrialisierung, sodaß noch große Unsicherheit bei der Einschätzung des langfristigen historischen Verlaufs herrscht". Aufgrund familiengeschichtlicher Forschung und der Auswertung Wiener Innungsakten glaubt er feststellen zu können[12], „daß die sozialen Verhältnisse des Kleingewerbes in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine durchaus gelungene Anpassung an die Strukturen der industriekapitalistischen Gesellschaft wiederspiegeln, und daß der Aufbau einer umfassenden konservativen, nach rückwärts blickenden und die alte Zunft verherrlichenden Ideologie, der damit einherging, weder Ausdruck einer Kontinuität oder starken Tradition noch Ausdruck eines sozialen Verfalls war, sondern vielmehr der Versuch ist, die eigene Position in einer gewandelten Welt zu definieren und neue kulturelle Ausdrucksformen für neue soziale Beziehungen zu finden". Deshalb schlägt Ehmer vor, „die Sozialgeschichte des Kleingewerbes nicht in Begriffen der ‚Deklassierung', sondern vielmehr als ‚Klassenkonstituierung' zu analysieren". Wieweit eine solche Forschungsproblematik auch auf Landesebene besteht, soll im folgenden untersucht werden.

Ehe ich aber mit quantitativen Überlegungen beginne, scheint es mir wichtig, die Grundzüge der Gewerbepolitik und deren rechtliche Folgerungen kurz anzudeuten. Diese Problematik ist gut erforscht, bringt aber zum Thema „Verhalten des Handwerks als Folge der Industrialisierung" nur wenig Neues. Die spektakuläre Aufhebung der Zünfte und die Einführung der Gewerbefreiheit 1859 sind nur der Schlußstrich zu einer liberalen Entwicklung bürokratischen Denkens seit Joseph II. Nach ihm hat kein Herrscher mehr eine Zunftordnung bestätigt; Handwerksangelegenheiten wurden von oben mit Hofdekreten und -resolutio-

[11] Ehmer, J.: Ökonomischer und sozialer Strukturwandel im Wiener Handwerk — von der industriellen Revolution zur Hochindustrialisierung. In: Handwerker in der Industrialisierung, hrsg. von U. Engelhardt. Stuttgart 1984, 78 ff.

[12] ders.: Lage und Bewußtsein des gewerblichen Kleinbürgertums aus Zeugnissen Wiener Innungen um 1880. In: Christliche Demokratie 4 (Wien 1984) 351 ff.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

nen geregelt[13]. Ein eigenes Fabrikrecht wurde 1838 dekretiert[14]. Von einer Selbstverwaltung der Zünfte war längst keine Rede mehr. Überhaupt stellt 1859 — ökonomisch betrachtet — keine besondere Zäsur dar. Die Aufhebung der Zwangsgenossenschaften erlaubte ausdrücklich das Weiterbestehen freiwilliger Verbände. Die Kontrolle der Befähigung war bei vielen Handwerkern nicht aufgehoben, sondern nur unter Kontrolle des Staates geraten. Es trat auch keine besondere Vermehrung der Gewerbe ein, die nur kurzfristig anhielt. Der gefürchtete todbringende Konkurrenzkampf zwischen Befähigten und Ungelernten blieb aus. Der Gesetzgeber allerdings hatte sein schon längst geübtes Konzessionssystem und Aufsichtsrecht wesentlich erweitert. Aber auch die Gewerbenovelle von 1883, welche die Zwanggenossenschaften in Form von Innungen und den durch diese kontrollierten Befähigungsnachweis wieder einführte, brachte keine entscheidende soziale Besserstellung der Klein- und Mittelbetriebe trotz der Forderung nach genossenschaftlichen Kredit- und Absatzorganisationen, der weitgehenden Befreiung sozialer Belastungen (Unfallversicherungspflicht) wie auch der Aufsicht durch Gewerbeinspektoren. Diese verbesserten Wettbewerbsbedingungen gegenüber der davon betroffenen Großindustrie zeigten nur wenig positive Auswirkungen, wenn wir den ständigen Rückgang der Zahl der Selbständigen zum Maßstab nehmen. In diesem Sinne kann man wohl von einer Kontinuität[15] im österreichischen Gewerberecht sprechen, einerseits mit wechselnden gewerbepolitischen Tendenzen, aber andererseits ohne nachhaltige ökonomische Auswirkungen auf das Handwerk selbst.

Wichtiger erscheint mir die Erklärung und Definition einiger im Gewerberecht angewandter Begriffe, die dann auch in den Statistiken aufscheinen und oft zu Mißverständnissen bei Uneingeweihten führten. Die Bezeichnungen „Manufaktur, Filatorium und Fabrik" wurden von merkantilistischen Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts häufig synonym verwendet[16]. Ein solches Unternehmen besaß (unabhängig von seiner Beschäftigtenzahl) eine vom Landesfürsten privilegierte Rechtsstellung, die seine Existenz außerhalb des Zunftzwanges sicherte. Es verfügte zumeist über ein Privilegium privativum, das ihm zeitlich beschränkt ein Erzeugungsmonopol zusicherte, insbesondere auch Zoll- und Mautbegünstigungen sowie Niederlagsrechte (Magazine) in den größeren Städten des Landes. Für solche Unternehmen existierte keine Beschränkung der Beschäftigtenzahl, wobei auch Ungelernte (Frauen und Kinder) sowie Akatholische hier Arbeit finden durften. Die „Salva guardia" bewahrte die Fabriken vor militärischer Einquartierung und Plünderungen sowie Rekrutierung ihrer Arbeitskräfte. Die

[13] Baryli, A.: Konzessionssystem contra Gewerbefreiheit. Zur Diskussion der österreichischen Gewerberechtsreform 1835 bis 1860. Frankfurt 1984.

[14] Otruba, G.: Von den „Fabriksprivilegien" des 17. Jahrhunderts zum „Österreichischen Fabrikenrecht" 1838. In: Scripta Mercaturae 10 (Stuttgart 1976) Heft 2.

[15] Baryli, A.: Kontinuitäten der österreichischen Gewerbepolitik vom Vormärz bis zum Jahre 1883. In: Christliche Demokratie 4 (Wien 1984) 345 ff.

[16] Otruba, G. (Hrsg.): Österreichs Fabriksprivilegien vom 16. bis ins 18. Jahrhundert. Wien 1981; ders.: Zunftordnung und Fabriksprivileg. Rechtliche Kontinuität im Industrialisierungsprozeß. In: II. Internat. Handwerksgeschichtl. Symposium. Veszprém 1983, Bd. 1, S. 105—118.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Beschäftigtenzahl — wie bei den meisten Seidenfabrikanten in den Städten sehr niedrig — konnte bei nur mehreren Personen liegen, aber auch bei Baumwoll- und Tuchfabriken oft mehrere tausend Personen — zumeist im Verlag arbeitende Spinner und Weber — betragen, wobei im zentralen Manufakturgebäude selbst mehrere hundert handwerkliche Spezialisten die Finishproduktion besorgten. Daneben betrieben gut geschulte kaufmännische Beamte den Rohstoffeinkauf, dessen Verteilung durch Faktoren an die Hausgewerbe sowie den Verkauf der Fertigware. Diese neue arbeitsteilig organisierte Produktionsform besaß viele Vorteile gegenüber dem zumeist nur auf lokale Kundenproduktion ausgerichteten Handwerk, das durch die Zunftordnungen in seinen Produktionsmöglichkeiten stark eingeschränkt blieb. Hier war die Beschäftigtenzahl begrenzt, nur qualifizierten Kräften eine Betätigung erlaubt, die Produktion unterlag Qualitätsordnungen und dem Verbot der Verwendung bestimmter Maschinen und man verfügte über keine kaufmännisch geschulte Einkaufs- und Absatzorganisation. Allerdings hatte bereis Maria Theresia eine Trennung der exportorientierten Kommerzialgewerbe von den ausschließlich den lokalen Markt versorgenden Polizeigewerben verfügt[17].

Erstere unterstanden künftig nur mehr den staatlichen Kreisbehörden, anstelle eigener Zunftautonomie regelten ihre Angelegenheiten einheitliche landesfürstliche Landesordnungen, die sie von allen Produktionsbeschränkungen befreiten. Die Polizeigewerbe hingegen, die in der Regel auf bestimmte Häuser reduziert waren, blieben unter der Jurisdiktion ihrer Grundherrschaft und bewahrten auch weiterhin ihre zünftlerische Selbstverwaltung. Obgleich in einzelnen Sparten beide Arten von Gewerbe vorkommen und in den Statistiken getrennt Berücksichtigung fanden, müssen diese für unsere Zwecke wieder rechnerisch zusammengefaßt werden. Was die Statistik darüber hinaus verschweigt, ist die große Zahl von „frei zugelassenen" Gewerben, großteils im Verlag der Fabriken und Großhändler tätig, weiterhin Schutzdekretisten (Hofbefreite, Soldatenhandwerker, für Adel und Kirche in den Freihäusern der Städte Beschäftigte) sowie jene unbekannte Zahl der Störer, die zeitweise bis zu einem Drittel oder noch mehr der zünftigen Meister ausmachten. Oft geriet in Form des „Zunftkaufs" die gesamte Meisterschaft des Gewerbes einer Stadt (zum Beispiel die Tuchmacher von Reichenberg) in Lohnarbeit für Verleger. Unter allen diesen Vorbehalten sind die Zahlenangaben der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem als rechtliche Unterscheidungen zu interpretieren.

Bereits vor der Mitte des Jahrhunderts begann man an der Zweckmäßigkeit solch rechtlicher Unterscheidungen zu zweifeln. Der Statistiker C.v. Czoernig[18], der für 1841 eine Bestandsaufnahme der Fabriksindustrie der Donaumonarchie unter Aufzählung ihrer Standorte und Einzelunternehmen unternahm, hielt sich zwar noch an die traditionelle Einteilung, schlug aber gleichzeitig vor, als künfti-

[17] Přibram, F.: Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik von 1740 bis 1860. Leipzig 1907; Adler, M.: Die Anfänge merkantilistischer Gewerbepolitik in Österreich. Wien 1902.

[18] Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie für das Jahr 1841, 14. Jg., Wien 1844; C. v. Czoernig: Statistisches Handbüchlein für die österreichische Monarchie. Wien 1861.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

ges Kriterium für eine Fabrik die Beschäftigtenzahl (über 16) und die maschinelle Ausstattung heranzuziehen. Dementsprechend stellt er einen wesentlich höheren Fabrikenanteil fest (in Wien 17,2%, in den Vorstädten von 5,1%, in Niederösterreich von 11,2% und in Böhmen von 28,4%. Von den Dampfmaschinen verteilten sich — unter Berücksichtigung deren Pferdestärken — 14,5% auf Niederösterreich und 38,6% auf Böhmen). Die Grenzzahl der Beschäftigten zwischen Fabrik und Gewerbe wurde seit den 80er Jahren auf 20 erhöht, was in Anbetracht eines gewaltigen Konzentrationsprozesses[19] bei ständig steigenden Prokopfproduktionsquoten, die laufend Arbeitsplätze wegrationalisierten, viel zu niedrig gegriffen ist. Dies erklärt auch eine laufend schwindende Fabriksdichte, wobei die Bedeutung des einzelnen Betriebes überdimensional wächst. Das zweite Kriterium der technischen Ausstattung der Betriebe erscheint ebenfalls fragwürdig, weil Zahlen von Spinnmaschinen und mechanischen Webstühlen, Dampfmaschinen, Hochöfen usw. nur wenig über deren jeweiligen Leistungsgrad aussagen. Besonders schwer ist ein Vergleich der wechselnden Antriebsenergien — vom Menschen über die Wassernutzung und Tierkraft, die Möglichkeiten immer leistungskräftigerer Dampfmaschinen bis hin zur Elektrizität. Gerade der Elektromotor hat in Verbindung mit der Nähmaschine, Drehbank oder Kreissäge den Klein- und Mittelbetrieben eine erfolgreiche Konkurrenz mit den Dampfmaschinen der Fabriken ermöglicht, die viele nationalökonomische Prophezeiungen Lügen strafte. Produktionsmengen und Umsatzwerte, vor allem aber der wachsende Kapitaleinsatz bieten zur Entscheidung hinsichtlich Groß- und Kleinbetrieb ebenfalls Anhaltspunkte, was aber zumeist nur bei Aktiengesellschaften[20], die erst seit den 80er Jahren öffentlich bilanzpflichtig wurden, möglich ist. Weitere ebenfalls „vage" Unterscheidungsmerkmale zur Größenordnung von Betrieben ermöglichen die Erwerbsteuertabellen, die ab 1812 vorliegen[21]. Seit 1851 teilte man diese in 8 Gruppen und 36 Klassen, in 167 Gewerbeklassen progressiv gestaffelt, ein. Die Klassifizierung erfolgte jetzt nicht mehr nach gewerberechtlichen, sondern ausschließlich nach technologischen Gesichtspunkten. Ergebnisse der Erwerbssteuererträge liegen für 1851 sowie 1859 und 1862 vor — allerdings zuletzt unter Bekanntgabe des niedrigst- und höchstangewandten Steuersatzes sowie des Gesamterträgnisses, so daß ein Vergleich mit 1851 nicht mehr möglich ist. Nur die Gesamtzahl Erwerbssteuerpflichtiger findet sich in Tabelle III für 1862 ausgewertet. Von 1863 bis 1897 wurde die Erwerbssteuerstatistik aufgrund unvollständiger Ausweise der Handels- und Gewerbekammern erstellt und in deren Fünfjahresberichten fallweise uneinheitlich veröffentlicht. Das Gewerbeschema wurde auf 17 Gruppen und 80 Klassen verändert, was Verglei-

[19] Mosser, A.: Raumabhängigkeit und Konzentrationsinteresse in der industriellen Entwicklung Österreichs bis 1914. In: Bohemia 17 (München 1976) 137 ff.

[20] ders.: Die Industriaktiengesellschaft in Österreich 1880—1913. Versuch einer historischen Bilanz- und Betriebsanalyse. Wien 1980.

[21] Zum folgenden vgl.: Schiff, W.: Die ältere Gewerbestatistik in Österreich und die Entstehung der Betriebszählung vom Jahre 1902. In: Stat. Monatsschrift N.F. 12 (Brünn 1907) 613 ff.; Meyer, R.: Zur Geschichte der Finanzstatistik in Österreich. In: Stat. Monatsschrift N. F. 18 (Brünn 1913) 493, 982 ff. Im übrigen wird auf die Quellenhinweise der im Anhang veröffentlichten Tabellen verwiesen.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

che mit den vorhergegangenen Ergebnissen nahezu unmöglich macht. Solche „Statistiken der österreichischen Industrie" sind für 1880, 1885 und 1890 publiziert worden, wobei man 1880 nur Betriebe mit mehr als 42 fl Steuerleistung erfaßte (Großbetriebe?), während man 1885 in den größeren Städten ab 21 fl und auf dem Lande ab 10 fl 50 kr Steuerleistung alle Betriebe (Mittelbetriebe?) berücksichtigte. Erst ab 1890 wurde einheitlich ab einer Steuerleistung von 21 fl jeder Betrieb statistisch erfaßt und wurden zusätzlich auch noch Beschäftigtenzahlen der einzelnen Gewerbeklassen bekanntgegeben, ohne diese nach Betriebsgrößen aufzuschlüsseln. Alle diese Umstände ermöglichen kaum einen Vergleich dieser Erhebungen. Die Erwerbsteuerstatistik 1874 läßt länderweise — aber nicht nach Erzeugungssparten — eine Aufgliederung nach Steuerklassen zu, wobei letztere sich weder mit jenen von 1851 noch mit den späteren von 1898 vergleichen lassen. Zur Vorbereitung einer ersten Betriebszählung im Jahre 1897 erschien ein Jahr vorher ein „Systematisches Verzeichnis"[22] aller Gewerbe, das 6498 Bezeichnungen — darunter 4397 Industrial- und 2101 Handels- und Verkehrsgewerbe — aufzählt. Dabei verwendete man die Bezeichnung „Fabrik" oder „Gewerbe" „möglichst dem allgemeinen Sprachgebrauch" folgend. Bei Durchsicht der Berufsbezeichnungen fällt auf, daß fast alle heute noch bekannt sind, allerdings ein geringer Prozentsatz nicht mehr als selbständige Tätigkeiten. Bereits 1902 erfolgte eine viel ausführlichere Betriebszählung, die unter anderem detaillierte Auskünfte über Betriebsgrößen — gestaffelt nach Beschäftigtenzahlen —, über die Verbindung von landwirtschaftlicher Nebentätigkeit und Gewerbe sowie von Handwerk und Handel (Verkaufsläden), über die Bedeutung der Hausindustrie, Absatzorientierung usw. gibt. Zusätzlich stehen uns ab 1883 die „Berichte der Gewerbeinspektoren" zur Verfügung, die allerdings nur die ihrer Aufsicht unterstellten Betriebe erfassen und zwischen „Fabriken" und „unfallversicherten Gewerben" nach eigenen Kriterien unterscheiden. (Für Tabelle VI habe ich als Grundlage die Betriebszählung von 1902 genommen und aus den Berichten der Gewerbeinspektoren die Fabrikenzahl hinzugefügt, weil entsprechende Berechnungen aus ersterer Quelle zu aufwendig erschienen.) Für 1898 und 1910 stehen uns erstmals wieder vergleichbare Tabellen der Erwerbsteuer[23] zur Verfügung, die jedoch einen Bezug auf die Ergebnisse von 1851 nur sehr bedingt — für die niedrigste Steuerklasse — zulassen. In allen übrigen Bereichen liegt eine völlig andere Progression zugrunde. Zuletzt werden auch noch Ergebnisse der Volkszählungen von 1890, 1900 und 1910 herangezogen, um einen Vergleich des Anteils der Selbständigen (Betriebe) zur Gesamtzahl der Berufstätigen strukturell als auch dynamisch zu ermöglichen. Nach Kenntnis aller zu betrachtenden Umstände sei im folgenden eine knappe Auswertung des vorgelegten Materials versucht.

---

[22] Systematisches Verzeichnis der Gewerbe für statistische Zwecke der Handels- und Gewerbekammern. Wien 1890.

[23] Statistische Ausweise zur allgemeinen Erwerbsteuer der (zweiten) Veranlagungsperiode 1900—1901, Statistische Ausweise zur allgemeinen Erwerbssteuer der (achten) Veranlagungsperiode 1912—1913. Wien 1902, 1914.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Eine Aussage hinsichtlich des Verhaltens des Kleingewerbes, seines strukturellen Anteils an bestimmten Erzeugungssparten wie auch seines Wachstums beziehungsweise Rückgangs bei verschieden ausgeprägtem Industrialisierungsgrad eines Landes ist wegen der Vielfalt mitbestimmender Faktoren sehr schwierig und zeigt auch sehr unterschiedliche Trends. Die beiden führenden Industrieländer Niederösterreich und Böhmen innerhalb der Österreichischen Reichshälfte durchliefen zeitlich verschiedene Industrialisierungsabläufe bei jeweils unterschiedlicher Industrialisierungsstruktur. Während Böhmen bereits im 18. Jahrhundert eine glanzvolle Manufakturepoche (vor allem im Bereich der Textilindustrie) erlebte, trat Niederösterreich später im Verlauf der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die „Fabriksepoche" ein und überflügelte dabei zunächst Böhmen, wo großteils nur die deutschsprachigen Randgebiete industrialisiert worden waren, während die tschechischen Kernräume weitgehend in kleingewerblicher Struktur (mit Ausnahme der Nahrungsmittelindustrie) verharrten. In Niederösterreich hingegen wurden zumindest drei oder vier Viertel des Landes — besonders aber die Umgebung der Residenzstadt Wien — von diesem Prozeß (vor allem auch in der Eisen- und Metallerzeugung) viel tiefgreifender erfaßt als in Böhmen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — der eigentlichen Phase einer sich konzentrierenden Großindustrie — konnte Böhmen wieder die Führung übernehmen, vor allem auch in der Eisenindustrie (Thomasverfahren) dank seiner reichen Kohlenlager, wobei sich diese neuen Fabriken auch immer mehr in das Landesinnere (zum Beispiel Pilsen) verlagerten. Auf der anderen Seite nehmen die im großen und ganzen in ihrer Agrarstruktur verharrenden Länder, zum Beispiel Oberösterreich, eine völlig andere Entwicklung. Allerdings spielte auch hier die Kleineisenindustrie traditionsgemäß eine große Rolle, was zunächst zu einem relativ hohen Anteil an Fabriken führte. Auch existierten noch einige Nachfolgeunternehmen großer Textilmanufakturen des 18. Jahrhunderts. Aber erst gegen Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts trat auch hier ein stärkeres Wachstum der Fabriken ein, wobei verspätet das Kleingewerbe ebenfalls Substanzverluste hinnehmen mußte. Die Struktur- und Wachstumsverhältnisse der Österreichischen Reichshälfte insgesamt kommen der Entwicklung Oberösterreichs sehr nahe, jedoch verfügt erstere über eine Reihe ausgeprägter Industrieregionen — eben in Böhmen und Niederösterreich —, so daß ihr Fabrikenanteil über jenem von Oberösterreich liegt. Auch der Anteil der Mittel- und Kleinbetriebe hielt sich in Oberösterreich von Anfang an wesentlich höher als in allen anderen genannten Ländern. Die Folgen dieser Entwicklung reichen weit bis ins 20. Jahrhundert, worauf seine starke mittelständische Wirtschaft bis vor dem Zweiten Weltkrieg beruhte. Vermutlich dürfen wir die Verhältnisse von Oberösterreich am ehesten jenen in Nieder- und Oberbayern gleichsetzen[24].

Vergleiche bei so unterschiedlichen Voraussetzungen sind äußerst problematisch. Leider muß ich mich im folgenden mit der Feststellung bestimmter Trends in den jeweils erfaßten Zeitperioden begnügen. Im Vormärz zeigte sich bereits,

[24] Diesen Eindruck vermittelt ein Vergleich mit den Ergebnissen von M. Birnbaum: Das Münchner Handwerk im 19. Jahrhundert (1799—1868). München 1984.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

daß ein besonders hoher Fabrikenanteil zu einer geringeren strukturellen Vertretung des Kleingewerbes führte und bei stärkerem Wachstum der Fabriken seine Zuwachsrate minderte, wenn dieses nicht überhaupt Substanzverluste hinnehmen mußte. Jedoch differenziert sich diese grundlegende Tendenz stark je nach der oben angeführten Struktur der Vergleichsländer. Auffällig an der Steuerleistung von 1851 ist, daß ohne Unterschied des Industrialisierungsgrades noch in allen Ländern 97 bis 99% aller Unternehmen der niedrigsten Steuerklasse angehörten, wobei auf die erste Steuerklasse ebenfalls nur ein Bruchteil der Fabrikanten entfiel. In Ländern mit einem höheren Industrialisierungsgrad zeigte sich bereits ein — allerdings noch bescheidener — Trend zur mittleren Steuerleistung (besonders bei der Flachs- und Hanfspinnerei, aber auch im Nahrungsmittelgewerbe, wobei in Niederösterreich und Böhmen die Entwicklung unterschiedlich verlief). Die stärkere Industrialisierung hat zweifellos die Konsumkraft eines Landes wesentlich erhöht, was auch dem Kleingewerbe zugute kam. Die Erwerbsteuerstatistik von 1859 beweist die überragende Bedeutung von Wien und Niederösterreich, was sich vor allem in einem hohen Steueraufkommen pro Betrieb zeigt. Trotz einer großen Betriebsdichte in Böhmen bleibt das Steueraufkommen hier sehr bescheiden, während es im industriell unterentwickelten Oberösterreich relativ hoch ist, was auf das hierzulande damals noch florierende Eisengewerbe zurückzuführen sein dürfte.

Die Statistiken von 1862 bis 1890 lassen uns nur indirekt am Wandel des Strukturanteils des jeweils ausgewählten Handwerks in Beziehung zur Gesamtzahl der Betriebe innerhalb der Erzeugungssparte — worin auch die Fabriken enthalten sind — Zuwachs beziehungsweise Rückgang beider oberflächig erkennen. So erahnen wir, welche Auswirkungen die „Gewerbefreiheit" wie auch die „Große Krise nach 1873" im einzelnen hatten. Die Zahl der von uns ausgewählten Handwerksbetriebe wächst — trotz Krise — oft wesentlich stärker als die Gesamtzahlen der Sparte, wodurch strukturell ihr Anteil steigt. Besonders wirkt sich dies in Oberösterreich und Böhmen aus, wo von vornherein bereits eine bessere Ausgangslage bestand. Rückgänge traten nur ausnahmsweise parallel zur Gesamtentwicklung ein, aber auch hier weniger ausgeprägt. Die Erwerbsteuerstatistik von 1874 erlaubt uns, „Fabriken" einerseits und „Künste und Gewerbe" andererseits getrennt zu betrachten. Es zeigt sich bei den Fabriken erstmals die führende Stellung Böhmens, wobei hier der Gewerbeanteil ebenfalls sehr hoch ist. Mehr als ein Viertel aller Fabriken sowohl in Böhmen als auch in Niederösterreich waren in die niedrigste Steuerklasse eingeteilt, bei den Gewerben ist der Anteil der kleinen Steuerzahler allerdings in Böhmen wesentlich höher als in Nieder- und Oberösterreich. In Oberösterreich, wo der Fabriksanteil verschwindend gering blieb, befanden sich 41% der Betriebe in der untersten Steuerkategorie. Der Höchstbemessungssatz der Steuerleistung kam am häufigsten in Niederösterreich zur Anwendung, ebenso die mittleren Steuersätze, während Böhmen dem Durchschnitt der Österreichischen Reichshälfte nahe lag, Oberösterreich sogar noch beträchtlich darunter.

Die Betriebszählung von 1902 beweist uns erneut die bereits mehrfach aufgezeigten Strukturverhältnisse. In Ländern von geringem Industrialisierungsgrad erhält sich der Handwerksanteil wesentlich höher, wobei in der Metallindustrie

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

noch immer deutliche Unterschiede zwischen Böhmen und Niederösterreich auffallen. In der Zeit von 1902 bis 1913 blieb dann das Wachstum der fabriksmäßigen Betriebe weit hinter jenem der „unfallversicherungspflichtigen Gewerbe" zurück, wobei gerade Oberösterreich eine Ausnahme darstellt — vermutlich weil hier der Anteil der Fabriken noch sehr niedrig war und verhältnismäßig am stärksten wuchs.

Die Steuerleistung der Jahre 1898/1910 läßt sich mit jener von 1851 wegen unterschiedlicher Progression innerhalb der einzelnen Steuerklassen nur schwer vergleichen, mit Ausnahme der niedrigsten. Es zeigt sich deutlich, daß vor allem in den industrialisierten Ländern der Anteil von Angehörigen der vierten untersten Steuerklasse erheblich sinkt, großteils durch deren Aufstieg in die mittleren Kategorien, weniger in die oberste, die jetzt auch wesentlich höher angesetzt ist. Dieser Trend besteht vor allem in Niederösterreich, weniger in Böhmen und kaum in Oberösterreich. Übrigens trat — von Ausnahmen abgesehen — bis 1910 wieder eine deutliche Umkehr dieser Entwicklung ein, besonders ausgeprägt in Oberösterreich und Böhmen, was auf Umsatzrückgänge der Mittel- und Kleinbetriebe schließen läßt.

Eine Ermittlung der Selbständigen unter den Berufstätigen erfolgte in den Volkszählungen von 1890, 1900 und 1910 in vergleichbarer Form. Der Prozentanteil der Selbständigen an den Berufstätigen ging sowohl in den einzelnen Erzeugungssparten als auch bei den von uns ausgewählten Handwerken laufend zurück, allerdings regional unterschiedlich stark. Von 1890 bis 1900 betraf er stärker die Berufstätigen, von 1900 bis 1910 mehr die Selbständigen. Es war dies die Folge einer um die Jahrhundertwende einsetzenden Krise, wobei die Selbständigen (überwiegend Inhaber von Kleingewerben) zunächst eine stärkere Überlebenschance besaßen als die Arbeiter der Großindustrie. Das Durchhaltevermögen der Kleinbetriebe ließ dann bei Wiedereinsetzen der Konjunktur allerdings infolge des Mangels an Eigenkapital nach. In den weniger industrialiserten Ländern wurden davon auch Kleinhandwerke wie Schmiede, Maurer, Zimmerer, Seiler, Böttcher und Müller besonders hart betroffen, während in hochindustrialisierten Ländern viele Erzeugungssparten (metallverarbeitende und Textilfabriken) bereits wieder erhebliche Zuwächse verzeichneten.

Eine genauere Untersuchung — wie ich sie jedoch im vorgegebenen Rahmen nicht durchführen kann — würde noch zu weiteren, diffizileren Ergebnissen kommen. Nach dem Gesagten erscheint mir jedoch als Hauptergebnis festzustehen, daß wir uns vor einer Überschätzung des Umfanges der Großindustrie im 19. Jahrhundert hüten müssen. Selbst dort, wo die Industrialisierung weit fortgeschritten war, behielt das Kleingewerbe — zumindest was die Zahl der Betriebe anbelangt — eine große Bedeutung, die um so wichtiger blieb, je weniger sich in einem Lande die Industrialisierung durchsetzte. Letzteres kam vor allem auch den Mittelbetrieben zugute. Die Klein- und Mittelbetriebe zeigten in Krisenzeiten oft ein hohes Durchhaltevermögen, allerdings wurde ihnen dann oft die wiedereinsetzende Konjunktur zum Verhängnis.

Im folgenden sollen noch in Kürze einige bisher nicht zur Sprache gekommene wichtige Umstände hervorgehoben werden. Das Problem der *Zuwachsraten* bei Fabriken (Großbetrieben) und Gewerben wird jeweils von der Ausgangsbasis her

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

bestimmt; deshalb erscheinen auch die Zuwachsraten der Fabriken anfangs zu hoch. Es wäre besser, ein Verhältnis der Zahl der Betriebe beziehungsweise der Berufstätigen zur Gesamtzahl der Bevölkerung und deren Wachstum herzustellen, wobei streng darauf zu achten wäre, daß für die Beobachtungszeit nur gleichbleibende Raumeinheiten — deshalb scheiden Städte und Städtevergleiche hier in der Regel aus[25] — beleuchtet werden. Daraus könnte sich eine Schlüsselzahl für die Versorgungsdichte und den potenten Kundenstock im Lokalbereich ergeben. Solche Zahlen zeigen, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine bedenkliche Entwicklung eintrat. Der *Handel* hat das *Handwerk* immer mehr verdrängt. Ein Vergleich der Volkszählungen von 1869 und 1910 macht deutlich, daß bei einem Anwachsen der ortsanwesenden Bevölkerung um 37,9% der Anteil der in Industrie und Gewerbe Berufstätigen um 65% stieg, während im Handel und Verkehr eine Explosion um 173,5% stattfand. Wenn man als Ausgangsbasis die wesentlich verläßlichere Volkszählung von 1890 nimmt, so betragen die Zuwächse immerhin noch 17,7, 33,5 und 56,2%. Diese Entwicklung bewertete T. Teifen[26] bereits 1899 als gefährlich, wofür ich zwei seiner Beweise herausgreife: Bei den Pfaidlern (Hemd- und Wäscheerzeugern) in Wien, die mehr als 20.000 Frauen — im Verlag schlechtest bezahlt — beschäftigten, existierten 1867 15 Handwerksbetriebe, 1891 waren es 56. Die Zahl der besteuerten Schuhmacher in Wien erhöhte sich von 1862 bis 1890 um 5,6%, was weit unter dem Bevölkerungszuwachs lag, so daß die Zahl der von einem Schuhmacher betreuten Einwohner sich von 384 auf 410 erhöhte. Wien besaß 1870 erst 24 Schuhkonfektionsgeschäfte, 1890 bereits 53. Teifen bemerkt hierzu, „daß dies nicht den Bedürfnissen der Konsumenten (entspricht), sondern weil das Handwerk viele Menschen nicht mehr ernährt und weil zu dem Kleinhandel nur ein geringes Betriebskapital notwendig ist, deshalb wenden sich so viele Menschen dem Handel zu, dessen Zersplitterung die Waren für den Konsumenten unverhältnismäßig stark verteuert". Gerade diese Art von Kleinhandel dominierte in nichtindustrialisierten Ländern, zum Beispiel in Galizien. Ansonsten konnten Handwerker — wie die Betriebszählung von 1902 zeigte[27] — in den seltensten Fällen einen eigenen Verkaufsladen eröffnen, nur je etwa ein Zehntel der 146 Gewerbe. Zu

[25] Das betrifft m.E. sowohl ältere als auch jüngere Arbeiten: Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Österreich mit besonderer Rücksicht auf seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie. In: Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 71, Leipzig 1896, behandeln in *Wien* die Zuckerbäcker, Hutmacher, Schuhmacher, Hemdenmacher, Schirmmacher, Binder, Weißgerber, Männerkleidererzeuger, Gürtler, Bronzearbeiter und Buchbinder, in *Graz* die Schlosser, in *Prag* Schuhmacher, Handschuhmacher und Möbeltischler, in *Brünn* Hutmacher und Schlosser, in *Proßnitz* die Schneider sowie in *Czernowitz* Schuhmacher, Wagenbauer und Böttcher. Banik-Schweitzer, R./Meißl, G.: Industriestadt Wien. Die Durchsetzung industrieller Marktproduktion in der Habsburgerresidenz. Wien 1983 bringen Vergleiche mit Berlin und Budapest. Vgl. auch Meißl, G.: Industrie und Gewerbe in Wien 1835 bis 1845. Branchenmäßige und regionale Strukturen und Entwicklungstendenzen. In: Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 8 (Wien 1980) 75 ff.

[26] Teifen 1899, 5 ff.

[27] Schiff, W.: Die Ergebnisse der gewerblichen Betriebszählung vom 3. Juni 1902. In: Stat. Monatsschrift NF 13 (Brünn 1908) 217.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

etwa 40 bis 60% besaßen solche Läden — nach Häufigkeit gereiht — Hersteller von Filzhüten, Schirmen, Miedern, chirurgischen Instrumenten, Strohhüten und Uhren sowie Putzmacher, die so unmittelbar an Kunden nicht nur ihre Waren, sondern häufig auch Fabrikserzeugnisse verkauften und Reparaturen durchführten. Aus Handwerkern wurden „Flicker und Krämer". So bleibt das Wachstum der meisten Handwerksbetriebe — vor allem in größeren Städten — hinter jenem der Bevölkerungsentwicklung zurück, auch dann, wenn es bescheidene Zuwachsraten verzeichnete.

Auffällig daran ist, daß vor allem die vom Verlag erfaßte *Heimarbeit* auf diese Weise häufig einen Weg aus der Notlage oder zumindest ein zweites Standbein suchte. Heimarbeit[28] im Verlag setzte sich überall dort durch, wo eine schwierige Rohstoffbeschaffung oder Absatzprobleme auf fernen Märkten bestanden, welche mit vielen Risiken verbunden waren, die der Handwerker lieber kapitalkräftigen Großhändlern überließ. Es gab sie aber auch dort, wo im arbeitsteiligen Produktionsprozeß der Fabrikant Teile der Herstellung, die Handarbeit oder zumindest Arbeit mit geringen technischen Hilfsmitteln (Spinnrad, Handwebstuhl, Nähmaschine usw.) erforderten, billiger außer Haus an Heimarbeiter vergab. Die Dezentralisation ersparte ihm die Errichtung und Erhaltung von Werkstätten. Zusätzlich sparte er an Lohn durch Verwendung von zumeist wenig qualifizierten Arbeitskräften, die er bei Absatzkrisen wochen- und monatelang ohne Auftrag und Lohn ihrem Schicksal überlassen konnte. Nicht geringere Gefahren entstanden, wenn sich technische Produktionsbedingungen plötzlich änderten. So zählte man zum Beispiel in der Monarchie 1841 insgesamt 40.444 handwerksmäßige Webereien und nur 401 mit mechanischen Webstühlen ausgestattete Fabriken. Bis 1890 verringerte sich die Zahl ersterer auf 7.709, denen jetzt 1.058 Großbetriebe gegenüberstanden, was einen Verlust von 78,5% aller Betriebe dieser Branche bedeutete. Bei den Lederern, Corduanern und Gerbern existierten 1841 5.866 Handwerksunternehmen und 104 Fabriken. Die neuerfundene Chromgerbung blieb den Fabriken vorbehalten. Bis 1890 verminderte sich die Zahl der kleinen Handwerksbetriebe auf 2.518, während sich die Zahl der Fabriken auf 232 erhöhte, was die Gesamtzahl aller Betriebe um 50,9% verringerte[29]. Aber auch ein Verlust der Rohstoffbasis konnte verheerende Folgen haben. Die aus Lombardo-Venetien mit Rohseide versorgten Seidenfabrikanten in Wien zählten 1850 452 Fabriken, die 8.616 Menschen Arbeit gaben. Nach dem Verlust Oberitaliens 1859 und 1866 verminderte sich deren Zahl bis 1887 auf 83 Fabriken mit 1.134 Arbeitern. Die Arbeitsplätze dieser Branche sanken um 86,8%[30]. Auch bei einer radikalen Veränderung der Absatzverhältnisse (zum Beispiel durch neue

[28] Schwiedland, E.: Kleingewerbe und Hausindustrie in Österreich. Leipzig 1894; ders.: Aufhebung des Sitzgesellenwesens durch die Arbeiter. Wien 1894; Stenographisches Protokoll der durch die Gewerkschaft Wiens einberufenen gewerblichen Enquête (abgehalten von 18. Dez. 1892 bis 12. Jän. 1893). Wien 1895.

[29] Schwiedland: Kleingewerbe, 30 f.

[30] Entwicklung von Industrie und Gewerbe in Österreich in den Jahren 1848—1888, hrsg. von der Commission der Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung. Wien 1888, 74 f.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Zolltarife oder wechselnde Modetrends) konnte binnen weniger Jahre ein blühendes Handwerk völlig verschwinden. Ein Beispiel dafür sind die Wiener Perlmutterdrechsler. Sie zählten 1845 erst 47 Meister und erreichten 1890 mit 507 Werkstätten ihre größte Verbreitung. Infolge einer weltweiten Absatzkrise, hervorgerufen durch die MacKinley Bill, wurde dieser Berufszweig völlig ruiniert[31]. Nach der Betriebszählung von 1902[32] arbeiteten großteils hausindustriell: Baumwoll- und Wollweber, Kunststicker, Wirkwaren-, Spitzen- und Handschuherzeuger, Glasbearbeiter, Drechsler und Strohflechter. Trotz starker Verlagsabhängigkeit konnten ihre Kundenarbeit weitgehend zusätzlich bewahren: Schuhmacher, Männerkleidererzeuger, Buchbinder, Seiler und Goldarbeiter. Bei den Leinewebern, Wäschekonfektionären, Holzwarenerzeugern, Korbmachern, Gelbgießern, Wollfärbern, Bürstenbindern, Musikinstrumentenmachern und Kartonagenherstellern wurde Kundenarbeit immer seltener. Em. Adler bemerkte hierzu: „Das bedeutet also wohl eine Konservierung der Technik des Handwerks unter Verhältnissen, wo sie schon jede wirtschaftliche Berechtigung verloren hat, aber eine Konservierung, welche aus ehemaligen Handwerkern Proletarier gemacht hat"[33].

Eine weitere Deklassierung des Handwerks sowie Einbußen seiner Selbständigkeit entstanden dadurch, daß es wesentliche Teile seiner bisherigen Produktion aufgeben und die Vorprodukte von Großhändlern und Fabrikanten beziehen mußte, die solche billiger herzustellen vermochten. So kauften Schmiede jetzt fertige Hufeisen und begnügten sich mit dem Beschlag, Hutmacher besorgten sich Filzstumpen und maschinell hergestellte Holzmodelle, worauf sie nur mehr Hüte formten und mit ebenso gekauften Gestecken verzierten, Schuhmacher bezogen das fertig zugeschnittene Oberteilleder und die gestanzten Schuhsohlen von Fabriken, um in Lohnarbeit Schuhe herzustellen, und die Schlosser montierten nur mehr maschinell vorgefertigte Schlösser und Beschläge. Nur bei immer seltener werdenden Sonderanfertigungen konnten wenige Handwerke alle Fertigkeiten ihrer Kunst noch unter Beweis stellen.

Fast alle Zeitgenossen[34] bestätigen, daß eine Hauptursache des Niedergangs des Handwerks in der Konkurrenz billiger Massenproduktion seitens der Fabriken zu sehen sei. Diese erzeugten nicht nur billigere Waren von mindestens gleicher Qualität, sondern oft auch bessere Waren in größerer Vielfalt und genormt. Oft aber war es auch nur billigere Ware von geringerer Qualität, was aber den Kunden zunächst nicht auffiel. Bestimmte Waren konnte das Handwerk aufgrund seiner bescheideneren technischen Ausstattung überhaupt nicht erzeugen oder es verzichtete von vornherein aus Gründen der Rentabilität auf deren Herstellung. Die Großindustrie verwendete auch ständig neues Material, das bisher am Markt entweder nicht bekannt oder nicht üblich war (zum Beispiel Emailblech, Aluminium anstelle von Kupfer) und überraschte mit billigeren Surrogaten (zum Bei-

[31] Schwiedland, E.: Die Wiener Muscheldrechsler. Leipzig 1894.
[32] Schiff 1908, 226 f.
[33] Adler, E.: Über die Lage des Handwerks im Österreich. Freiburg 1898.
[34] Zusammengefaßt nach E. Adler, T.W. Teifen, E. Schwiedland u.a.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

spiel Celluloid oder Kautschuk anstelle von Horn und Wachstuch), die im Handwerk überhaupt nicht oder erst verspätet Eingang fanden. Selbst in jenen Fällen, wo das Handwerk Waren von gleicher, ja sogar besserer Qualität als die Fabriken zu gleichen Preisen anbieten konnte, fehlte ihm die Absatzorganisation[35] und das Marketing.

Bei einem weiteren Siegeszug der Großindustrie fürchteten die Nationalökonomen des ausgehenden 19. Jahrhunderts folgende Auswirkungen für das Kleingewerbe: Einzelne Zweige des Handwerks werden zugrunde gehen, darunter alle jene Produktionsgewerbe, die keines ihrer Produkte mehr konkurrenzfähig erzeugen können, sowie alle Arbeitsgewerbe, wenn sie auch die Reparatur- und Wartungsarbeiten an die Industrie verlieren sollten. Überlebenschancen besitzen alle jene, die individuell Einzelanfertigungen, Maßarbeit, durch Maschinenarbeit nicht leicht ausführbare Handarbeit anzubieten haben, die in ihrer Produktion große Flexibilität und Anpassungsfähigkeit aufweisen und somit rascher als die Industrie Modetrends Folge leisten können. Dies gilt vor allem auch für Bezieher von Teilprodukten der Industrie, die sie weiterverarbeiten, montieren und zum Großteil auch als Händler weiterverkaufen (Optiker, Goldschmiede, Installateure usw.). Das Absinken zum reinen Arbeitsgewerbe, das repariert und wartet (zum Beispiel Mechaniker) muß keinesfalls einen Verlust an Sozialstatus beziehungsweise Einkommen bedeuten; in der Regel war das Gegenteil der Fall. Überleben werden auch alle jene Erzeugungsgewerbe, deren Produkte einen größeren, weiteren Transport nicht zulassen (zum Beispiel Möbeltischler) beziehungsweise erheblich verteuern (Bierbrauer).

Soweit die Diagnosen, von denen bis heute nur ein geringer Teil eingetroffen ist. Die Mittelstandspolitik des ausgehenden 19. Jahrhunderts hat Früchte getragen[36]. Viele Klein- und Mittelbetriebe leben auch heute noch, besonders stark vertreten in Volkswirtschaften, die im 19. Jahrhundert von der Industrialisierungswelle weitgehend verschont geblieben sind, und sie haben sich auch mehrfach als wesentlich krisenfester erwiesen als große Fabrikunternehmen. Außerdem ist ihnen im sogenannten tertiären Bereich der Wirtschaft ein ständig sich ausweitendes neues Betätigungsfeld entstanden, dem mehr als die Hälfte der Wertschöpfung des Nationalprodukts in modernen Volkswirtschaften zukommt[37]. Immer neue Möglichkeiten bisher unbekannter Berufstätigkeiten entwickelt die wachsende Freizeitindustrie, der Sport und Bildungseinrichtungen. Dies dürfte für die nächsten Jahrzehnte die Existenz kleiner mobiler und flexibler Unternehmen nicht nur sichern, sondern auch deren Bedeutung ausweiten, wovon auch Arbeits- bzw. Dienstleistungsgewerbe in großem Umfang profitieren werden.

---

[35] Mataja, W.: Großmagazine und Kleinhandel. Leipzig 1891.
[36] Waentig, H.: Gewerbliche Mittelstandspolitik. Leipzig 1898.
[37] Vgl. Fourastié, J.: Die große Hoffnung des zwanzigsten Jahrhunderts. Köln 1969.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Tabelle I: Fabriken und Gewerbe (Kommerzial- und Polizeigew.) 1828–1840
(Anteil der Fabriken, Anteil ausgewählter Handwerksbetriebe an der Gesamtzahl der Betriebe der Gewerbeklassen)

	Niederösterreich davon in %				Oberösterreich davon in %				Böhmen davon in %				Österr. Reichshälfte davon in %				Zuwachs (Abgang) in %							
	Fabriken		Gewerbe		Fabriken		Gewerbe		Fabriken		Gewerbe		Fabriken		Gewerbe		Niederöst.		Oberöst.		Böhmen		Ö.R.H.	
	1828	1840	1828	1840	1828	1840	1828	1840	1828	1840	1828	1840	1828	1840	1828	1840	Fabr.	Gew.	Fabr.	Gew.	Fabr.	Gew.	Fabr.	Gew.
Eisen	2,4	2,9	–	–	3,1	4,9	–	–	2,8	2,6	–	–	3,4	5,7	–	–	29,7	–42,3	17,5	–28,5	25,6	33,8	29,9	–26,1
davon Schmiede (%)	–	–	71,3	51,5	–	–	52,2	77,4	–	–	39,3	52,0	–	–	85,8	71,5	–	–58,3	–	6,0	–	45,0	–	–37,9
Textil	1,7	1,8	–	–	0,2	0,2	–	–	0,6	1,7	–	–	1,4	1,0	–	–	4,3	0,0	46,2	1,7	167,9	–5,5	–23,7	12,0
dav. Seiler, Bindfadenerzeuger (%)	–	–	3,8	4,5	–	–	1,8	1,9	–	–	4,3	5,3	–	–	3,8	3,8	–	15,2	–	5,7	–	16,7	–	13,5
Leder	0,7	1,0	–	–	0,4	0,4	–	–	0,1	0,5	–	–	0,2	0,7	–	–	73,3	22,4	0,0	14,5	420,0	–0,3	213,5	12,4
dav. Riemer, Sattler, Taschner (%)	–	–	29,6	28,7	–	–	35,3	35,6	–	–	20,4	25,0	–	–	22,7	20,6	–	18,5	–	15,4	–	22,1	–	1,9
Holz	0,1	0,1	–	–	–	–	–	–	–	0,2	–	–	0,03	0,1	–	–	0,0	29,6	0,0	39,4	0,0	21,4	425,0	36,6
davon Böttcher (%)	–	–	45,6	40,4	–	–	48,5	37,5	–	–	40,5	37,5	–	–	41,3	37,4	–	14,9	–	7,7	–	12,6	–	23,9
Nahrungsmittel	0,06	0,1	–	–	0,008	–	–		0,03	0,2	–	–	0,002	0,4	–	–	100,0	23,8	0,0	15,6	622,0	16,3	1903,0	34,8
davon Bäcker (%)	–	–	7,2	6,5	–	–	14,0	12,4	–	–	13,1	12,8	–	–	10,9	8,9	–	17,1	–	2,4	–	14,1	–	10,2
davon Müller (%)	–	–	14,5	11,4	–	–	21,6	18,9	–	–	20,2	17,1	–	–	19,1	15,0	–	–2,7	–	1,0	–	–1,9	–	5,6

Vgl. Versuch einer Darstellung der Oesterreichischen Monarchie in Statistischen Tafeln, 1828
Tafeln zur Statistik der Oesterreichischen Monarchie 13. Jg., 1840

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Tabelle II: Steuerleistung (in Prozenten von insgesamt) 1851

	Niederösterreich			Oberösterreich			Böhmen			Österr. Reichshälfte		
	Klasse			Klasse			Klasse			Klasse		
	1.	2.	3.	1.	2.	3.	1.	2.	3.	1.	2.	3.
Eisen, Metall	0,2	2,1	97,7	0,2	1,9	97,9	0,1	0,3	99,6	0,1	1,3	98,6
Schmiede	—	1,7	98,3	—	0,0	100,0	—	0,0	100,0	—	0,2	99,8
Textil	0,6	6,6	92,8	0,0	0,3	99,7	0,1	0,7	99,2	0,2	1,2	98,6
Flachs-, Hanfspinner	2,1	8,3	89,6	—	—	—	8,7	26,1	65,2	3,5	23,4	73,1
Seiler, Bindfadenerz.	—	2,3	97,7	0,0	0,1	99,9	—	2,6	97,4	0,0	0,7	99,3
Leder	0,0	1,0	99,0	—	0,3	99,7	—	0,1	99,9	0,0	0,3	99,7
Riemer, Sattler	—	0,7	99,3	—	—	100,0	—	0,0	100,0	—	0,1	99,9
Holzverarbeitung	0,0	2,0	98,0	—	0,1	99,9	—	0,1	99,9	0,0	0,4	99,6
Tischler u.a.	0,0	2,6	97,4	—	—	100,0	—	0,1	99,9	0,0	0,3	99,7
Nahrungsmittel	0,4	7,5	92,1	—	2,1	97,9	0,0	0,9	99,1	0,1	1,7	98,2
Müller, Bäcker	0,1	7,1	92,8	—	0,4	99,6	0,0	0,4	99,6	0,0	1,1	98,9

1. Klasse = 200—1500 fl Steuerleistung pro Jahr
2. Klasse = 30— 200 fl Steuerleistung
3. Klasse = 2— 30 fl Steuerleistung
Vgl. Mitteilungen aus dem Gebiet der Statistik 4. Jg., 3. Heft, Wien 1855

Tabelle III: Erwerbsteuerleistung der Handels- und Gewerbebetriebe 1859

Land	Anzahl der Betriebe	Prozentanteil im Rahmen d. Monarchie	Erwerbsteuer-erträgnis in fl	Prozentanteil im Rahmen d. Monarchie	Durchschnitt pro Betrieb in fl
Niederösterreich	90 600	12,9	2,154 000	37,3	23,77
Oberösterreich	35 400	5,1	246 000	4,3	6,95
Böhmen	205 100	29,3	1,263 840	21,9	6,16
Monarchie insgesamt	700 800	100,0	5,769 530	100,0	8,29

Vgl. Statistische Tabellen zur Denkschrift über die direkten Steuern in Österreich und ihre Reform, Wien 1860

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

Tabelle IV: Der Anteil von Handwerksbetrieben an wichtigen Erzeugungssparten und deren Zuwachs bzw. Rückgang (–) in Prozenten 1862 – 1885 – 1890

	Niederösterreich			Oberösterreich			Böhmen			Österr. Reichshft.			Zuwachs bzw. Rückgang (–) in Prozenten							
													Niederöst.		Oberöst.		Böhmen		Öst. Reichs.	
	1862	1885	1890	1862	1885	1890	1862	1885	1890	1862	1885	1890	1862/ 1885	1885/ 1890	1862/ 1885	1885/ 1890	1862/ 1885	1885/ 1890	1862/ 1885	1885/ 1890
Eisen	6995	7366	7536	3281	3038	2941	14682	15447	15822	44343	44952	45655	5,3	2,3	–7,4	–3,2	5,2	2,4	1,4	1,6
davon Schmiede (%)	35,7	37,9	38,4	48,3	56,6	59,5	61,0	60,1	58,8	57,8	58,4	58,0	11,9	3,7	8,5	1,7	3,7	0,2	2,3	1,0
Textil	4974	2608	2492	2811	955	857	9869	5944	5810	35459	20435	19140	–48,0	–4,4	–66,0	–10,3	–39,8	–2,3	–42,4	–6,3
dav. Seiler, Bindfadenerzeuger (%)	6,1	8,0	7,1	5,4	14,1	15,8	8,3	10,0	9,9	6,3	8,3	8,5	–30,0	–15,0	–10,6	0,0	–27,5	–3,0	–24,4	–3,5
Leder	1785	1677	1767	833	712	714	3490	3067	3164	10980	9694	9840	–6,0	5,0	–14,5	0,3	–12,0	3,2	–11,7	1,5
davon Riemer, Sattler (%)	51,1	57,4	58,8	47,5	59,0	60,9	53,2	61,9	62,4	49,0	56,2	58,8	5,6	8,0	6,0	3,6	2,2	3,2	1,4	6,1
Holzverarbeitung	7920	8433	9080	3541	3575	3729	13541	14029	15065	42036	45412	49303	6,5	7,7	1,0	4,3	3,8	7,4	8,0	8,6
Nahrungsmittel	8443	8778	9189	5538	5196	5109	27011	27811	28398	79899	83381	86099	4,0	4,7	–6,2	–1,7	3,0	2,1	4,4	3,3
davon Bäcker (%)	24,7	25,6	24,8	29,9	27,6	27,3	31,8	26,8	26,6	26,2	22,6	22,4	7,9	1,6	–13,6	–2,8	–13,2	1,4	–9,7	2,2
davon Müller (%)	30,8	25,2	22,8	40,6	41,3	40,9	27,6	26,0	24,2	34,6	32,2	30,6	–14,7	–5,6	–4,4	–2,7	–2,9	–4,8	–2,9	–1,7

Vgl. Nachrichten über Industrie, Handel und Verkehr aus dem Statistischen Departement des k.k. Handelsministeriums Bd. 3 (1873), Bd. 28 (1884), Bd. 38 (1889), Bd. 54 (1894)

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

00055689

Tabelle V a): Anzahl der Fabriken, Künste und Gewerbe und deren Anteil am niedrigsten Steuersatz in der Österreichischen Reichshälfte 1874

Land	Anzahl Betriebe	Prozentanteil an der ÖRH	Prozentanteil auf Landesebene	davon im niedrigsten Steuersatz	
				Betriebe	Prozentanteil der Gesamtzahl
	a) Fabriken				
Niederösterreich	590	15,8	0,6	156	26,4
Oberösterreich	127	3,4	0,4	52	40,9
Böhmen	1 734	46,4	1,0	452	26,1
ÖRH insgesamt	3 736	100,0	0,8	1 120	30,0
	b) Künste und Gewerbe				
Niederösterreich	99 584	20,7	99,4	45 022	45,2
Oberösterreich	35 386	7,3	99,6	16 160	45,7
Böhmen	171 633	35,6	99,0	104 478	60,9
ÖRH insgesamt	481 845	100,0	99,2	321 293	66,7

Vgl. Statistisches Jahrbuch der directen Steuern für das Jahr 1874, Wien 1875

Tabelle V b): Steuerleistung (in Prozenten von insgesamt) 1874

Land	1. Klasse 105—1575 fl	2. Klasse 10,50—105 fl	3. Klasse 1,05—10,50 fl
Niederösterreich	1,3	14,8	83,9
Oberösterreich	0,002	4,9	95,0
Böhmen	0,4	7,5	92,1
ÖRH insgesamt	0,4	7,7	91,1

Vgl. Statistisches Jahrbuch der directen Steuern für das Jahr 1874, Wien 1875

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Tabelle VI: Der Anteil fabrikmäßiger Betriebe nach Gewerbeklassen sowie der Anteil ausgewählter Handwerksbetriebe an der Gesamtzahl der Betriebe 1902

	Niederösterreich		Oberösterreich		Böhmen		Österr. Reichshälfte	
	Prozentanteil		Prozentanteil		Prozentanteil		Prozentanteil	
	Fabriken	Handwerke	Fabriken	Handwerke	Fabriken	Handwerke	Fabriken	Handwerke
Metall	4,8		2,1		1,6		2,7	
davon Schmiede		36,7		67,4		57,7		59,7
Textil	11,2		5,4		13,7		10,4	
davon Seiler, Bindfadenerz.		7,4		18,7		7,2		7,5
Leder	3,5		1,2		3,3		2,8	
davon Riemer, Sattler usw.		61,0		63,1		66,2		60,6
Nahrungsmittel	9,6		0,9		2,4		2,3	
davon Bäcker		23,9		28,1		24,9		23,5
Müller		15,5		37,4		17,7		26,8
Holz	1,8		0,8		1,5		1,9	
davon Böttcher		11,2		20,5		10,0		12,6

Vgl. „Ergebnisse der Gewerblichen Betriebszählung von 3. Juni 1902"
(in: Österr. Statistik 75. Bd., Wien 1908)
(Fabrikszahlen aus „Bericht der Gewerbeinspektoren", Wien 1902)

Tabelle VII: Anteil der fabriksmäßigen Betriebe an der Gesamtzahl aller unfallversicherungspflichtigen Gewerbe und deren Wachstum 1902 bis 1913

	Prozentanteil der Fabriken		Wachstum in Prozent von 1902/13	
	1902	1913	unfallversicherungspflichtige Betriebe	fabriksmäßige Betriebe
Niederösterreich	12,0	12,8	46,1	12,8
Oberösterreich	7,2	10,0	—10,6	10,0
Böhmen	16,0	15,1	50,5	15,1
Österr. Reichshälfte	12,3	11,7	49,5	11,7

Vgl. „Berichte der Gewerbeinspektoren", 1902 und 1913

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Tabelle VIII: Steuerleistung (in Prozenten von insgesamt) 1898/1910

	Niederösterreich			Oberösterreich			Böhmen			Österr. Reichshälfte		
	Klasse			Klasse			Klasse			Klasse		
	1.	2./3.	4.	1.	2./3.	4.	1.	2./3.	4.	1.	2./3.	4.
1898	0,8	26,5	72,7	0,3	13,1	86,6	0,7	13,5	85,8	0,6	16,2	83,2
1910/11	0,7	17,3	72,0	0,3	9,3	90,4	0,5	8,0	91,5	0,4	10,5	89,1
Metallverarb. Ind. 1898	1,0	15,8	83,2	0,1	5,4	94,5	0,3	2,3	97,4	0,5	4,9	94,6
Schmiede	0,5	9,5	90,0	0,06	3,5	96,4	0,3	0,6	99,1	0,2	2,5	97,3
Schlosser	0,1	21,2	78,6	—	3,7	96,3	0,05	5,05	94,9	0,06	10,4	89,5
Metallverarb. Ind. 1910/11	0,8	8,8	90,4	0,3	2,7	97,0	0,1	1,7	98,2	0,3	2,5	97,2
Schmiede	0,5	4,8	94,7	0,1	1,3	98,6	0,02	0,6	99,4	0,08	1,1	98,8
Schlosser	0,1	11,4	88,9	—	4,4	95,6	0,04	3,5	96,5	0,06	5,8	94,1
Bauhandwerker 1898	1,4	16,9	81,7	—	9,2	90,8	—	6,3	93,7	0,0	9,7	90,3
Maurer	—	18,3	81,7	—	13,4	86,8	—	11,7	88,3	—	14,1	85,9
Zimmerer, Dachdecker	—	17,5	82,5	—	16,2	83,8	—	5,9	94,1	0,0	10,5	89,5
Glaser	0,3	16,5	83,2	—	3,9	96,1	—	6,8	93,2	—	11,2	88,8
Bauhandwerker 1910/11	0,02	11,0	89,0	—	8,6	91,4	—	2,9	97,1	0,01	5,4	94,6
Maurer	—	23,5	76,5	—	16,3	83,7	—	9,5	90,5	—	9,8	90,2
Zimmerer, Dachdecker	0,07	14,1	85,5	—	18,0	82,0	—	2,7	97,3	0,03	6,2	93,8
Glaser	—	8,1	91,9	—	1,5	98,5	—	3,2	96,8	—	4,9	95,1
Textil 1898	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Flachs-, Hanfspinnerei	0,4	9,5	90,1	—	4,5	95,5	5,3	10,6	84,1	2,8	10,2	87,0
Seiler, Bindfadenerzeuger	2,3	8,6	89,1	—	2,4	97,6	—	3,8	96,2	0,3	5,1	94,6
Textil 1910/11	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Flachs-, Hanfspinnerei	—	—	—	—	3,7	96,3	4,9	8,4	86,7	77,4	22,6	—
Seiler, Bindfadenerzeuger	0,8	6,7	92,5	—	2,4	97,6	0,2	2,0	97,8	0,2	3,0	96,8
Leder*) 1898	0,15	14,85	85,0	—	1,7	98,3	—	2,3	97,7	0,03	5,1	94,9
Riemer, Sattler	0,09	13,5	86,4	—	1,7	98,2	—	3,8	96,2	0,02	7,2	92,8
Leder 1910/11	0,3	7,6	92,1	—	0,2	99,8	—	1,6	98,4	0,07	2,8	97,1
Riemer, Sattler	—	6,0	94,0	—	0,2	99,8	—	1,2	98,8	—	2,1	97,9
Holz 1898	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Tischler	0,2	13,7	86,1	—	0,4	99,6	0,1	3,0	96,9	0,2	5,0	94,8
Böttcher	—	4,3	95,7	—	0,4	99,6	—	1,5	98,5	0,02	1,9	98,1
Holz 1910/11	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Tischler	0,2	6,4	93,4	—	1,6	98,4	0,03	1,9	98,1	0,09	2,6	97,3
Böttcher	—	1,9	98,1	—	0,3	99,7	—	0,9	99,1	—	1,0	99,0
Nahrungsmittel 1898	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Müller	0,8	35,5	63,7	0,2	20,9	78,9	6,5	13,1	80,4	0,5	18,7	89,8
Bäcker	1,4	56,4	42,2	0,08	13,2	86,8	0,1	13,5	86.4	0,3	20,8	78,9
Nahrungsmittel 1910/11	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Müller	0,6	23,5	75,9	0,1	9,5	90,4	0,5	12,9	86,6	0,4	11,8	87,8
Bäcker	0,1	44,9	55,0	—	7	92,9	0,05	6,0	94,0	0,1	24,0	75,9

*) in Niederösterreich mit Papier ansonsten Lederwaren

Vgl. „Statistische Ausweise zur allgemeinen Erwerbsteuer der (ersten) Veranlagungsperiode 1898/99", Wien 1899 ff.

1. Kl. — 2000 und mehr K (Kronen) Steuerleistung pro Jahr
2. Kl. — 300—2000 K Steuerleistung pro Jahr
3. Kl. — 60— 300 K Steuerleistung pro Jahr
4. Kl. — 1— 60 K Steuerleistung pro Jahr

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Tabelle IX a): Der Prozentanteil der Selbständigen an den Berufstätigen

	Niederösterreich			Oberösterreich			Böhmen			Österr. Reichshälfte		
	1890	1900	1910	1890	1900	1910	1890	1900	1910	1890	1900	1910
Metallverarbeitende Ind.	13,0	11,7	8,9	21,4	20,3	19,3	24,4	20,1	15,5	21,7	18,7	14,8
Schmiede	21,3	20,7	18,8	25,1	22,8	21,9	37,9	33,3	28,6	34,3	30,5	27,0
Schlosser	8,4	7,9	5,8	10,4	10,5	9,6	20,0	8,9	7,3	12,7	9,3	7,6
Bauhandwerk	9,9	11,5	9,3	10,4	9,0	7,4	7,8	6,5	7,3	12,2	10,2	10,0
Maurer	4,8	5,3	2,5	6,0	5,8	3,3	2,7	2,4	1,6	6,5	6,0	4,9
Zimmerer, Dachdecker	5,2	13,2	11,0	9,8	10,3	6,8	10,4	8,9	10,1	13,9	12,9	12,7
Glaser	16,9	39,3	36,0	58,7	54,4	54,7	51,1	48,6	47,8	47,7	48,6	46,8
Textilindustrie	3,3	8,3	9,2	19,1	10,7	9,4	6,8	3,9	9,4	9,6	6,1	10,3
Flachs-, Hanfspinnerei	13,0	1,6	1,3	2,8	2,6	1,3	1,6	1,0	0,8	3,1	3,5	1,4
Seiler, Bindfadenerzeuger	23,1	21,5	24,9	48,1	46,0	53,6	41,6	32,3	33,1	38,0	32,5	30,9
Leder-, Papierindustrie	13,9	10,9	10,2	29,7	18,0	15,1	22,1	15,9	14,0	20,3	15,1	13,6
Gerber, Ledererzeuger	8,4	8,6	5,4	24,7	19,4	13,8	17,7	12,3	8,6	16,7	13,3	9,8
Riemer, Sattler, Taschner	20,6	21,0	19,2	47,9	46,7	45,9	37,1	35,0	31,5	34,0	32,9	29,9
Holz-Industrie	17,4	18,3	16,6	38,4	36,4	31,5	27,6	23,9	23,1	25,4	23,1	21,7
Tischler	18,2	17,4	15,3	35,9	34,5	32,0	31,5	26,7	24,5	27,6	24,4	23,3
Böttcher	26,6	27,5	27,1	54,2	52,4	51,2	35,6	30,2	25,4	37,4	36,1	34,3
Nahrungsmittel-Industrie	19,2	18,3	13,5	30,0	29,3	21,3	24,8	25,5	18,3	26,6	26,6	18,8
Müller	23,6	25,2	22,6	31,7	34,8	31,5	10,7	28,9	24,4	29,8	32,0	28,9
Bäcker	8,1	13,7	12,6	26,0	26,2	22,5	14,1	29,0	26,1	25,7	25,3	23,1

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Tabelle IX b): Zu- und Abnahme der Selbständigen (S) und der Berufstätigen (B) in Prozenten

	Niederösterreich				Oberösterreich				Böhmen				Österr. Reichshälfte			
	1890-1900		1900-1910		1890-1900		1900-1910		1890-1900		1900-1910		1890-1900		1900-1910	
	S	B	S	B	S	B	S	B	S	B	S	B	S	B	S	B
Metallverarb. Ind.	4,1	15,6	31,1	72,9	–7,4	–2,5	4,8	9,9	–5,2	15,0	14,1	48,3	–2,7	12,8	15,7	46,0
Schmiede	1,3	4,5	–9,7	–0,3	–2,2	6,9	–9,3	–4,8	–0,6	12,9	–7,1	7,9	–4,7	–0,1	–4,0	10,7
Schlosser	4,0	9,9	–1,5	33,6	–10,9	–11,9	10,3	20,5	–17,9	28,6	3,7	26,3	–7,5	26,9	5,6	30,0
Bauhandwerk	13,7	–2,1	5,8	30,8	–2,1	12,9	–14,4	–4,4	7,1	28,2	27,3	13,7	5,3	27,0	23,2	25,2
Maurer	12,7	2,7	–42,6	23,4	–3,0	0,2	–40,9	5,1	3,2	8,5	–30,1	8,8	–0,2	10,0	–1,1	22,0
Zimmerer, Dachdecker	6,2	–58,2	–9,7	8,4	–12,8	–14,7	–33,6	–0,2	–15,2	1,7	–23,2	9,0	–8,9	–2,1	12,4	14,1
Glaser	23,4	–46,8	–4,2	4,5	–11,2	–4,2	6,7	6,5	1,4	6,9	0,6	7,3	4,1	2,2	3,1	7,0
Textilindustrie	207,7	22,3	33,2	19,6	–47,9	–6,9	0,6	14,3	–43,5	–1,2	184,0	16,7	–36,8	0,2	97,5	15,8
Flachs-, Hanf-Spinnerei	–24,4	521,3	–19,4	–0,4	–27,8	–21,5	–38,5	19,0	–43,2	–7,9	1,8	17,9	8,9	5,6	–53,9	5,4
Seiler, Bindfadenerzeuger	–18,5	–12,1	–4,9	–18,0	–12,7	–8,6	–12,6	–25,0	–32,1	–12,6	12,3	9,5	–24,6	–11,7	0,9	6,3
Leder-, Papierindustrie	7,6	34,9	7,4	15,5	–5,7	53,3	–5,9	13,7	–3,5	34,2	4,8	19,1	–3,1	30,3	6,0	17,8
Gerber, Ledererzeuger	–15,3	–17,5	–35,2	3,4	–15,9	14,4	–27,1	2,1	–17,2	18,8	–32,6	–3,4	–19,3	1,2	–27,7	–0,5
Riemer, Sattler, Taschner	21,8	19,6	16,5	27,4	–4,9	–2,4	4,4	6,2	8,1	14,6	5,6	17,2	5,5	8,9	9,9	21,1
Holz-Industrie	26,2	39,5	–12,0	–16,3	–3,7	1,5	2,4	18,1	–6,1	8,5	16,1	19,9	–1,0	8,9	14,1	21,2
Tischler	4,5	9,6	10,5	25,8	–1,4	2,5	5,2	13,5	–2,5	14,8	5,0	14,7	2,8	16,2	12,8	18,4
Böttcher	5,6	8,7	–3,6	–2,3	–1,5	2,0	–8,7	–6,4	–27,4	–14,4	–9,6	7,3	–14,6	–11,5	–2,5	2,9
Nahrungsmittelind.	1,4	6,2	1,4	37,3	–3,8	–1,4	–5,1	30,8	57,0	2,9	2,7	30,1	1,5	1,4	2,8	7,6
Müller	–17,0	–22,0	–28,2	–20,0	–10,8	–18,7	–27,5	–19,9	–13,5	–67,9	–26,7	–13,4	–11,1	–17,5	–30,0	–9,6
Bäcker	13,7	–32,7	5,1	14,6	8,3	7,8	5,9	23,1	11,4	–45,9	7,5	19,7	11,5	13,0	7,3	21,0

Vgl.: Berufsstatistik nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. Dez. 1890 (in: Österr. Statistik Bd. 33, Wien 1894)
Berufsstatistik nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. Dez. 1900 (in: Österr. Statistik Bd. 66, Wien 1904)
Berufsstatistik nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. Dez. 1910 (in: Österr. Statistik NF Bd. 3, Wien 1912)

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Die Pflege alter Handwerke im heutigen Bulgarien

Klaus Roth, München

I

„Zahlreiche einst blühende Handwerke sind dem Untergang geweiht, manche sind schon als ausgestorben zu betrachten, und es ist deshalb hohe Zeit, daß sich Museen in den Besitz der alten Geräte und Werkzeuge setzen, um auch unseren Nachfahren einen Begriff von der Werkstättenarbeit früherer Zeiten zu geben. Es gilt für uns, die Eigenart alter Handwerke in letzter Stunde zu erkunden, bevor die raschen, alles Ursprüngliche verwischenden Fluten der fortschreitenden Industrie die letzten Spuren hinweggefegt haben."

Diesen Aufruf zum Handeln „in letzter Stunde" stellt Hermann Molz bereits im Jahre 1915 an den Anfang seines Artikels „Aussterbende Handwerke" in den Hessischen Blättern für Volkskunde (Molz 1915: 1). Molz, der in diesem Beitrag durchaus die Notwendigkeit der technischen Entwicklung sah und dem es vor allem um die Dokumentation der vom Untergang bedrohten Handwerke ging, stand dennoch am Anfang einer Bewegung, die vielfach von technik-feindlichen und nostalgisch-retrospektiven Tendenzen geleitet war und die im Gefolge der Industrialisierung in mehreren Ländern eine Grundlage fand. Freilich nicht in allen europäischen Ländern, denn als der oben zitierte Aufruf zur Dokumentation vergehender Handwerke verfaßt wurde, waren weite Gebiete Europas von der Industrialisierung nur ansatzweise oder noch gar nicht erfaßt und verfügten noch über ein differenziertes System traditioneller Handwerke. Dieses gilt in besonderem Maße für Südosteuropa. Noch 1934, als die Industrialisierung das Gesicht Mittel- und Westeuropas schon fast ein Jahrhundert lang tiefgreifend umgeformt hatte, war Bulgarien beispielsweise ein Land, in dem 78,6% der Bevölkerung auf dem Lande wohnten, 79,9% aller Erwerbstätigen von der Landwirtschaft lebten und nur 7,8% aller Erwerbstätigen im Handwerk oder in der Industrie tätig waren (Statist. godišnik 1942: 50 f).

Doch selbst diese bereits sehr deutlichen Zahlen vermitteln noch nicht das richtige Bild des wirtschaftlichen Entwicklungsstandes Bulgariens noch in der Zwischenkriegszeit: Von den 266.400 in Handwerk und Industrie Beschäftigten (1934) arbeiteten etwa 59% in Betrieben mit bis zu fünf Beschäftigten, 15% in Betrieben von 6—49 Beschäftigten und 26% in Betrieben mit 50 und mehr Beschäftigten (Statist. godišnik 1942: 332—335). Diese Zahlen veränderten sich auch in den nächsten Jahren kaum, so daß Bulgarien bis etwa 1950 ein Agrarland blieb, dessen Wirtschaft bestimmt war durch Landwirtschaft und Kleinhandwerk; Arbeiter in Industrie und Handwerk machten mit weniger als 5% nur einen verschwindend kleinen Teil aller Erwerbstätigen aus.

Wenn das aufgrund der wirtschaftlichen Blüte des Landes im 19. Jahrhundert differenzierte und hochentwickelte Kleinhandwerk Bulgariens[1] in den Jahrzehn-

[1] Zum Stand des bulgarischen Handwerks im 19. Jh. vgl. den Beitrag von V. Paskaleva in diesem Band.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

ten nach der Befreiung des Landes (1878) dennoch einen Niedergang zu verzeichnen hatte, so ist diese Entwicklung nur in geringem Maße auf die eigene Industrie, in weit größerem Maße aber auf die mangelnde Anpassungsfähigkeit des Handwerks an die sich durch die „Europäisierung" verändernden Bedürfnisse sowie auf die starke Konkurrenz westlicher Importwaren zurückzuführen[2]. Dieser langsame, vor allem qualitative Niedergang wurde durch die nach 1950 einsetzende rapide Umgestaltung der Wirtschaft extrem beschleunigt. In nur wenigen Jahren verschwanden nun zahlreiche einst angesehene Handwerke völlig und die Handwerker gingen in großer Zahl in die neuen Industriebetriebe, während andere Handwerke auf die Dörfer und in Randgebiete verdrängt wurden. In weniger als drei Jahrzehnten entwickelte sich das Land vom Agrarstaat zum Industriestaat, der Anteil der Stadtbevölkerung stieg von knapp 25% im Jahre 1946 auf über 62% im Jahre 1980, und in seiner Erwerbsstruktur unterscheidet Bulgarien sich heute nur noch wenig von anderen europäischen Industrieländern. Nicht nur die weitgehende Veränderung der Bedürfnisse der urbanisierten Bevölkerung, sondern auch die Eingriffe der sozialistischen Wirtschaftspolitik wirken sich für das Handwerk noch zusätzlich in negativer Weise aus. Die Folge dieser vielfältigen Veränderungen war, daß das differenzierte Kleinhandwerk als eine wichtige wirtschaftliche, soziale und kulturelle Erscheinung in weniger als 20 Jahren nahezu ausgelöscht wurde.

Dieses rapide Verschwinden des Kleinhandwerks war im Einklang mit der Wirtschaftspolitik des sozialistischen Staates. Als Bestandteil einer überwundenen bzw. zu überwindenden Gesellschaftsform mußte es dem wirtschaftlichen, sozialen und politischen Fortschritt Platz machen und wurde daher als etwas Negatives betrachtet, das es aus dem Weg zu räumen galt. Ein neuer Mensch mit einer neuen Lebens- und Arbeitsweise sollte geschaffen werden.

Dieser negativen Sicht des traditionellen Handwerks und überhaupt der traditionellen Volkskultur stand nun allerdings bereits nach wenigen Jahren eine positive Bewertung gegenüber, die vor allem darauf gründete, daß die traditionelle Kultur und das Handwerk als schöpferischer Ausdruck des *einfachen* Volkes und zudem noch des *eigenen* Volkes anzusehen war. Verstärkt wurde diese soziale und auch nationale Argumentation noch durch einen dritten Faktor. Trotz des Stolzes auf die Modernisierung und Industrialisierung des Landes blieb es nicht aus, daß sich — ähnlich wie Jahrzehnte früher in Mitteleuropa — das Gefühl eines unwiederbringlichen Verlustes breitmachte. Zu rasch und zu plötzlich war die reiche Handwerkstradition und mit ihr der größte Teil der materiellen Volkskultur verschwunden. Und wie vorher in Deutschland, so waren es nun auch in Bulgarien die *Ethnographen*, die diesem Sentiment frühzeitig Ausdruck verliehen. Christo Vakarelski war der erste, der in dieser Zeit des rapiden Umbruchs auf die Notwendigkeit der Pflege der alten Handwerke hinwies und diese Aufgabe auch zum Anliegen der Ethnographie machte. Die Voraussetzungen für eine sol-

[2] Vgl. hierzu die Dissertation von A.D. Spassow (Spassow 1900), der auf die „veränderten sozialen Zustände" nach der Befreiung und auf die Unfähigkeit der Zünfte, sich dieser Entwicklung anzupassen, sowie auf die mangelhafte Gewerbepolitik des Staates hinweist; vgl. auch Nikoloff 1908: 81—104; vgl. auch den Beitrag von O. Okyar in diesem Band.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

che Pflege sah er auch — und sogar besonders — gegeben im Rahmen der sozialistischen Gesellschaftsordnung. „Zu unserem Trost," schrieb er (Vakarelski 1972: 48), „geben die heutigen sozio-ökonomischen Bedingungen Hoffnung auf die Wiedergeburt und die Erhaltung der volkskünstlerischen Traditionen." Seine Zuversicht basierte auf einem Umdenkprozeß, der sich seit den späten 1960er Jahren in der Kulturpolitik der sozialistischen Länder anbahnte. Ihm lag die Einsicht zugrunde, daß die rasche Industrialisierung und Urbanisierung nicht nur Wohltaten gebracht hatte. „Gleichmacherei und Schablone," schrieb Veselin Hadžinikolov (1979: 42 f), „halten ihren Einzug im Städte- und Wohnungsbau, in der Wohnungseinrichtung, in Möbel und Gerät, Kleidung und Schmuck . . . Schon ähneln die neuen Wohnviertel der Großstädte einander in allen modernen Staaten wie ein Ei dem anderen . . . Wenn es so weiter geht, wird das Leben seine schöne Buntheit, seine herrliche Vielfalt . . . verlieren. Das Resultat wird ein langweiliges und ermüdendes Einerlei im Alltagsleben der ganzen Welt sein . . ."

Derartige kulturpessimistische Überlegungen, gepaart mit der Angst vor dem Verlust der ethnischen Identität, führten in der Kulturpolitik zu einer Rückwendung zu der untergegangenen Volkskultur und den Handwerkern als deren wichtigsten Schöpfern. Die Werte dieser Kultur galt es für die moderne Welt, insbesondere für die angestrebte „sozialistische Lebensweise" nutzbar zu machen. Hierfür kam nun allerdings nicht die *ganze* traditionelle Volkskultur infrage; vielmehr sollte das „Nützliche" vom „Schädlichen", das „Wertvolle" vom „Wertlosen" geschieden werden, damit „die Alltagskultur im Sozialismus durch die Erhaltung alles Positiven und Originellen aus der überlieferten Alltagskultur des Volkes" bereichert werde (Hadžinikolov 1979: 42). Der Wert dieser Kultur ergebe sich daraus, daß sie „in sich die Weisheit und Erfahrungen von unzähligen Generationen gesammelt (habe und) . . . einen unermeßlichen Reichtum an Mustern und Elementen . . ., an materiellen und geistigen Werten" besitze (Hadžinikolov 1978/79: 69). Die Aufgabe der Trennung zwischen „nützlichen" und „schädlichen" Elementen solle neben der Soziologie, der Philosophie und der Kulturgeschichte vor allem der Ethnographie zufallen. Nach dem genauen Studium der Volkskultur solle sie „empfehlen, welche ihrer Züge und Elemente bei der Schaffung der heutigen sozialistischen Kultur und auch bei der kulturell-ästhetischen und ideologisch-politischen Tätigkeit der Partei und des Volksstaates zu benutzen sind." (ebda: 70).

Die Neubewertung der traditionellen Volkskultur bildete die Grundlage nicht nur für die Dokumentation und Pflege der erhaltenen Objektivationen der Volkskultur, sondern sie bestimmte zugleich auch die Intention und die Richtung der staatlichen Handwerkspflege. Die vom Staat geförderte Wiederaufnahme alter Handwerke sollte dabei mehreren gesellschaftspolitischen und kulturellen Zielen dienen: Sie sollte die alten Traditionen bewahren und weiterführen, sollte zur Erziehung und ästhetischen Schulung nachfolgender Generationen beitragen, sollte das ethnische Selbstbewußtsein stärken und obendrein einen Beitrag leisten zur Schaffung der „sozialistischen Lebensweise." Diese vielfältigen Aufgaben und hochgesteckten Erwartungen haben selbstverständlich einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt auf die tatsächliche Pflege alter Handwerke in Bulgarien und sie sind verantwortlich sowohl für die positiven Ergebnisse als

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

auch für die unübersehbaren Probleme staatlicher sozialistischer Handwerkspflege.

II

Die materielle und ideelle Unterstützung und Förderung alter Handwerke durch verschiedene Ministerien, staatliche Organisationen und wissenschaftliche Institutionen ist umfangreich und vielfältig. Die wichtigsten Formen dieser Förderung seien kurz skizziert:

(1) *Orden, Auszeichnungen und Preise.* In regelmäßigen Abständen werden Handwerker, deren Leistungen als herausragend bewertet werden, durch den Staat ausgezeichnet. Besondere Bedeutung haben die Titel „Volks-Handwerksmeister", „Verdienter Handwerksmeister", „Schaffender der Volkskunsthandwerke" und „Verdienter Schaffender der Volkskunsthandwerke", die stets am 24. Mai, dem Tag des bulgarischen Schrifttums, verliehen werden. Die Kandidaten werden vom Kreiskomitee für Kultur und der „Zadruga" (s.u.) vorgeschlagen, ihre Arbeit wird von Kommissionen begutachtet und eine besondere Kommission der Volksversammlung trifft die Entscheidung.

(2) *Fachschulen und Berufsschulen.* In mehreren Orten des Landes wurden besondere Berufs- und Fachschulen („Technikum") eingerichtet, an denen Lehrlinge nach Abschluß einer achtjährigen Schulbildung alte Handwerke erlernen können, z.B. Töpferei in Trojan und die Herstellung von Volksmusikinstrumenten in Široka Lăka. Diese Schulen, die dem Komitee für Kultur in Sofia unterstehen, sind recht beliebt und können unter vielen Bewerbern wählen. In der Ausbildung zeigt sich vielfach eine Tendenz zur schöpferischen Entfaltung der handwerklichen Techniken und damit zur angewandten Kunst. Absolventen dieser Schulen bedürfen daher oftmals einer Umschulung, wenn sie als Handwerksmeister in den alten Handwerken arbeiten wollen.

(3) *Förderung der Handwerksbetriebe.* Darüber hinaus werden die Handwerker bzw. ihre Werkstätten direkt gefördert, zum einen auf kommunaler Ebene und zum andern durch die Verwaltung der Museen. Beispiele für kommunale Förderung sind die Handwerkerstraßen in Veliko Tărnovo, in Tolbuchin und in Loveč; die „Samovodska čaršija" in der Altstadt von Tărnovo mit etwa einem Dutzend Werkstätten (Zuckerbäcker, Küfer, Holzschnitzer, Teppichweber, Kupferschmied, Goldschmied, Bäcker, Töpfer, Mattenflechter u.a.) wurde 1981 eröffnet und war zunächst dem Ethnographischen Museum zugeordnet. Immer noch dem lokalen Museum angegliedert sind die Meister der alten Handwerke z.B. in der Töpferstadt Trojan sowie auch in Etăra, wo etwa 50 Handwerksmeister ihren alten Handwerken innerhalb des Freilichtmuseums nachgehen. Den Handwerkern werden in all diesen Fällen Werkstätten und Lagerräume sowie auch Rohmaterialien zur Verfügung gestellt und auch der Vertrieb der Handwerksprodukte wird durch staatliche Maßnahmen gefördert oder aber ganz durch die Gemeinden bzw. Museen übernommen.

(4) Die *„Zadruga na majstorite"* (Genossenschaft der Handwerksmeister). Weitergehend noch ist die Förderung traditioneller Handwerke in einer eigens für

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

diesen Zweck gegründeten Genossenschaft, der „Zadruga na majstorite na narodnite chudožestveni zanajati" (Genossenschaft der Meister der Volkskunst-Handwerke). Ihre etwa Tausend Mitglieder bilden gleichsam die Elite der Meister der traditionellen Handwerke und ihre Tätigkeit soll für die gesamte Pflege alter Handwerke im Lande die Maßstäbe setzen. An dieser als vorbildlich geltenden Form staatlicher Pflege alter Handwerke lassen sich die praktischen Konsequenzen der oben angeführten Prinzipien sowohl an den Leistungen als auch an den Problemen und Mißerfolgen am deutlichsten aufzeigen. Die „Zadruga"[3] soll daher im folgenden ausführlicher behandelt werden.

III

Nicht zuletzt aufgrund der Anregung des Ethnographen Christo Vakarelski wurde die „Zadruga" im April 1967 auf Anordnung des Sekretariats des ZK der Bulgarischen Kommunistischen Partei begründet als eine „selbständige schöpferische Produktionsorganisation" mit Sitz in der Hauptstadt Sofia. Sie vereinigt unter der Leitung des Komitees für Kultur (Kultusministerium) die „Meister der Volkskunsthandwerke" im ganzen Lande. Nach einem eher schleppenden Anfang nahm sie in den 1970er Jahren durch die Aufnahme immer neuer Mitglieder einen beachtlichen Aufschwung. Die über tausend Handwerksmeister, die erst nach einer schweren Aufnahmeprüfung Mitglieder geworden sind, haben ihre Werkstätten in fast allen Teilen des Landes (s. Tabelle); es zeigt sich jedoch ein starkes Ungleichgewicht zugunsten der beiden größten Städte des Landes, Sofia und Plovdiv, wo allein schon die Hälfte aller Meister tätig ist. Die Altersstruktur der Mitglieder ist ausgeglichener, doch fällt ein Übergewicht der älteren Handwerker ins Auge.

Die Satzung der „Zadruga" (Ustav 1967) legt sowohl die Organisationsform, die Ziele und Aufgaben als auch die Rechte und Pflichten der Mitglieder und der Genossenschaft fest. § 4 bestimmt die Aufgaben und Ziele, zu deren Verwirklichung die „Zadruga" beitragen soll, nämlich

1. die Traditionen der jahrhundertealten bulgarischen angewandten Volkskunst zu bewahren, indem sie ihre nationale Gestalt und Eigenart weiterentwickelt;
2. die Kontinuität und Weiterentwicklung der angewandten Volkskunst zu sichern, indem sie den Meistern hilft, ihre Erfahrung der jüngeren Generation zu vermitteln;
3. die Erzeugnisse der bulgarischen künstlerischen Handwerke im In- und Ausland zu propagieren und zu vertreiben, sowie gegen dekadente Einflüsse und Geschmacklosigkeit zu kämpfen;
4. den Meistern der Volkskunsthandwerke die schöpferische Selbständigkeit bei der Arbeit sowie geeignete Arbeitsbedingungen und Materialbelieferung zu sichern;

[3] Der Name „Zadruga" knüpft ostentativ an die Tradition der südslavischen Großfamilie (*zadruga*) an, die vor allem in Westbulgarien bis in unser Jahrhundert Bedeutung hatte. Den gleichen Namen trägt auch die seit 1980 erscheinende Zeitschrift der „Zadruga na majstorite".

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Territoriale Verteilung der Mitglieder der „Zadruga":

Sofia	(Stadt)	414
Plovdiv	(Kreis)	93
Loveč	(Kreis)	92
Gabrovo	(Kreis)	61
Varna	(Kreis)	55
Pleven	(Kreis)	35
Smoljan	(Kreis)	29
Sofia	(Kreis)	26
Blagoevgrad	(Kreis)	25
Haskovo	(Kreis)	17
Vraca	(Kreis)	15
Tărnovo	(Kreis)	15
Pazardžik	(Kreis)	15
Ruse	(Kreis)	13
Mihajlovgrad	(Kreis)	12
Stara Zagora	(Kreis)	11
Tolbuchin	(Kreis)	11
Šumen	(Kreis)	10
Burgas	(Kreis)	10
Vidin	(Kreis)	9
Kjustendil	(Kreis)	9
Kărdžali	(Kreis)	8
Sliven	(Kreis)	8
Pernik	(Kreis)	7
Tărgovište	(Kreis)	4
Razgrad	(Kreis)	2
Silistra	(Kreis)	2
Jambol	(Kreis)	2
Insgesamt		1010

Verteilung der Mitglieder der „Zadruga" auf Altersgruppen:

bis 35 J.	215	21%
36 — 50 J.	482	48%
51 — 70 J.	254	25%
71 — 80 J.	44	4%
über 80 J.	14	2%
	1009	100%

Umfang der Warenproduktion 1968—1983 in Lewa:

1968	16 000 Lewa
1976	1 565 000 Lewa
1977	1 927 000 Lewa
1978	2 620 000 Lewa
1979	3 300 000 Lewa
1980	3 500 000 Lewa
1981	4 500 000 Lewa
1982	5 100 000 Lewa
1983	5 600 000 Lewa

Quelle: Koncepcija i plan-programa . . . 1984, S. 43—45.

5. für die schöpferische Fortbildung und Entwicklung der Meister sowie für ihre richtige ästhetische und politische Erziehung zu sorgen;
6. persönliche Ausstellungen sowie Gruppen-, Kreis- und Gesamtausstellungen im Inland und im Ausland zu organisieren, usw.

Die Rechte der Mitglieder werden in § 11 geregelt, unter ihnen das Recht eines jeden Mitglieds, zwei Lehrlinge auszubilden, das Recht auf die Gewährung der materiellen Voraussetzungen für die Handwerksausübung und das Recht auf Teilnahme an Kommissionen zur Begutachtung der Erzeugnisse und des Verhaltens anderer Mitglieder der „Zadruga". Der einzelne Meister kann sich damit innerhalb relativ weit gesetzter Grenzen frei entfalten und unbeschränkt, d.h. ohne die in der Planwirtschaft sonst üblichen quantitativen Auflagen und Normen produzieren; lediglich eine gewisse Mindestproduktion ist vorgeschrieben. Auch hinsichtlich der Art und Qualität seiner Produktion ist der Handwerker

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

relativ frei, doch findet diese Freiheit ihre Grenzen durch die regelmäßigen Qualitätskontrollen, die von einer Kommission aus etwa 15 Handwerksmeistern, Ethnographen, Künstlern, Architekten, Ökonomen und Juristen wöchentlich in Sofia durchgeführt werden. Dieser Kommission kommt für die Entwicklung der alten Handwerke in der „Zadruga" eine große Bedeutung zu, denn sie legt im Kampf „gegen dekadente Einflüsse und Geschmacklosigkeit" die Grenzlinie fest zwischen „echt" und „unecht", zwischen „geschmackvoller Volkskunst" und „geschmacklosem Kitsch". Wiewohl es unter den Mitgliedern dieser Kommission nicht selten Konflikte bei der Beurteilung von Handwerkserzeugnissen gibt, hat sich doch in den zwei Jahrzehnten des Bestehens der „Zadruga" ein Kanon recht fest etablierter Kriterien herausgebildet, die die Arbeit der Handwerker wiederum in starkem Maße prägen. Nach den Maßstäben der Kommission muß jedes vorgelegte Stück die folgenden Bedingungen erfüllen:

1. Das Handwerksstück muß unter Anwendung einer *alten Technologie* hergestellt und d.h. vor allem *handgefertigt* sein. Die Benutzung von Maschinen ist verboten; ausgenommen sind allein mechanisch angetriebene Töpferscheiben, Drehbänke u.ä.
2. Das Stück muß *ganzheitlich,* d.h. ohne Arbeitsteilung von einer Person angefertigt sein. Diese ganzheitliche Herstellung muß außerdem *im Geiste der Tradition* erfolgt sein, eine zentrale Forderung, die in der Praxis zumeist dadurch erfüllt wird, daß die Handwerker sich an den Beständen ethnographischer Museen bzw. an Abbildungen in ethnographischen Publikationen orientieren.
3. Bei den Stücken soll es sich nicht um Unikate handeln, sondern um Ergebnisse einer *Serienproduktion,* die daher auch nicht als reich ornamentierte Einzelstücke, sondern als gebrauchsfähige Mengenware dem Käufer angeboten werden kann. Nicht also die ästhetische Funktion, sondern die konkrete *Gebrauchsfunktion* in der heutigen Gesellschaft wird gefordert. Gefordert wird zudem auch die *regionale* bzw. *ethnische Bindung* der Objekte, die zur Identifikation des Käufers mit seiner Region führen soll; den Handwerksprodukten soll damit auch eine ethnische oder nationale Funktion zukommen.

Diese von den Ethnographen erhobenen Forderungen an die Authentizität der Produkte werden ergänzt durch jene der Kunstwissenschaftler und angewandten Künstler, für die die Form, der Dekor und die gesamte künstlerische Ausführung im Mittelpunkt steht. Diese Forderungen stehen bereits in einem gewissen Spannungsverhältnis zu denen der Ethnographen, denn das Augenmerk wird vor allem darauf gerichtet, daß

4. die *ästhetische Form,* vor allem das *Ornament* ganz „im Geiste der Tradition" ausgeführt wird; besonderes Gewicht wird dabei auf die gelungene Komposition der Ornamente gelegt.
5. Auch hinsichtlich der künstlerischen Ausarbeitung, der *Formgebung,* werden hohe Ansprüche gestellt. Dabei soll das Stück möglichst das *Typische* einer Region repräsentieren, eine Forderung, die zu einer in der Tradition gar nicht vorgegebenen Stilisierung und Stereotypisierung führen kann.
6. Das Produkt soll schließlich auch noch verkäuflich sein.

Berücksichtigt man auch noch die Forderungen der Handwerker, die meistens

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

auf die Erweiterung der eigenen schöpferischen Spielräume drängen, so wird deutlich, daß sich aus diesen unterschiedlichen und z.T. gegensätzlichen Forderungen immer neue Reibungsflächen und auch Konflikte ergeben. Das Urteil der Prüfungskommission entscheidet aber dennoch letztlich über Annahme oder Ablehnung der Produkte. Über diese Verpflichtung zur Präsentation seiner Produktion hat jedes Mitglied der „Zadruga" noch eine Reihe weiterer Pflichten, die alle in § 10 der Satzung festgelegt sind. Zu ihnen gehört neben der Verpflichtung zur Arbeit in der traditionellen Arbeitsweise und der kontinuierlichen Weitergabe dieser Tradition an Lehrlinge und Kollegen auch die in Ziffer 5 geregelte Pflicht aller Handwerker, „die Ehre und Würde der Meister der Volkskunsthandwerke zu wahren", eine offenkundige Anknüpfung an die sittlichen Normen der *esnafi*, der bulgarischen Handwerkerzünfte früherer Jahrhunderte[4].

Faßt man alle Verpflichtungen und einengenden Vorschriften zusammen, so scheinen für den in der „Zadruga" organisierten Handwerker die Pflichten zu überwiegen. Wenn sich dennoch eine relativ große Zahl von Kandidaten umfangreichen und schwierigen Aufnahmeprüfungen unterzieht, so steht zu vermuten, daß andere Aspekte als die oben aufgeführten Rechte der Tätigkeit Attraktivität verleihen. Abgesehen von der recht freien Arbeitsweise und dem hohen Ansehen scheint vor allem die verhältnismäßig großzügige Honorierung der Arbeit durch den Staat hierfür verantwortlich zu sein. Meister in der „Zadruga" zu sein, das bedeutet in der Regel ein (z.T. weit) über dem Durchschnitt liegendes Einkommen. Der Staat übernimmt nach der Prüfung durch die Kommission die ganze Produktion und sorgt für den Verkauf und für die Werbung. Bestellungen sind nicht beim einzelnen Handwerker möglich, sondern nur bei der „Zadruga", die allein das Recht hat, Verträge abzuschließen. Abgesehen von direkten Aufträgen staatlicher Organisationen und ausländischer Kunden werden die Erzeugnisse der Handwerker der „Zadruga" im Lande auf drei verschiedenen Wegen vertrieben: in Kaufhäusern und gewöhnlichen Geschäften für Hausrat, Einrichtung, Bekleidung usw., in Souvenirgeschäften der staatlichen Fremdenverkehrsorganisationen vor allem in den Ferienorten am Schwarzen Meer und schließlich in eigenen Geschäften der „Zadruga" in den Städten Plovdiv, Sofia, Tărnovo, Gabrovo, Pleven und Vraca. Die Verkaufspreise der Produkte werden von der Kommission in Abhängigkeit von der Qualität auf einem allgemein ziemlich hohen Niveau festgesetzt. Dadurch sind die Handwerker in starkem Maße an der hohen Qualität (im Sinne der Forderungen der Kommission) interessiert, sichert sie ihnen doch ein hohes Einkommen.

Der tatsächliche *Absatz* der Handwerkserzeugnisse spielt in diesem System staatlicher Handwerkspflege zunächst und im Prinzip keine Rolle. Die Abhängigkeit vom Markt habe in der Vergangenheit zu einer Reihe von „Deformationen" des Handwerks geführt und würde es auch heute wieder tun, so schreibt Vasilčina (1985: 18), denn „einerseits reagiert der Handwerker auf den Markt durch die Modernisierung seiner Produktion, wobei er häufig bis zum Kitsch

[4] Zur Entwicklung und Struktur sowie der sozialen und kulturellen Rolle der Zünfte in Bulgarien vgl. Kalpaktschieff 1900 und Nikoloff 1908.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

gelangt, und andererseits führt dies zum Verschwinden einzelner Handwerke wegen Mangel an Nachfrage." Das Dilemma staatlich gelenkter Handwerkspflege wird offenkundig: Die Kräfte des Marktes würden die zarte und geschützte Pflanze „authentischer" Handwerkserzeugnisse binnen kurzem vernichten, da die Käufer deren wahren Wert nicht erkennen, sondern das Kitschige und Moderne bevorzugen. Auf der anderen Seite aber halten die z.T. sehr hohen Verkaufspreise die große Mehrheit vom Kauf ab, jene Mehrheit der Bevölkerung, in deren alltägliche „sozialistische Lebensweise" diese Handwerkserzeugnisse eingegliedert werden sollen. Angesprochen von ihnen werden unter der einheimischen Kundschaft aber weitgehend nur die gehobeneren Einkommenschichten, denen es — einer Zeitströmung gemäß — darum geht, ihre Häuser oder Wohnungen „folkloristisch" oder „rustikal" einzurichten oder ihrer Kleidung einen „Folklore-Look" zu verleihen. Tatsächlich verkauft werden neben solcherart in der Wohnung oder der Kleidung verwendbaren Gegenständen aber auch solche Erzeugnisse, für die es auf dem heimischen Markt kein Äquivalent gibt, obwohl ein Bedarf besteht, sowie Produkte besonders hoher Qualität, insbesondere Textilien.

Das Problem des zu geringen Absatzes auf dem heimischen Markt wird vom Staat — außer durch den Export — vor allem dadurch gelöst, daß eine künstliche Nachfrage nach den Handwerkserzeugnissen geschaffen wird. Ein beachtlich großer Teil der Produktion wird vom Staat selbst bzw. von seinen verschiedenen Organisationen aufgekauft: Die Inneneinrichtungen von Hotels und Restaurants, Läden und öffentlichen Gebäuden (Repräsentationszimmer, Festsäle, Konferenzräume, Ritualsäle in den Standesämtern usw.) wurden und werden zu einem guten Teil ausgestaltet und ausgerüstet von Handwerkern der „Zadruga". Ziel staatlicher Politik ist es dabei, diesen Einrichtungen im Interesse des Fremdenverkehrs, der Hebung des ethnischen Selbstbewußtseins und der ästhetischen Schulung der Bevölkerung ein „authentisches traditionelles Aussehen" zu geben. Den letzteren Zielen dienen auch die bereits erwähnten zahlreichen Ausstellungen.

IV

Anspruch und Wirklichkeit zentraler staatlicher Handwerkspflege klaffen jedoch nicht nur in diesem Bereich auseinander. Im Laufe der inzwischen zwei Jahrzehnte umspannenden Entwicklung haben sich einige weitere grundsätzliche Probleme ergeben, die in der Presse und in der Fachliteratur teilweise auch offen diskutiert werden.

Problematisch ist bereits die Auswahl der alten Handwerke, die durch die Förderung wiederbelebt werden. Das Kriterium dieser Auswahl aus der großen Fülle einstiger Berufe ist bereits in dem Namen der Genossenschaft („Genossenschaft der *Volkskunst*-Handwerker") angedeutet: Es wurden, wie die folgende Liste deutlich zeigt, ausschließlich *produzierende Handwerke* ausgewählt, deren Erzeugnisse ein höheres Maß an künstlerischer Gestaltung erfordern und möglichst auch noch absetzbar sind. Nicht in die Handwerkspflege einbezogen sind damit die einstmals wichtigen reparierenden Berufe und die Dienstleistungs-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Verteilung der Mitglieder der „Zadruga" auf Berufe:

Holzschnitzerei, Drechslerei, Pyrographie, Holzschüsselmacherei	218
Gewebe	185
Schmuck	102
Töpferei, Glasbläserei, Steinmetzhandwerk	99
Eisenschmiede	68
Stricken und Häkeln	65
Stickerei	62
Kupferschmiede	52
Lederbearbeitung	52
Messerschmiede, Waffenschmiede	39
Kunstgießerei, Glockengießerei	32
Puppenmacher	21
Volksmusikinstrumentenmacher	21
Insgesamt	1016

Quelle: Koncepcija i plan-programa . . . 1984, S. 44

berufe, die meisten Berufe der Nahrungsmittelverarbeitung und solche Berufe, die „unattraktive" Gegenstände herstellen. Das vom einstigen Handwerksleben auf diese Art gezeichnete und an die nachfolgenden Generationen vermittelte Bild ist damit bereits grob verzerrt, da es nur die angenehmen, die schöpferischen Seiten früherer Handwerksausübung, nicht aber die harte und mühevolle Routine, die ökonomische Zwänge und den Existenzkampf des Kleinhandwerks erfaßt. Die Präsentation einer idealen heilen und stets kreativen Handwerkswelt geht aber noch weiter, denn auch die von den vertretenen Handwerken hergestellten Erzeugnisse repräsentieren keinesfalls die ganze Palette früherer Produkte, sondern einen schmalen Sektor, der nach heutigen Gesichtspunkten ausgewählt ist. Einer dieser Gesichtspunkte war, so hatten wir gesehen, die ästhetische Gestaltung der Erzeugnisse. Um die Produktion der Handwerker der „Zadruga" klar abzugrenzen von der „Geschmacklosigkeit" und dem „Kitsch", die in den Produkten anderer Handwerker, Manufakturen und Industriebetriebe vorherrschen, werden mehr und mehr die ästhetischen Momente in den Vordergrund gerückt. Diese *Ästhetisierung* auf Kosten des praktischen Gebrauchswertes zeigt sich besonders deutlich auf den großen Ausstellungen[5]. Trotz der gegenteiligen Forderungen der Ethnographen haben sich die Handwerker der „Zadruga" weitgehend zu reinen Kunsthandwerkern entwickelt, die sich zunehmend als Künstler verstehen und um das Recht kämpfen, ihre Werke signieren zu dürfen. „Angewandte Kunst", schreibt Lozanova (1980: 20), „. . . hat immer stärker begonnen, die heutige Produktion zu beeinflussen und nicht nur den Erzeugnissen, sondern auch den Produktionsmitteln Ton und Form zu geben."

[5] Richtungsweisend sind die großen internationalen Ausstellungen in Orešak (bei Trojan); vgl. das von der „Zadruga" herausgegebene Heft Orešak '84. Vtora meždunarodna izložba i simpozium na narodnite chudožestveni zanajati. Sofia 1984, sowie Georgieva 1984. Auch auf der Plovdiver Messe ist die „Zadruga" vertreten.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Die Konsequenzen dieser Entwicklung sind allzu deutlich spürbar in jenen Gegenständen, die ästhetisch ansprechend gestaltet, für ihren Bestimmungszweck aber nicht mehr geeignet sind: Holzflaschen (*băklici*), die statt eines Hohlraums nur eine den Hohlraum vortäuschende Bohrung haben, Kupferkännchen für türkischen Kaffee, deren Lot bei Benutzung schmilzt, schwere Holzeimer und Holzgeräte, die praktisch nicht mehr verwendbar sind; um der Ästhetik willen werden Textilmuster und Trachtenelemente verschiedener Regionen und sogar anderer Ethnien gemischt. Die Beispiele, denen viele weitere hinzugefügt werden können, machen offensichtlich, daß nicht mehr die ursprünglich geforderte praktische Gebrauchsfunktion im Vordergrund steht, sondern ein Bündel anderer Funktionen, für die das äußere Erscheinungsbild der Gegenstände ausschlaggebend ist: Neben der rein ästhetischen Funktion haben die Erzeugnisse sehr häufig *Repräsentationsfunktion* sowohl im öffentlichen als auch im privaten Bereich, eine *Erinnerungsfunktion*, wenn sie als Souvenirs aus dem Urlaub mitgebracht werden, und möglicherweise eine *Identifikationsfunktion*, indem sie zu Symbolen regionaler oder ethnischer Zugehörigkeit werden. Die Meister produzieren damit ihre Gegenstände für einen realen heutigen Bedarf, der teilweise aber anderer Art ist, als der theoretisch und politisch intendierte. Der Markt, als „deformierende Kraft" aus der staatlichen Handwerkspflege ausgeschlossen, hat sich auf Umwegen somit doch wieder durchgesetzt.

Der für die Pflege alter Handwerke in Bulgarien vorbildgebende Zeitraum ist die Blütezeit des Handwerks während der nationalen ‚Wiedergeburt' im 19. Jahrhundert. Aus dieser Festschreibung auf den technologischen Stand vor der Industrialisierung und auf die traditionelle Volkskultur ergibt sich unweigerlich die Gefahr der Erstarrung, der rein imitativen Reproduktion der Formen der traditionellen materiellen Kultur. Handwerkliche Betätigung, besonders in der oben aufgezeigten Tendenz zum Kunsthandwerk, beinhaltet aber stets ein kreatives und damit innovatives Element. Dieser Konflikt zwischen sturer Imitation und schöpferischer Innovation ist früh erkannt worden. Die Ethnographen plädierten dafür, die Handwerker der „Zadruga" sollten ihre Produktion „im Geiste der Tradition" kreativ und innovativ weiterentwickeln. So schreibt Hadžinikolov (1978/79: 72 f): „Es ist bekannt, daß einige dieser Künstler der Meinung sind, daß diese Meister sich ganz streng nach der Tradition richten und niemals von ihr abweichen sollen. Andere, und vor allem die Ethnographen, sind der Ansicht, daß indem sie das Positivste und Schönste des alten traditionellen Kunstgewerbes beibehalten, seine heutigen Meister darin ihre eigenen individuell-schöpferischen Elemente bringen und die Volkstradition so innovieren sollen, daß sie annehmbarer für den heutigen Menschen wird." Abgesehen davon, daß diese Forderung zu der oben besprochenen weitestgehenden Ästhetisierung führt, öffnet sie der individuellen Phantasie des Kunsthandwerkers Tür und Tor sowohl bei der Entwicklung und Weiterentwicklung von Formen und Dekors als auch bei der Herstellung neuer Gegenstände. Folgen in der Praxis sind etwa Übertragungen traditioneller Formen und Ornamente auf neu entworfene Gegenstände (wie etwa Teeservice und Aschenbecher) oder andererseits die Applikation neuer „nachempfundener" Dekors auf traditionelle — und oftmals dysfunktionale — Gegenstände. Alles das ist durchaus zugelassen, solange nicht

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

der „Rubikon" der Arbeitsteilung und der Maschinenbenutzung überschritten wird (Vasilčina 1985: 18).

Wohl nirgendwo zeigt sich die Problematik der Pflege alter Handwerke in ihrer Konsequenz so deutlich wie an diesem Punkt. Durch die normative Festsetzung willkürlicher, scheinbar wissenschaftlich begründeter Grenzen und Kriterien wurde eine artifizielle Situation geschaffen, ein Schonraum, in dem eine bereits untergegangene und nur noch in fossiler Form existente materielle Volkskultur „weiterentwickelt" werden soll — weiterentwickelt von staatlich geförderten Kunsthandwerkern, die sich ohne allzu große Rücksicht auf die Bedürfnisse der Kunden ihren gestalterischen Neigungen hingeben können. Die Volkskultur, wie jede Kultur überhaupt, ist ein lebendiges, dynamisches und hochgradig komplexes System; die Herstellung materieller Güter ist zu verstehen allein im Rahmen dieses kulturellen Systems als ein Prozeß der Tradierung und der Adaptation an sich ständig wandelnde Bedürfnisse und Einflüsse, als ein Prozeß der regulierenden Kommunikation zwischen Hersteller und Benutzer (Stieber 1971). Die hier dargestellte Form der Handwerkspflege reduziert die Herstellung von Gütern zur künstlerischen Spielweise unter Aufsicht von Wissenschaftlern und Künstlern, auf der die Rückmeldung vom Benutzer, die ständige Kontrolle und Korrektur durch alle Mitglieder der Gruppe oder Gesellschaft fehlt oder nur bedingt möglich ist. Die Entwicklung zur Ästhetisierung und zur Beliebigkeit der Produktion ist damit ebenso systemimmanent, wie es die Entwicklung des Handwerkers hin zum Künstler und vielseitig gebildeten „Kunstschaffenden" ist, der über eine breite Kenntnis vieler Richtungen der Volkskunst wie der Hochkunst verfügt, aus denen er bei seiner Arbeit schöpfen kann. Die Gefahren dieser Beliebigkeit und Verfügbarkeit aller Formen und Dekors ist durchaus erkannt worden, denn immer wieder werden die Handwerksmeister zur regionalen bzw. ethnischen Bindung ihrer Produkte aufgefordert. Die statistische Untersuchung der Textilhandwerker in der „Zadruga" durch Georgieva (1985) zeigt sehr deutlich die Entwicklung, die sich aus den dargestellten Tendenzen ergibt: Ein beachtlich großer Teil von ihnen betreibt das Handwerk in der Freizeit als Nebenerwerb oder als Kreativ-Hobby zur künstlerischen Entfaltung.

Nach einer Zeit steigender Erträge stagnieren oder sinken die Erlöse der Handwerksmeister der „Zadruga" in letzter Zeit[6]. Zu untersuchen wäre, ob hierfür das Abklingen der „Folklore"-Mode, die Sättigung der Nachfrage staatlicher Unternehmen oder die aufgezeigten immanenten Entwicklungen verantwortlich sind. Die Suche nach den Ursachen wäre aber überaus lohnend, denn sie könnte einen Ausweg weisen aus der Sackgasse staatlich geförderter Produktion von Touristensouvenirs und folkloristisch-nostalgischen Repräsentationsgegenständen. Zu prüfen wäre an erster Stelle, ob nicht bereits die Reduzierung dirigistischer Vorgaben und die stärkere Anerkennung der Kräfte des Marktes den Meistern der „Zadruga" und damit den alten Handwerken langfristig mehr nützen, da sie ihnen die Möglichkeit und den heilsamen Zwang verschaffen, sich an den

[6] Nach Auskunft von Mitarbeitern des Ethnographischen Instituts in Sofia. Ihnen wie auch Mitarbeitern der „Zadruga" sei an dieser Stelle gedankt für ihre Hilfe und ihre Bereitschaft, Fragen und Probleme der Handwerksförderung zu erläutern.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

tatsächlichen Bedürfnissen ihrer Käufer flexibel zu orientieren. Die Produktion anderer, nicht in der „Zadruga" organisierter Handwerker zeigt, daß diese Adaptation alter Handwerkstechniken an die Gegebenheiten des sozialistischen Alltags in Teilbereichen durchaus gelingen kann. Den normativen Geschmacksvorstellungen der Prüfungskommission der „Zadruga" dürften die meisten dieser Erzeugnisse nicht gerecht werden — doch das spricht eher gegen die im akademischen und kulturpolitischen Bereich entwickelten Normen[7].

Literatur:

Bălgarska etnografija (*Bulgarische Ethnographie*), hrsg. vom Etnografski institut i muzej. Bd. 2. Sofia 1983, S. 92—141.

Georgieva, V. 1984: Părva nacionalna mladežka izložba na majstorite na chudožestveni zanajati (*Erste nationale Jugendausstellung der Meister der Volkskunst-Handwerke*). In: Bălgarska etnografija 9:1 (1984) 38—41.

Georgieva, V. 1985: Za majstorite na tăkani v zadrugata na majstorite na narodnite chudožestveni zanajati (*Über die Textilhandwerker in der Zadruga der Meister der Volkskunst-Handwerke*). In: Bălgarski folklor 11:3 (1985) 101—105.

Hadžinikolov, V. 1976: Problemi na tradicijata i inovacijata v narodnata kultura (*Probleme der Tradition und Innovation in der Volkskultur*). In: Bălgarska etnografija 2:2 (1976) 3—21.

Hadžinikolov, V. 1978/79: Probleme der Tradition und Innovation in der Volkskultur. In: Ethnologia Slavica 10/11 (1978/79) 57—77.

Hadžinikolov, V. 1979: Die sozialistische Lebensweise. Einige ethnographische Forschungsprobleme. In: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte 22 (1979) 27—48.

Hugger, P. 1967: Sterbendes Handwerk. Basel.

Ivanova, N. 1985: Ot zanajatite kăm disajna (*Von den Handwerken zum Design*). Sofia: BAN.

Janeva, St. 1979: Tvorčestvoto na narodnija majstor Petăr Krekleški i tradiciite na bălgarskata keramika (*Das Werk des Volks-Meisters Petăr Krekleški und die Traditionen der bulgarischen Keramik*). In: Bălgarski folklor 5:4 (1979) 44—57.

Kalpaktschieff, St. S. 1900: Die Zünfte Bulgariens im 19. Jahrhundert. Diss. phil. Greifswald. Greifswald 1900.

Koncepcija i plan-programa za razvitieto na narodnite chudožestveni zanajati v NR Bălgarija za perioda 1984—1990 (*Konzept und Plan-Programm für die Entwicklung der Volkskunst-Handwerke in der VR Bulgarien für die Periode 1984—1990*). Sofia: Komitet za kultura, 1984.

Lozanova, S. 1980: Kăm istorijata na săvremennoto priloženo izkustvo (*Zur Geschichte der gegenwärtigen angewandten Kunst*). In: Bălgarski folklor 6:2 (1980) 12—25.

Marinov, V. 1982: Saraškijat zanajat v Bălgarija (*Das Sattlerhandwerk in Bulgarien*). Sofia: BAN.

Mikov, Lj. 1980: Christo Vakarelski i razvitieto na bălgarskoto narodno priložno izkustvo (*Christo Vakarelski und die Entwicklung der bulgarischen angewandten Volkskunst*). In: Văprosi na etnografijata i folkloristikata. Sofia 1980, S. 107—113.

Molz, H. 1915: Aussterbende Handwerke. In: Hessische Blätter für Volkskunde 14 (1915) 1—31.

Nikoloff, K. 1908: Das Handwerk und Zunftwesen in Bulgarien während der türkischen Herrschaft und nach der Befreiung. Diss. jur. Freiburg. Borna-Leipzig 1908.

Primovski, A.N. 1976: Bulgarian National Arts and Crafts. In: The Folk Arts of Bulgaria. Papers Presented at a Symposium, Pittsburgh, Penn.: DUTIFA, 1976, S. 77—93.

Santova, M. 1981: Njakoi problemi na narodnite priložni izkustva i bălgarskata nauka prez poslednite 20 godini (1960—1980). (*Einige Probleme der angewandten Volkskünste und der bulgarischen Wissenschaft in den letzten 20 Jahren (1960—1980)*). In: Bălgarski folklor 7:1 (1981) 68—74.

[7] Ganz im Zeichen des staatlichen „Kampfes gegen alle Formen des Kitsches" stand eine Ausstellung im ‚Haus des Humors und der Satire' in Gabrovo (1984), auf der zahlreiche Handwerksprodukte ausgestellt waren. Die Ausstellung wurde in der Presse wegen ihres normativen „Kitsch"-Begriffes recht stark kritisiert.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Spassow, A.D. 1900: Der Verfall des alten Handwerks und die Entstehung des modernen Gewerbes in Bulgarien während des 19. Jahrhunderts. Diss. phil. Greifswald. Greifswald 1900.

Staneff, St. 1901: Das Gewerbewesen und die Gewerbepolitik in Bulgarien. Diss. phil. Heidelberg. Ruse.

Statističeski godišnik na Carstvo Bălgarija (*Statistisches Jahrbuch des Königreichs Bulgarien*). Sofia 1931, 1942.

Stieber, P. 1971: Formung und Form. München.

Todorova, R. (Hrsg.) 1984: Narodnite chudožestveni zanajati v Bălgarija. Bibliografski ukazatel (*Die Volkskunst-Handwerke in Bulgarien. Bibliographisches Verzeichnis*). Loveč: Okrážna biblioteka. (Enthält 1566 Titel und 11 Kurzbiographien von Handwerksmeistern).

Ustav. Zadruga na majstorite na narodnite chudožestveni zanajati pri Komiteta za kultura (*Satzung. Genossenschaft der Meister der Volkskunst-Handwerke beim Komitee für Kultur*). Sofia 1967. Neuausgabe: Sofia 1985.

Vakarelski, Chr. 1969: Bulgarische Volkskunde. Berlin.

Vakarelski, Chr. 1972: Bălgarskoto narodno izkustvo — săstojanie i izsledvanija (*Bulgarische Volkskunst — Zustand und Erforschung*). In: Problemi na bălgarskija folklor. Dokladi i izsledvanija. Sofia 1972, S. 41—49.

Vakarelski, Chr. 1975: Zadruga na majstorite na narodnite chudožestveni zanajati (*Die Genossenschaft der Meister der Volkskunst-Handwerke*). In: Bălgarska etnografija 1:2 (1975) 64—68.

Vasilčina, V. 1985: Văzmožni pătišta za razvitie na narodnite chudožestveni zanajati (*Mögliche Wege der Entwicklung der Volkskunst-Handwerke*). In: Zadruga 1985, Heft 1, 15—19.

Željazkov, Iv. 1976: Edin samobiten majstor (*Ein schöpferischer Handwerker*). In: Bălgarska etnografija 2:2 (1976) 48—54.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Aufgaben und Ziele der Handwerkspflege in Bayern

Peter Nickl, München

Mein kurzer Beitrag kann nur Akzente setzen und Probleme andeuten, und so betrachte ich es als meine Aufgabe, mich der gegenwärtigen Handwerkspflege zuzuwenden und so einen Kontrapart zu den vielen Beiträgen dieses Bandes zu bieten, die sich mit dem historischen Handwerk befassen.

Wenn wir vor Gästen aus dem Ausland von ‚Handwerk' sprechen, tritt immer wieder die Schwierigkeit auf, den heute bei uns gebräuchlichen Handwerksbegriff zu vermitteln. Handwerk hat in Deutschland eine sehr systematisierte und organisierte Form, wie sie in dieser Weise in den meisten anderen europäischen Ländern nicht ausgeprägt ist. Das Handwerk in Deutschland muß daher in seiner spezifischen Entwicklung und Eigenart betrachtet werden. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen zunächst einige grundsätzliche Informationen gebe, wobei ich mit dem Handwerksrecht beginnen möchte.

Nach der Einführung der allgemeinen Gewerbefreiheit und dem völligen Niedergang des Zunftwesens Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die ersten Gesetzesnovellen zur Neuregelung des Handwerksrechts in den Jahren 1933 und 1935 erlassen. Sie waren das Ergebnis jahrzehntelanger Bemühungen um eine Neuschaffung des Handwerkswesens und der Handwerksorganisationen. Der rechtliche Schutz, den das Handwerk als wirtschaftliche Kraft durch diese beiden Novellen erhielt, wurde nach dem Krieg durch das Inkrafttreten der Handwerksordnung (1953) bundesweit bestätigt. Von 1945 bis 1953 hatte, unter der jeweiligen Kontrolle der Besatzungsmächte, allgemeine Gewerbefreiheit geherrscht.

Die beiden Grundpfeiler des Handwerksrechts sind die Selbstverwaltung des Handwerks und der handwerkliche Qualifikationsnachweis. Auf dem Recht auf Selbstverwaltung basieren die handwerklichen Organisationen, das Beratungswesen und die politische Interessenvertretung des Handwerks. Das Erfordernis des handwerklichen Qualifikationsnachweises bedingt das Ausbildungs- und Prüfungswesen des Handwerks und das Recht der handwerklichen Berufsausübung.

Die Einführung des handwerklichen Qualifikationsnachweises hatte zunächst eine Einschränkung der allgemeinen Gewerbefreiheit und des Grundrechts der freien Berufswahl zur Folge. Ein Handwerk darf, seit Inkrafttreten des Gesetzes, nur ausüben, wer durch die Ablegung der Meisterprüfung seine handwerkliche Qualifikation nachgewiesen hat.

Die Entscheidung des Gesetzgebers, dem Handwerk Selbstverwaltung einzuräumen, war wirtschaftspolitisch von eminenter Bedeutung. Mit der Gewährung des Rechts auf Selbstverwaltung verzichtete der Staat auf Kontrolle und Reglementierung des Handwerks. Er übte lediglich die staatliche Rechtsaufsicht aus. Dieses war ein Bekenntnis des Staates zum Mittelstand als der gesunden Basis einer Wirtschaft. Es war eine Aufforderung an die kleineren und mittleren Betriebe als die kleinsten wirtschaftlichen Zellen zu Dynamik, Flexibilität, wirt-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

schaftlicher Entscheidungs- und Risikobereitschaft. Das Handwerk ist heute der zweitstärkste Wirtschaftszweig: Im Bundesgebiet gibt es ca. 600.000 Handwerksbetriebe mit 4 Millionen Beschäftigten; das Handwerk erzielt einen Umsatz von ca. 400 Milliarden DM im Jahr. In Bayern sind es 130.000 Betriebe, 925.000 Beschäftigte und 100 Milliarden DM Umsatz. Bayern ist damit ein sehr handwerksintensives Land.

In der Handwerksordnung ist geregelt, welche Berufe als Handwerk ausgeübt werden können. Die insgesamt 126 Handwerksberufe sind in sieben Gruppen eingeteilt. Die Einteilung ist nach den klassischen Gewerken gegliedert (Bau- und Ausbaugewerbe, Metall-, Holz-, Textil- und Ledergewerbe, Nahrungsmittelgewerbe, Gesundheits- und Reinigungsgewerbe, Glas, Papier und Keramik). Für jeden dieser 126 Handwerksberufe gibt es ein gesetzlich festgelegtes Berufsbild, in dem alle theoretischen und praktischen Kenntnisse festgelegt sind, die ein Handwerker beherrschen muß, wenn er seinen Beruf als Geselle oder Meister ausüben will. Für jeden dieser 126 Handwerksberufe gibt es eine Ausbildungsordnung, die das Reglement bestimmt, wie eine zweieinhalb- bis dreijährige Lehre zu verlaufen hat. Die Ausbildung, d.h. die Lehre erfolgt zum überwiegenden Teil dual, d.h. in Form einer betrieblichen Lehre (4 Tage in der Woche) und dem Besuch einer Berufsschule (1 Tag in der Woche). In einigen Handwerksberufen gibt es Fachschulen, die mit der Gesellenprüfung abschließen. Auch das Prüfungswesen (Gesellen- und Meisterprüfung) ist für jeden der 126 Berufe rechtlich geregelt.

Die meisten dieser 126 Berufe haben eigene Innungen als Organe der wirtschaftlichen Interessensvertretung auf regionaler, meist auf Bezirksebene. Alle Innungen eines Bezirks sind regional in einer Kreishandwerkerschaft zusammengeschlossen. Die Innungen eines jeweiligen Fachbereiches schließen sich ihrerseits wiederum zu einem Landesinnungsverband zusammen. Die Landesinnungsverbände sind Mitglied bei einem Bundesinnungsverband und diese gehören branchenmäßig übergreifenden Fachverbänden an. Über all diesen Organisationen steht der Zentralverband des Deutschen Handwerks als Spitzenorganisation. Der Beitritt zu den Innungen ist freiwillig, Zwangsmitgliedschaft dagegen besteht bei den Handwerkskammern. Im Bundesgebiet gibt es insgesamt 42 Handwerkskammern, in Bayern sieben, je eine in den sieben Regierungsbezirken. Ihre Aufgabe ist es, die in der Handwerksordnung festgelegten Aufgaben zu realisieren.

Die Entwicklung des Handwerks in der Nachkriegszeit ist gekennzeichnet durch einen starken Trend zur Ausweitung der mittleren Unternehmen und zur Stillegung kleinerer, weniger konkurrenzfähiger Unternehmen. Gab es im Jahre 1950 in der Bundesrepublik Deutschland noch 880.000 Betriebe mit 3,3 Millionen Arbeitnehmern, so sind es heute nur noch 490.000 Betriebe, allerdings mit 4,2 Millionen Arbeitnehmern. Der Jahresumsatz des Handwerks betrug 1950 27 Milliarden, heute 400 Milliarden DM.

Die dynamische Fortentwicklung des Handwerks und die Anpassung an die Erfordernisse einer Industriegesellschaft veränderten natürlich auch die Definitionskriterien des Handwerksberufes. Das Arbeiten mit der Hand ist heute nicht mehr das dominante und ausschlaggebende Abgrenzungskriterium zu einem industriellen Beruf. Die Technisierung und Mechanisierung eines Handwerks-

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

betriebes ist unabdingbar, will dieser im heutigen Wettbewerb bestehen. So bleibt in der Abgrenzung zur Industrie als wesentliches Kriterium des Handwerksbegriffs das Erfordernis, daß der Handwerker den vollen Arbeitsvorgang selbständig und eigenverantwortlich bestimmt und daß sich seine Tätigkeit auf alle Phasen der Auftragsdurchführung erstreckt. Dies bedingt von der Größe her einen handwerklichen Betrieb, der noch von einer Person organisiert und geführt werden kann. Die Struktur der Handwerksbetriebe kann dabei sehr unterschiedlich sein. Sie reicht vom Einmann-Einzelbetrieb bis hin zum Unternehmen mit 100 oder mehr Angestellten.

Allgemein lassen sich die Handwerksbetriebe unterteilen in Fertigungsbetriebe, Dienstleistungsbetriebe und Versorgungsbetriebe. Bei den handwerklichen Berufen stehen die technischen Berufe mit fast 40% an der Spitze. Die Berufe, in denen die Gestaltung und die Handwerksform im Vordergrund stehen, spielen vergleichsweise eine untergeordnete Rolle, denn ihr Anteil liegt nur bei ca. 20%.

Als Leiter der *Handwerkspflege* in Bayern möchte ich im folgenden den großen Bereich des technischen Handwerks, den Bereich der Versorgungshandwerke (Nahrungsmittelhandwerke) und den Bereich der Gesundheitshandwerke aussparen und mich nur den *gestaltenden* Handwerksberufen zuwenden, die in mein eigentliches Aufgabenressort fallen.

Die Handwerkspflege in Bayern wurde unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg begründet. Ihre Gründung ging auf eine Idee und Initiative des Deutschen Werkbundes zurück, der es als eine wesentliche Aufgabe ansah, beim Wiederaufbau Deutschlands in der Nachkriegszeit die handwerkliche Kultur nicht zu vernachlässigen und die Kenntnisse der alten Handwerke an die Nachkriegsgenerationen weiterzuvermitteln. Dieser Gedanke des Deutschen Werkbundes war weitsichtig und ist heute noch so aktuell wie er damals war, doch wurde er in vielen Punkten von der rasanten wirtschaftlichen Entwicklung in der Nachkriegszeit überrollt. Die institutionalisierte Realisierung dieser Aufgabe war dem Werkbund selbst nicht möglich, so daß die Handwerkspflege deshalb 1949 beim Bayerischen Handwerkstag eingerichtet wurde.

Mit dem Wandel des Handwerks in unserer Gesellschaft war auch ein Wandel der Aufgaben und der Struktur der Handwerkspflege verbunden. Die Handwerkspflege in Bayern wird heute von einer Gruppe von sechs Mitarbeitern durchgeführt. Diese Mitarbeiter betreuen mehrere Aufgabengebiete: Die Galerie Handwerk mit einem alle vier bis sechs Wochen wechselnden Ausstellungsprogramm, die Beratungsstelle für Formgebung, die Pflege der traditionellen Handwerkstechniken, die gestalterische Ausbildung im Handwerk und das Messe- und Ausstellungswesen. Organisatorisch ist die Handwerkspflege in Bayern dem Bayerischen Handwerkstag (Zusammenschluß aller Bayerischer Handwerkskammern) und der Handwerkskammer für Oberbayern angegliedert.

Finanziell wird die Handwerkspflege fast vollständig vom Bayerischen Staatsministerium für Wirtschaft und Verkehr getragen. Der Zuschuß erstreckt sich allerdings nur auf personal- und organisationsbedingte Sachkosten, so daß praktisch keine Mittel für Eigeninitiativen zur Verfügung stehen. Für Projekte, die außerhalb der Galerie (im In- und Ausland) und auf Messen und Ausstellungen

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

durchgeführt werden, muß jeweils eine Fremdfinanzierung gesichert sein. Viele Pläne und Überlegungen können daher nicht oder nicht in der ursprünglich geplanten Form vollzogen werden. Viele Projekte werden von außen herangetragen und dann im Auftrag staatlicher oder kommunaler Behörden, z.B. der Stadt München, des Landes Bayern oder bestimmter Organisationen durchgeführt.

Die Tätigkeit der Handwerkspflege ist im wesentlichen eine vermittelnde, anregende, informierende und didaktische Tätigkeit ohne die Möglichkeit, in irgendeiner Form gestalterische Programme vorzuschreiben. Darüber hinaus ist es aber auch eine dokumentarische Arbeit, bei der es darum geht, aufzuzeichnen, was sich auf dem Gebiet des gestaltenden Handwerks ereignet. In diesem Sinne entstehen auch die Publikationen, die sich mit den verschiedensten Themenbereichen befassen (z.B. „Die Kunst des Pflasterns", „Restauratoren", „Erde, Asche, Feuer — Keramische Glasuren", „Jugend gestaltet", „Material — Schmuck und Gerät").

Aufgabe ist es weiterhin, die kulturellen Leistungen des Handwerks in den Blickpunkt der Öffentlichkeit zu stellen und mustergültige Beispiele zu zeigen sowie auf besonders dringende Aufgaben und Probleme hinzuweisen oder öffentlich Kritik zu üben. Die politischen Möglichkeiten, kulturelle Ziele durchzusetzen, sind dabei relativ gering.

Im folgenden gebe ich Ihnen einen kurzen Überblick über die Tätigkeit im Jahr 1985:

1. *Stelle für Formgebungsberatung:*
   Es geht bei diesem Aufgabenressort im Grunde genommen immer wieder um die Profilierung und Demonstration dessen, was eine aktuelle handwerkliche Form in unserer Zeit darstellt, d.h. welche Erfordernisse die Zeit an sie stellt und wie sie durch die Erfordernisse der Zeit geprägt wird.

2. *Historische Handwerkstechniken:*
   Im Bereich des traditionellen Handwerks unterscheiden wir drei Gebiete: die Förderung der historischen handwerklichen Techniken, wie sie die moderne Denkmalpflege braucht, die Pflege der Volkskunst und die Fortführung traditioneller Handwerkskunst in der heutigen Zeit.

3. *Messen und Ausstellungen:*
   In der Galerie Handwerk, dem Ausstellungsraum der Handwerkspflege in Bayern, wurden im Jahr 1985 folgende jeweils vier bis sechs Wochen dauernde Ausstellungen gezeigt:
   „Budapest — Experimente und Impulse": avantgardistische Kunsthandwerker aus Ungarn;
   „Die Kunst des Pflasterns": Beruf, Technik und Ausdrucksformen des Pflastererhandwerks;
   „Afrika Akkord" — Keramik, Textil und Schmuck der Nubier;
   „Farbtupfer" — Sammelausstellung zum Thema Farbe;
   „Zeitgenössischer Schmuck aus Spanien";
   „Buntpapier": zur Renaissance des Buntpapiers;
   „Lebzelten, Wachsstöcke, Votivgaben" — Handwerk und Brauch.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Die Handwerkspflege war 1985 mit der Organisation und Durchführung folgender Sonderschauen und Ausstellungen auf Messen befaßt:
Internationale Handwerksmesse in München, Sonderschauen:

1. EXEMPLA — „Altes Handwerk in jungen Händen": zwölf „Lebende Werkstätten";
2. Internationale Schmuckschau — avantgardistischer Schmuck;
3. „Jugend gestaltet" — internationale Schau junger Kunsthandwerker;
4. „Pappbecher und Tischkultur" — Kunsthandwerk zum Thema Tischkultur.

Neben der Internationalen Handwerksmesse gewinnt die Heim + Handwerk als eine auf dem Münchener Messegelände veranstaltete Verkaufsmesse zunehmend an Bedeutung. Dort hat die Handwerkspflege in Bayern die Sonderschau „Unikate", eine Sonderschau des Drechsler-Handwerks und eine Reihe von ‚lebenden Werkstätten' durchgeführt.
Innerhalb der Bundesrepublik Deutschland wurden von der Handwerkspflege 1985 noch folgende Ausstellungen organisiert:
„Kunsthandwerk aus Bayern" in Bonn;
„Im Glanz des schwäbischen Kunsthandwerks — das historische Erbe — Tendenzen der Gegenwart" in Augsburg.
Im Ausland:
„Kunsthandwerk aus Bayern" auf der 100. Grazer Frühjahrsmesse;
„Wirtschaftspartner Bayern", Technisches Handwerk in Qingdao, VR China;
„Kunsthandwerk aus Bayern" in Verona.

4. *Publikationen:*
Zu folgenden Ausstellungen wurden Kataloge erstellt:
„Die Kunst des Pflasterns";
„EXEMPLA '85 — Altes Handwerk in jungen Händen";
„Form, Formel, Formalismus — Internationale Schmuckschau 1985";
„Jugend gestaltet '85".

Die Förderung von „*Volkskunst*" orientiert sich an handwerklich hergestellten Objekten traditioneller handwerklicher Erwerbszweige. Dort wo Volkskunst nicht mehr handwerklich hergestellt wird, sind der Handwerkspflege die Grenzen für ihre Tätigkeit gesetzt. Gefördert wird entsprechend der Aufgabenstellung der Handwerkspflege: die Erhaltung der Handwerkstechniken, die Handwerksform, die Materialgerechtigkeit der Verarbeitung, die Funktionalität und Qualität von Form und Dekor sowie die geistige Haltung, in der Form und Technik ausgeführt werden. Dies gilt für Bereiche wie z.B. die Weberei, die Keramik, die Hinterglasbildmalerei und das schmiede- und holzverarbeitende Handwerk, deren Arbeiten immer wieder exemplarisch herausgestellt werden, sowohl im Rahmen von Ausstellungen als auch durch Publikationen.

Ein interessantes Teilgebiet ist das, was man das intellektualisierte Aufgreifen von Volkskunst nennen kann. In unserem Land begann es Ende der 60er Jahre. Einige junge Leute haben, zum Teil auch aus gesellschaftlichem Protest, den Beruf des Handwerkers gewählt, sich aus der Stadt in ländliche Gebiete abgesetzt

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

und alte Handwerkstraditionen aufgegriffen und wiederbelebt. Diese Beispiele haben eine Bewegung im Kunsthandwerk ausgelöst und vor allem der volkstümlichen Keramik zu einem ungeheuren Aufschwung verholfen.

Es gibt im Bereich der Volkskunst vieles, was wir nicht als exemplarisch herausstellen möchten. Insgesamt aber hat diese Belebung der „Volkskunst" das zeitgenössische Kunsthandwerk sehr stark beeinflußt und aktualisiert (z.B. Arbeiten des Keramikers Jörg von Manz). Der Ausgangspunkt ist die Tradition, die jedoch oft einbezogen wurde in die geistige Auseinandersetzung um Kunst und moderne Kultur. So sind Einflüsse von Picasso, Miro und den Kulturen der sog. Primitivvölker bei diesen Arbeiten immer wieder nachzuweisen, auch dann, wenn sie sich in ihrer Fertigungsart ganz streng an ihre historischen Vorbilder halten.

Im zeitgenössischen Handwerk zeigt sich auch bei uns der Wunsch und Wille des Handwerkers, Künstler zu sein. Ein Künstler steht nach wie vor in der Rangordnung weit über dem Handwerker und die Anerkennung als Künstler gilt als Traumziel vieler. Daneben hat es eine ganz praktische Bedeutung: Künstler haben steuerrechtliche und auch gewerberechtliche Erleichterungen und viele unserer handwerklich ausgebildeten Kunsthandwerker versuchen, die staatliche Anerkennung aus diesen Gründen zu erlangen.

Der Fortführung der historischen Techniken in zeitgenössischer Form — was nichts mit der Pflege der Volkskunst zu tun hat — gelten viele Anstrengungen der Handwerkspflege in Bayern. Dabei wird immer wieder herausgestellt, welche Bedeutung die Vielfalt der historischen Techniken in unserer Zeit haben kann. Besonders deutlich läßt sich dies vielleicht am Glas veranschaulichen, wo bei den meist einfachen Formen die Unterschiedlichkeit der Herstellungstechniken und ihrer ästhetischen Qualität besonders deutlich demonstriert werden kann.

Ein besonderes Problem stellt die gestalterische Ausbildung im Handwerk dar. Wir können auf Ausbildungskonzepte zurückgreifen wie vielleicht kein anderes europäisches Land. Die Kunstgewerbebewegung des letzten Jahrhunderts und das Bauhausmanifest zu Beginn dieses Jahrhunderts haben Unterrichtsmodelle entwickelt, die noch heute weltweit Beachtung finden. Diese Konzepte wurden allerdings von der deutschen Schul- und Kulturpolitik in der Nachkriegszeit völlig unbeachtet gelassen. Man hat sich aus Fortschrittsgläubigkeit völlig auf die industriell gefertigte Form konzentriert und eine übermäßig große Zahl von Designern herangebildet, während die gestalterische Ausbildung in der handwerklichen Lehre bzw. an den handwerklichen Berufs- und Fachschulen allzu deutlich vernachlässigt wurde. Die Gegenreaktion erfolgte in den 80er Jahren, als erste Versuche begonnen wurden, dem Handwerker ein gestalterisches Ausbildungsangebot an die Hand zu geben — auf freiwilliger Basis im Rahmen der beruflichen Fortbildung. Versuchsprojekte der Handwerkskammern in Kassel, Hildesheim und Münster werden vom Bundesbildungsministerium in der schwierigen Anfangsphase finanziell unterstützt. Die Handwerkspflege in Bayern bereitet derzeit ebenfalls ein umfangreiches gestalterisches Fortbildungsprogramm für Handwerker vor. Der Verlust, den wir durch die Einstellung der klassischen alten Werkkunstschulen in den 50er Jahren erlitten haben, wird immer deutlicher bewußt.

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Abschließend noch ein Wort zum gestaltenden Handwerker und seiner Lebensform. Sie unterscheidet sich meist von der anderer Handwerker, sowohl nach der Ausbildung als auch nach der Art und Weise wie sie leben und tätig sind. Ein relativ hoher Prozentsatz der gestaltenden Handwerker hat eine höhere Schulbildung und viele von ihnen haben sich nach der Berufsausbildung künstlerisch fortgebildet. Häufig ist die Wahl der Lebensform mit einem Verzicht auf Geld, berufliche Karriere, etc. verbunden. Nicht selten liegt eine doppelte Berufstätigkeit vor, d.h. der Kunsthandwerker ist auf nebenberufliche Tätigkeiten angewiesen wie Lehrtätigkeit, Handelstätigkeit, etc. Die Entscheidung, als Kunsthandwerker zu leben, ist daher nicht selten eine existenzielle Entscheidung. Dennoch gibt es auch im Kunsthandwerk verschiedenste Betriebsgrößen vom Kleinst- bis zum Großbetrieb, wobei der durchschnittliche Betrieb etwa fünf Beschäftigte hat. Der Verkauf kunsthandwerklicher Arbeiten erfolgt sehr häufig nur in der eigenen Werkstatt oder im Atelier, oder aber über spezielle kunsthandwerkliche oder künstlerische Galerien sowie auf Messen, wobei die Internationale Frankfurter Messe der wichtigste Messeplatz ist; in letzter Zeit gewinnen auch kunsthandwerkliche Märkte, die allerorten aus dem Boden geschossen sind, an Bedeutung. Der „goldene Boden" des Handwerks findet sich im Bereich des Kunsthandwerks nicht immer und um so wichtiger ist daher die Förderung dieses oft durch große Individualität geprägten Berufskreises. Dieses betrachtet die Handwerkspflege in Bayern dann auch als ihre wichtige und stets abwechslungsreiche Aufgabe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

Veröffentlichungen der Südosteuropa-Gesellschaft

SÜDOSTEUROPA-JAHRBÜCHER

Im Namen der Südosteuropa-Gesellschaft herausgegeben von Wilhelm Gülich †,
ab 4. Band von Rudolf Vogel, ab 7. Band von Walter Althammer

1. Band: Südosteuropa zwischen Ost und West.
München 1957. 224 S., Ganzleinen DM 15,80

2. Band: Ideologische, kulturelle und wirtschaftliche Wandlungen in Südosteuropa.
München 1958. 192 S., Ganzleinen DM 15,80

3. Band: Wirtschaftliche Entwicklung und volkliche Eigenständigkeit in Südosteuropa.
München 1959. 200 S., Ganzleinen DM 15,80

4. Band: Der gegenwärtige Stand der wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zu Südosteuropa.
München 1960. 248 S., Ganzleinen DM 15,80

5. Band: Die Donau in ihrer geschichtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung.
München 1961. 188 S., Ganzleinen DM 15,80

6. Band: Die Volkskultur der südosteuropäischen Völker.
München 1962. 216 S., Ganzleinen DM 18,— (vergriffen)

7. Band: Deutsch-Südosteuropäische Wirtschaftsprobleme.
München 1966. 138 S., Ganzleinen DM 32,— (vergriffen)

8. Band: Die Stadt in Südosteuropa — Struktur und Geschichte.
München 1968. 183 S., Ganzleinen DM 48,— (vergriffen)

9. Band: Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte Südosteuropas im 19. und 20. Jahrhundert.
München 1970. 217 S., Ganzleinen DM 52,— (vergriffen)

10. Band: Kunst und Geschichte in Südosteuropa.
Recklinghausen 1973. Ganzleinen, Kunstdruck, Bildtafeln, Großformat 188 S., DM 30,—

11. Band: Die zeitgenössischen Literaturen Südosteuropas.
München 1978. Ganzleinen, 220 S., DM 55,—

12. Band: Jugoslawien am Ende der Ära Tito. 2 Bände
Grothusen, Klaus-Detlev, Othmar Haberl und Wolfgang Höpken (Hsg.)
München-Wien 1983/1986. 181/298 S., je DM 68,—

13. Band: Südosteuropa zwischen 1600 und 1000 v. Chr.
Hänsel, Bernhard (Hsg.)
Berlin 1982. 408 S., DM 190,—

14. Band: Dalmatinisches Reisebuch.
Stanić, Michael
München—Zürich 1983. 204 S., 88 Abb., DM 34,—

15. Band: Grenzüberschreitender Umweltschutz.
Gumpel, Werner (Hsg.)
München 1985. 152 S., DM 34,—

16. Band: Politik und Wirtschaft in Südosteuropa. Festschrift für Rudolf Vogel.
Gumpel, Werner und Roland Schönfeld (Hsg.)
München 1986. 228 S., DM 46,—

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

SÜDOSTEUROPA-STUDIEN

Im Namen der Südosteuropa-Gesellschaft herausgegeben von Rudolf Vogel, ab 8. Heft von Walter Althammer

Erschienen sind bisher 37 Hefte. Die nachfolgend nicht aufgeführten Hefte sind vergriffen.

2. Heft: Gamst, Max und Gerhard Teich (Hsg.)
Die Donau — Ein Verzeichnis des in der Bibliothek des Instituts für Weltwirtschaft an der Universität Kiel vorhandenen einschlägigen Schrifttums.
München 1960, 69 S., DM 8,—

4. Heft: Ziegler, Gert
Griechenland in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft
München 1962. 112 S., DM 10,—

13. Heft: Rohleder, Claus Dieter
Die Osthandelspolitik der EWG-Mitgliedstaaten, Großbritanniens und der USA gegenüber den Staatshandelsländern Südosteuropas.
München 1969. 136 S., DM 20,—

14. Heft: Althammer. Walter (Hsg.)
Die Donau als Verkehrsweg Südosteuropas und die Großschiffahrtsstraße Rhein-Main-Donau.
München 1969. 128 S., DM 26,—

15. Heft: Gülich-Bielenberg, Hanna (Red.)
Die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft und der Handel mit Südosteuropa.
München 1970. 34 S., DM 12,—

18. Heft: Pernack, Hans-Joachim
Probleme der wirtschaftlichen Entwicklung Albaniens. Untersuchung des ökonomischen und sozioökonomischen Wandlungsprozesses von 1912/13 bis in die Gegenwart.
München 1972. 196 S., DM 24,—

19. Heft: Grothusen, Klaus-Detlev
Symposion des wissenschaftlichen Beirates der Südosteuropa-Gesellschaft vom Juni 1971. Ergebnisse und Pläne der Südosteuropa-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland und Österreich.
München 1972. 196 S., DM 20,—

20. Heft: Zotschew, Theodor D.
Strukturwandel in Wirtschaft und Gesellschaft Südosteuropas. Eine sozial-ökonomische und statistische Analyse anläßlich des 20jährigen Bestehens der Südosteuropa-Gesellschaft.
München 1972. 113 S., DM 20,—

21. Heft: Gülich-Bielenberg, Hanna (Red.)
Zukunftsperspektiven der Donauschiffahrt nach 1980.
München 1973. 68 S., DM 12,—

22. Heft: Hartl, Hans (Red.)
Deutsch-rumänisches Colloquium junger Historiker, Kulturhistoriker und Zeitgeschichtler.
München 1974. 152 S., DM 25,—

23. Heft: Hartl, Hans (Red.)
Das Gastarbeiterproblem: Rotation? Integration? Arbeitsplatzverlagerung? (Jugoslawien, Griechenland, Türkei), 168 S., München 1975, DM 25,—

24. Heft: (Band 7 der Nürnberger Forschungsberichte)
Kontetzki, Heinz
Agrarpolitischer Wandel und Modernisierung in Jugoslawien
Zwischenbilanz einer sozialistischen Entwicklungsstrategie
Nürnberg/München 1976. 564 S., DM 24,—

25. Heft: Hartl, Hans (Red.)
Transportproblem Nahost — Güterströme suchen ihren Weg.
München 1976. 175 S., DM 25,—

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access

00055689

26. Heft: (Band 9 der Nürnberger Forschungsberichte)
Ronneberger, Franz (Hsg.)
Türkische Kinder in Deutschland.
Nürnberg/München 1977. 321 S., DM 22,—

27. Heft: (Band 1 der Bulgarischen Sammlung)
Gesemann, Wolfgang, Kyrill Haralampieff und Helmut Schaller (Hsg.)
Bulgarische Sprache, Literatur und Geschichte.
Neuried 1980. 276 S., DM 38,50

28. Heft: Ruppert, Karl und Hans-Dieter Haas (Hsg.)
(Münchner Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeographie)
Industrialisierung und Urbanisierung in sozialistischen Staaten Südosteuropas.
Kallmünz/Regensburg 1981. 152 S., DM 35,—

29. Heft: (Band 2 der Bulgarischen Sammlung)
Gesemann, Wolfgang, Kyrill Haralampieff und Helmut Schaller (Hsg.)
1300 Jahre Bulgarien. Studien zum 1. Internationalen Bulgaristikkongreß.
I. Teil. Sofia 1981.
Neuried 1981. 473 S., DM 108,—

30. Heft: (Band 3 der Bulgarischen Sammlung)
Gesemann, Wolfgang, Kyrill Haralampieff und Helmut Schaller (Hsg.)
1300 Jahre Bulgarien. Studien zum 1. Internationalen Bulgaristikkongreß.
II. Teil. Sofia 1981.
Neuried 1982. 324 S., DM 97,—

31. Heft: Ronneberger, Franz und Rudolf Vogel (Hsg.)
Gastarbeiterpolitik oder Immigrationspolitik.
München-Wien 1982. 202 S., DM 27,—

32. Heft: Dietz, Adolf (Hsg.)
Das Patentrecht der südosteuropäischen Staaten.
Weinheim—Deerfield Beach, Florida—Basel 1983 (GRUR-Abhandlungen). 116 S., DM 58,—

33. Heft: Ronneberger, Franz
Die politischen Systeme Südosteuropas.
München-Wien 1983. 247 S., DM 44,—

34. Heft: Bernath, Mathias und Karl Nehring (Hsg.)
„Friedenssicherung in Südosteuropa: Föderationsprojekte und Allianzen seit dem Beginn der nationalen Eigenstaatlichkeit".
Neuried 1985. 189 S., DM 48,—

35. Heft: (Band 4 der Bulgarischen Sammlung)
Gesemann, Wolfgang, Kyrill Haralampieff und Helmut Schaller (Hsg.)
„Bulgarien. Internationale Beziehungen in Geschichte, Kultur und Kunst".
Neuried 1984, 260 S., DM 57,—

36. Heft: Ruppert, Karl und Hans-Dieter Haas (Hsg.)
„Raumstrukturen der randalpinen Bereiche Bayerns und Sloweniens".
Kallmünz/Regensburg 1984. DM 36,—

37. Heft: Djeković, Liliana
Das Außenhandelssystem Jugoslawiens. Eine problemorientierte Analyse.
München 1984. 187 S., DM 38,—

Klaus Roth - 978-3-95479-697-7
Downloaded from PubFactory at 01/11/2019 09:41:16AM
via free access